

HEFT 6 MÄRZ 1925

PREIS

1 M.

W H U

DAS NEUE WULLSTEIN MAGAZIN



DAS
MALTESERKREUZ



GARANTIERT,
DASS SIE DEN

AQUAVIT
MARKE
MALTESERKREUZ

BEKOMMEN.



**DE DANSKE
SPRITFABRIKKER**

AALBORG-KOPENHAGEN
G. M. B. H.

BERLIN-CHARLOTTENBURG
ILSENBURGER STRASSE 15.



REEMTSMA-CIGARETTEN SORTEN-GRUPPE «A»

Die in der Gruppe A zusammengefaßten
Sorten sind in ihrem Mischungscharakter
besonders ausgeglichen und unaufdringlich.

GELBE SORTE 6 *g*

süffig-ausgeglichen

PROVENIENZ: SERRES, JENIDJE, XANTHI,
LYGDA, SAMSON

SENOUSSI 10 *g*

süß-schmiegsam

PROVENIENZ: SMYRNA, XANTHI, ZICHNA,
DRAMA, MADEN

CAVALLA 12 *g*

sehr gehaltvoll-duftig

PROVENIENZ: CAVALLA-DISTRIKT

REEMTSMA A.-G.
ALTONA-BAHRENFELD

30



*Es liegt ein Versprechen in
dem Namen*

KALODONT

(Schönheit der Zähne)

*Benutzen Sie die Zahn-
creme KALODONT und das
Versprechen wird eingelöst*

**Schöne
Zähne**

Kalodont ist das Original aller Zahncreme in Tuben / Kalodont ist seit dem Jahre 1887, also seit nahezu 40 Jahren, im Handel / Die schäumende Zahncreme Kalodont ist eine Zahnpaste in konzentrierter Form und 2 bis 3 mal so ausgiebig wie die meisten anderen Zahnpasten / Kalodont erhält Ihre Zähne gesund, macht sie blendend weiß, wirkt desinfizierend und verleiht dem Hauche Ihres Mundes ein köstliches Aroma / Kalodont erhielt infolge seiner unerreichten Qualität 39 erste Preise, u.a. auch die höchste Auszeichnung, den „Großen Preis“ auf der Internationalen Hygieneausstellung Dresden 1911

1 kleine Tube M. 0.60 / 1 große Tube M. 1.—

F. A. SARG'S SOHN & C^{IE}, BERLIN

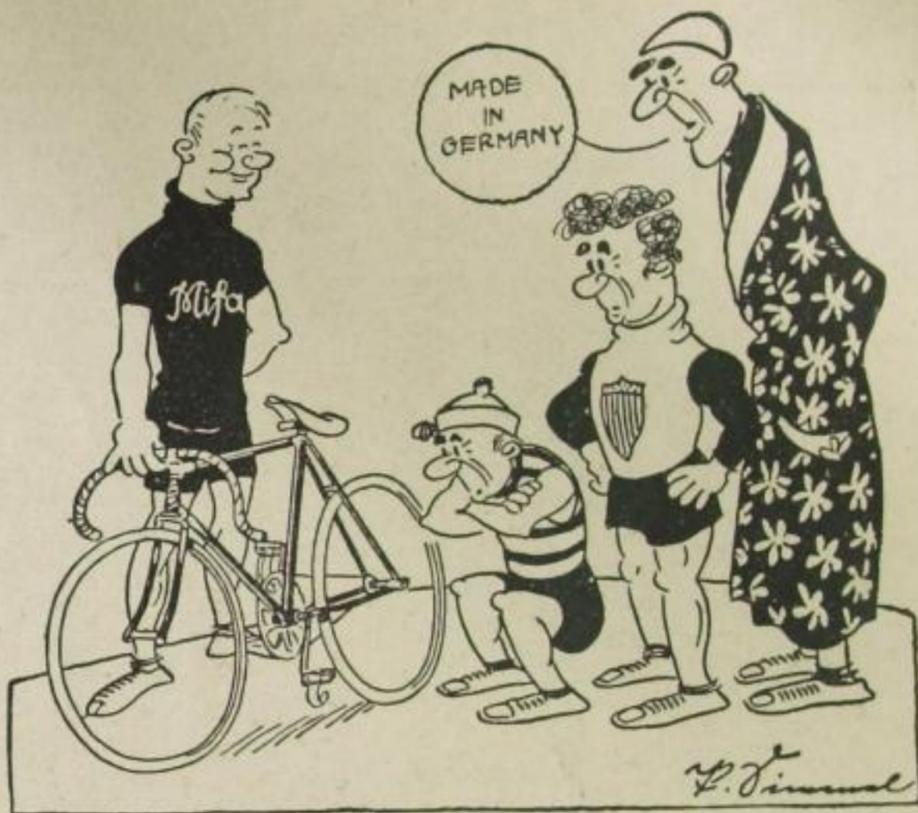
Schaumpon mit dem
schwarzen
Kopfe



Das
altbewährte Kopfwaschpulver

LUDWIG
HOHLWEIN

MÜNCHEN



Ihr Holzer!
„Lobt mich, denn mein Schwefel-Werkschein!“
„Ich ist mein „Wolfer“, die könnt noch im Linn.“

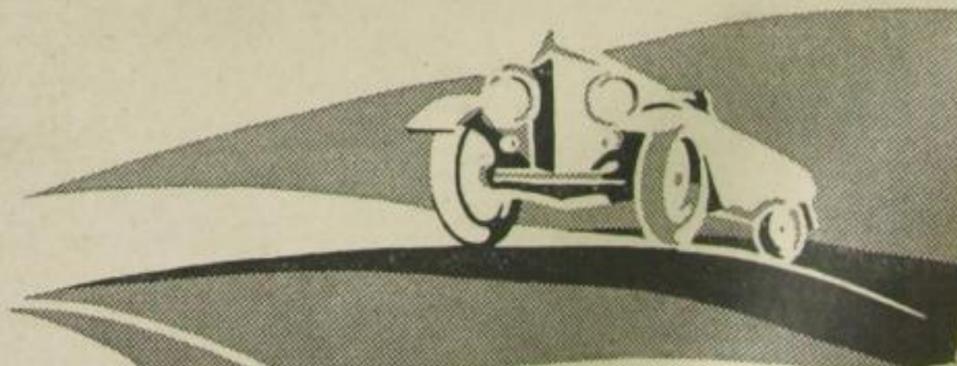
Mitteldeutsche Fahrradwerke G. m. b. H.
 Sangerhausen - Berlin, Am Karlsbad 6.

Nur mit dem
KINO- und PROJEKTIONSAPPARAT

BOL

arbeitet

JACKIE COOGAN



ALLEINVERTRETUNG FÜR DEUTSCHLAND
W. KENNGOTT · STUTTGART ·
ARCHIVSTR. 14

Plastica.



Plastica,

Ein herrlich sitzender Büstenhalter mit schmalem Rücken und einem dehnbaren Rückenverschluß, der jeder Bewegung bei Tanz und Sport nachgibt

Bezugsquellen durch

LOBBENBERG & BLUMENAU
KÖLN / BERLIN, LEIPZIGER STRASSE 73/74

Hersteller der Ski-Fabrikate



Kaue
Audax

AUDAX
PFEFFERMINZ * CITRONE * HUSTEN-AUDAX

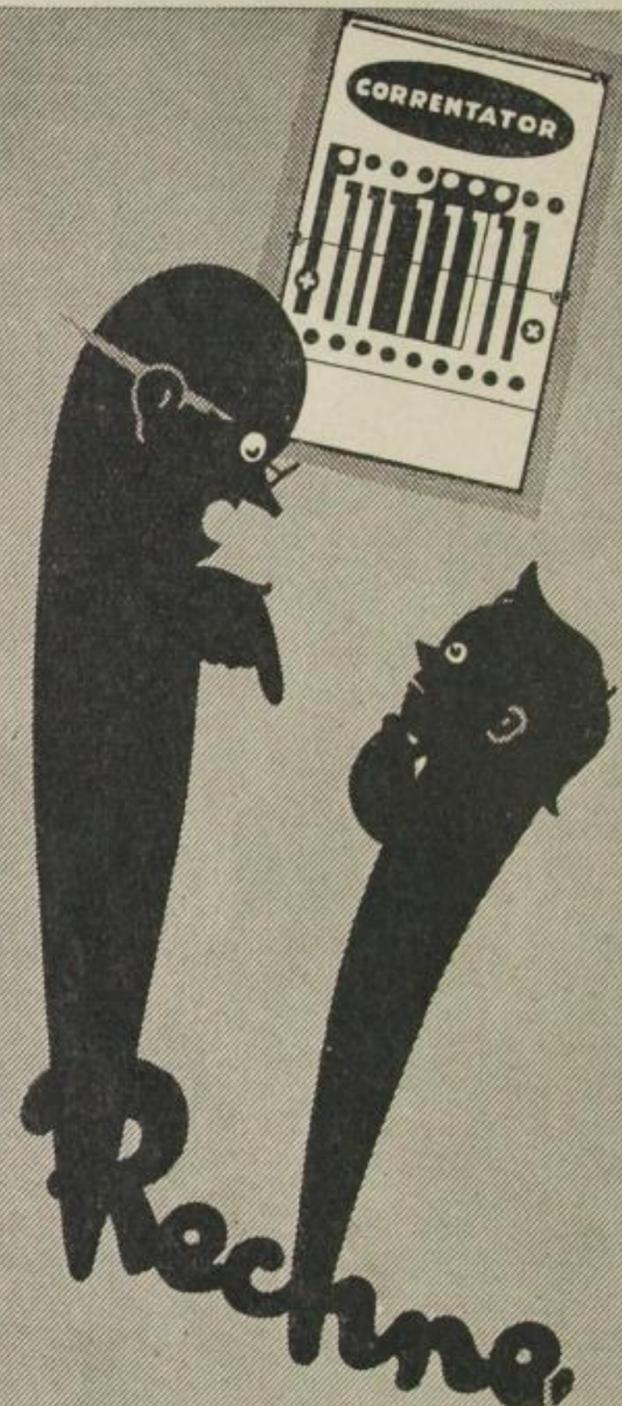
Rezept für Deutsche:
Einstweilen „Audax“ kauen,
Vertrauensvoll in die Zukunft schauen

U
CIB

Vorrätig in den einschlägigen Geschäften
sonst Probesendung gegen Gm. 1.- durch
Exnerwerk A.G., Königstein-Elbe, Pharm. Abt.



Georg Jasmatzi und Söhne
 Dresden u. Köln



CORRENTATOR

Rechner

*mechanisch
schnell
fehlerlos*

MIT

COMPRESSOR

Mk 10.

*Westentaschen-
Rechenmaschine*

CBR

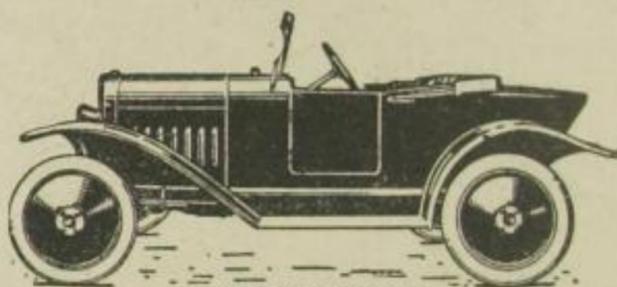
CONTINENTALE BÜRO-REFORM
JEAN BERGMANN G.M.B.H.
BERLIN W. 15
Kaiserallee 215 f

Überall erhältlich



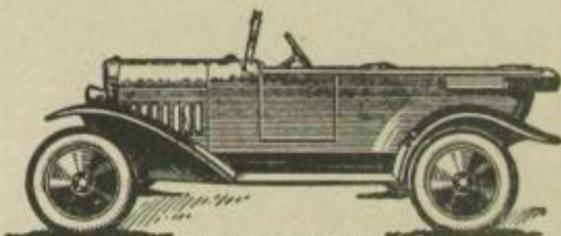
Größte Produktion
Deutschlands

4 PS



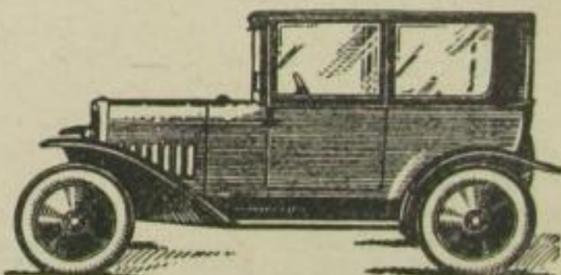
ZWEISITZER

Bosch-Licht, Bosch-Anlasser, echt Leder-gepolsterte Sitze,
wasserdichtes Segeltuchverdeck, Gepäckkast.
Fünffache Ballonbereifung G-M. **4000**
Brennstoffverbrauch 5 Liter auf 100 km.



DREISITZER

Bosch-Licht, Bosch-Anlasser, echt Leder-gepolsterte
Sitze, wasserdichtes Segeltuchverdeck, je ein Gepäck-
kasten zu beiden Seiten des hinteren Sitzes
Fünffache Ballonbereifung G-M. **4600**
Brennstoffverbrauch ca. 5 Liter für 100 km.



LIMUSINE

Bosch-Licht, Bosch-Anlasser, Karosserie mit 2 nach
vorn aufgehenden Türen, 3 Plüsch-Cord-gepolsterte Sitze,
Gepäckkasten im Innern, herablaßb. Fenster
Fünffache Ballonbereifung G-M. **5600**
Brennstoffverbrauch ca. 5 kg für 100 km.

Die Preise verstehen sich
ab Werk Rüsselsheim a. Main

Man verlange ausführliches Angebot und
Beschreibung. Vertreter an allen groß. Plätzen

Der Wagen für jedermann

Anstellung im Ausland

Vom Handwerksburschen zum Kommerzien-Rat. Lehrerprüfungen bestanden. Einkommen verdoppelt. Anstellung als Dolmetscher. Vom Kontoristen zum Prokuristen aufgerückt. Als Übersetzer tätig. Als ehemaliger Volksschüler leitende Stellung erhalten usw.

Solche und viele andere ähnliche Erfolge haben uns in freiwillig abgegebenen Anerkennungen unzählige unserer Schüler berichtet. Nur

durch Sprachkenntnisse

die sie auf Grund der Unterrichtsbriefe nach unserer Methode Toussaint-Langenscheidt erworben haben, haben diese Leute ihre Erfolge erzielt. Auch Sie können es diesen Leuten gleichtun. Glauben Sie nicht, dass Sie es nicht schaffen. Sie brauchen nur den Willen dazu aufzubringen. — Vorkenntnisse oder bessere Schulbildung nicht erforderlich. Sie lernen nach unserer Methode von der ersten Stunde



Prof. G. Langenscheidt

an die fremde Sprache mit unbedingter Sicherheit richtig lesen, schreiben, sprechen und verstehen. Sie sind schon in ganz kurzer Zeit in der Lage, sich zu verständigen und einfache Briefe zu schreiben, also Ihre Kenntnisse tatsächlich nutzbringend anzuwenden. — Vertrauen Sie sich unserer Führung an. Auch Sie werden die Erfolge erringen, die schon viele Tausende vor Ihnen erzielt haben, wenn Sie nach der

Methode Toussaint-Langenscheidt

eine fremde Sprache erlernen. — Um unseren Unterricht kennen zu lernen, brauchen Sie keinen Pfennig auszugeben. Teilen Sie uns auf nebenstehendem Abschnitt nur Ihre Adresse mit und die Sprache, die Sie erlernen wollen.

Wir senden Ihnen dann

vollständig kostenlos

portofrei und ohne irgendwelche Verbindlichkeit eine Probelektion zu. Selbst wenn Sie heute noch nicht wissen sollten, wie Sie Sprachkenntnisse einmal verwerten können, wäre es falsch von Ihnen, unser Angebot nicht zu beachten. Veränderungen ergeben sich bald im Leben, und viele Tausende, die früher einmal aus Liebhaberei Sprachen erlernt haben, besitzen heute in ihren gediegenen Sprachkenntnissen

die Grundlage für ihre Existenz.

Überlegen Sie nicht lange. — Schreiben Sie heute noch!

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
(Prof. G. Langenscheidt) Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 29-30

Auf nebenstehendem Abschnitt nur gewünschte Sprache u. Adresse genau angeben u. in offenem Briefumschlag frank. als Drucksache (5 Pf.) einsenden. Wenn Zusätze gemacht werden, nur als verschlossener Brief zulässig.

Ich er-
suche
um Zu-
sendung
der i. Uhu^t
angebote-
nen Probelek-
tion der [93

Hier abtrennen!

Sprache, kosten-
los, portofrei und
ohne Verbindlichkeit

Name:

Beruf:

Ort u. St r.



H. W. KRUG.

HERMANN
HAMMERSCHLAG

Führendes deutsches Spezialhaus für

DAMENHÜTE

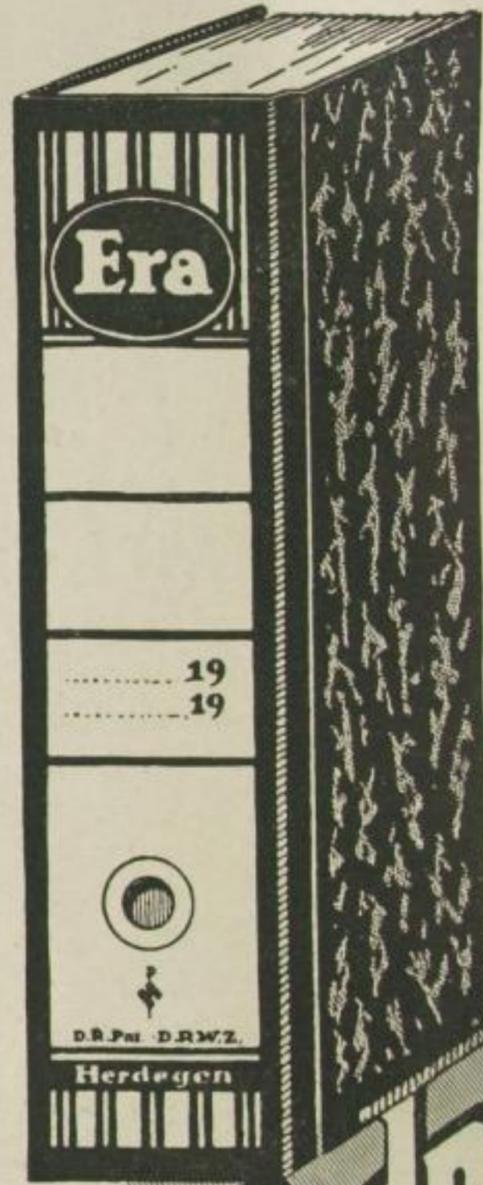
HAMBURG, NEUERWALL 52, 54, 56, 58, 60

Bitte beachten Sie:



Eingetragene Schutzmarke

BADEN BADEN, LANGESTRASSE 52
BAD PYRMONT, AM HYLLIGEN BORN 1



Era

19

19

D.R.Pat. D.R.W.Z.

Herdegen

Era-Ordner

*Besser
als
jederAndere!*

GEB.

Lieferung durch die Bürobedarfsgeschäfte
Bezugsquellen auch durch Herrn Herdegen Berlin SW.67



Photographie = Lichtbildkunst
mit erfolgreichen Mitteln

Mütter!! Eure Kinder

wachsen heran und die Erinnerung an ihre Kleinkinderjahre verblassen. Darum photographiert Eure Kleinen! Nichts lehrt uns die Kleinen besser beobachten und sie verstehen, als sie in ihren Spielen und kindlich drolligen Beschäftigungen zu photographieren. Welche wertvolle Erinnerungen sind solche Bilder für die Kinder in späteren Jahren. Aber achten Sie auf gutes Aufnahmematerial.

Agfa-Rollfilme und-Filmpacke

sind hoch lichtempfindlich, einfach zu verarbeiten, bei Tageslicht einzulegen und IMMER schnell aufnahmebereit.

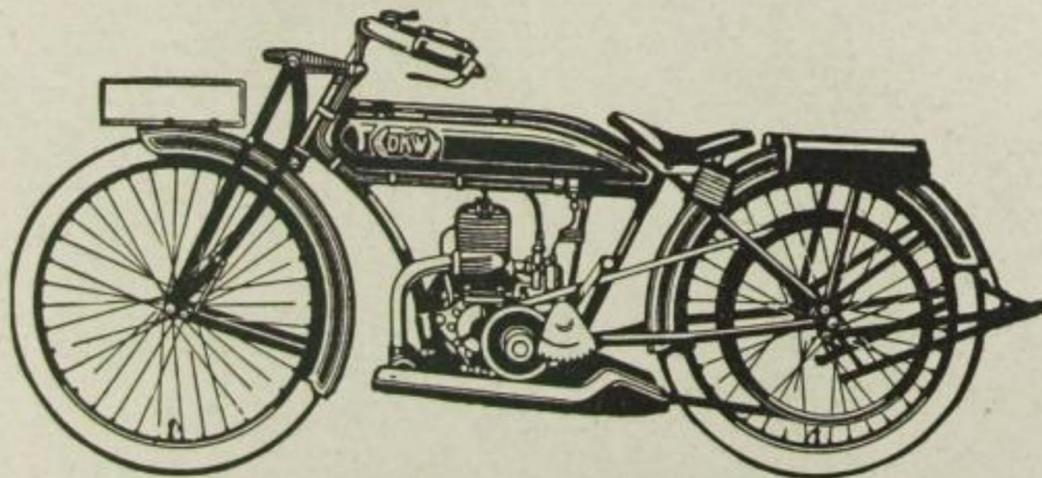
AGFA-PHOTOGRAPHIE IST LEICHT.

ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILIN-FABRIKATION
PHOTO-ABTEILUNG BERLIN SO 36

DKW

70 000 laufen in aller Welt
1000 Preise auf Straße u. Bahn
Unzählige Anerkennungen aus allen Ländern

DAS POPULÄRSTE MOTORRAD



ZSCHOPAUER MOTORENWERKE J. S. RASMUSSEN A G
ZSCHOPAU B. (SACHSEN)

VERLANGEN SIE das
AGFA - PHOTO - LEHR -
BUCH A 125 mit vielen
prakt. Winken, es kostet
beim Photo-
händler od. **20 Pf.**
direkt zu
beziehen von der Agfa.
Katalog, Prospekt gratis.

*Adams Kaugummi
Sen-Sen
ist beliebt und weltbekannt!*



Alleinige Generalvertreter für Deutschland Dahlem & Co., m. b. H.
Coblenz am Rhein / Pfaffendorf

Tangermünder



TANGERMÜNDER
SCHOKOLADENFABRIK
FR. MEYER & CO.
TANGERMÜNDE

Gesta



D. R. G. M.

Wer schreiben will, braucht einen Blei,
Der stets zur Hand und einwandfrei.

Auf den er sich verlassen kann
Zu jeder Zeit, wo, wie und wann.

Vermeide Ärger mit den alten,
Laß Deinen Blei von »GESTA« halten.

Kurz oder lang, verlängern, schützen,
Kannst Deinen Blei restlos benutzen.

Ersparen tut's Dir Geld, Verdruß,
Halt Deinen Blei in „Gesta's“ Schutz.

Drum rat' ich Dir, es sei Dein Wille,
Kauf' Dir noch heut 'ne Gesta-Hülle.

Sie macht Dir Freude jahrelang
Und um den Preis, da sei nicht bang.

Die 2 Mark halt Du bald heraus
Und lachst, die noch gezögert, aus.

Denn „Gesta“, warum es verhehlen,
Sie darf an keinem Bleistift fehlen.

»GESTA«

die neue praktische Bleistift-Hülle
in Platinin-Silber, der elegante Gebrauchs-
artikel, steht und hängt aufrecht, dient graviert
als Petschaft, enthält feinsten Zedernholz-
Kopierstift, jeder Bleistift darin
restlos zu verwenden

★

In den einschlägigen Fachgeschäften zu haben, Be-
zugsquellen weisen wir nach. Wo nicht, erhältlich
gegen Einsendung von M. 2.— (bei Nachnahme
zuzüglich 20 Pf. Porto) durch alleinige Hersteller

GESTA-METALLWAREN-
INDUSTRIE GIESEN & CO.
ABTEILUNG 5 HANNOVER I

Eine neue Quelle des Vergnügens



Ica Kinamo

Kleinsten
Kino-Aufnahme-
Apparat
für Normalfilm

PROSPEKT KOSTENFREI

Ica A.G. Dresden 46

Eine glückliche Entdeckung

Meine Freundin wollte mit ihrem Manne eine längere Reise machen und bat mich, da Diebstähle in der Reisezeit jetzt an der Tagesordnung sind, in ihrer Wohnung nach dem Rechten zu sehen. Natürlich war ich riesig froh, auf diese Weise für längere Zeit nach Berlin zu kommen, und sagte mit Freuden zu.

Als ich meine Freundin vor ihrer Abreise in Berlin sah, staunte ich, wie frisch und blühend sie ausah. Sie erschien mir gar nicht so erholungs- und reisebedürftig. Früher, als sie noch in meiner Heimat wohnte, war ihr Gesicht lange nicht so jugendlich reizvoll wie jetzt. Ich konnte es nicht begreifen, wie sie in den Jahren, wo ich sie nicht gesehen hatte, jünger geworden sein könnte. Ich fragte, ob sie etwa ein Schönheitsmittel anwende? Sie verneinte!

Als meine Freundin und ihr Mann abgereist waren und ich in allen Zimmern Ordnung schaffte, interessierte ich mich natürlich besonders für ihr Toilettezimmer. Was fand ich da? Ein Töpflein Marylan-Creme! Also doch!

Ich suchte weiter und fand ein dazugehörendes Büchlein über neue Schönheitspflege. Dieses Büchlein las ich, und nun wurde mir mit einem Male klar, wo meine Freundin ihre Frische und ihr verjüngtes Aussehen her hatte. Was ich in dem Büchlein las, waren mir neue Dinge, zumal ich bisher allen angepriesenen Schönheitsmitteln zweifelnd gegenüberstand.

Ich mußte keine Evas-Tochter sein, wenn ich die Wirkung der Marylan-Creme nicht sofort an mir erprobt hätte. Ich war nicht wenig erstaunt über die sanfte Wirkung dieser wundervollen Creme. Tag für Tag freute ich mich vor dem Spiegel, wie meine unreine Haut sich glättete und verschönte, wie meine Runzeln und scharfen Züge zusehends verschwanden.

Als meine Freundin von ihrer Reise zurückkam, waren ihre ersten Worte: „Emmy, wie bist du schön geworden!“ Und ihr Mann sagte: „Tatsache, fällt mir direkt auf!“ Ich lächelte und sagte gar nichts. Aber meine Freundin schien mir von Stunde an so etwas wie Eifersucht zu empfinden.

Wie froh und zufrieden bin ich, durch diese glückliche Entdeckung „Marylan-Creme“ kennengelernt zu haben. Jetzt möchte ich sie um keinen Preis mehr entbehren, nicht um alles in der Welt.

Da ich aber keineswegs so engherzig bin wie meine liebe Freundin, teile ich allen Damen (auch der Herrenwelt, die ein hübsches, jugendfrisches Aussehen haben möchte) meine Entdeckung mit und wünsche, daß jeder dies einzigartige Mittel kostenlos probiert.

Schreibt alle an den Marylan-Vertrieb, Berlin 125, Friedrich-Straße 18. Sogleich bekommt ihr eine Probe Marylan-Creme nebst hochinteressantem Büchlein über Schönheitspflege, beides kostenlos und portofrei. Ich weiß, daß ihr mir im Stillen danken werdet.





rate allen
Frauen zu
SAGROTAN

*
Erfälligch
in Apotheken u. Drogerien

Die beste
Schuhpflege

mit



in der Tube

*Eg-Gü ist das vollkommenste, höchst-
 prämierte Schuhpflegemittel und wirkte
 durch seine Veredelung in Qualität
 sowie Verpackung bahnbrechend auf
 dem Gebiete der neuen Schuhpflege.
 Eg-Gü ist die Original-Tubencreme
 und wurde bisher*

von keiner
Nachahmung
erreicht!

Eine neue, einfache, unschädliche Kur entfernt überflüssiges Fett an jeder gewünschten Stelle

Nur 5 Minuten täglich anzuwenden!

überflüssiges Fett

an:
Nacken
Schulter

Brust

Leib

Hüften

Schenkel

Waden

Knöchel



Tausende von Frauen haben nur an gewissen Stellen zuviel Fettansatz, während die Figur sonst ganz normal ist. Viele Frauen haben zu starke Hüften, viele nur einen zu starken Leib, andere zu plumpe Waden und dicke, höchst unschön wirkende Knöchel, obwohl der Körper sonst in Schönheit wohlgeformt ist. Auch

Sie können jetzt vielleicht, wie nie zuvor, an jeder gewünschten Stelle den lästigen Fettansatz beseitigen, und zwar durch die geniale Erfindung des „**Sascha-Reduzierers**“. Er ist so wunderbar leicht zu gebrauchen, nur 5 Minuten täglich, und wirkt doch so schnell. Das Prinzip, auf dem dieses Wunder der Wissenschaft aufgebaut ist, ist so vollkommen natürlich, wie die Fettbildung selbst. Fett bildet sich, wenn die Blutzirkulation zu träge ist es zu lösen und aus dem Körper hinauszubefördern, und wenn einmal vorhanden, wird durch diese Anhäufung die Blutzirkulation behindert. Der „**Sascha-Reduzierer**“ bewirkt durch sanftes, aber durchdringendes Saugen eine natürliche Blutzirkulation in den fetten Partien, die rotierende Saugbehandlung löst das Fett und macht dessen Lösung dem Blute leichter, wodurch die Hinausbeförderung aus dem Körper



leichter vonstatten geht. Gymnastische Übungen haben dasselbe Prinzip, doch kann man damit nicht bestimmte Körperteile vom lästigen Fett befreien. Außerdem wird durch oft zu eifrige Übungen das Herz und andere Organe angegriffen. Der „**Sascha-Reduzierer**“ wirkt direkt an den gewünschten Partien. Nach Gebrauch haben Sie in diesem Teil eine warme, lebhaft empfindung, und sofort merken Sie das Blut an der Arbeit, wie es auf natürlichem Wege das überflüssige Fett ausscheidet.

Diese kurze 5 Minutenbehandlung wirkt volle 2 Stunden nach.

Sie können selbst beobachten, wie bei der Anwendung des „**Sascha-Reduzierers**“ Ihr Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden. Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht

Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit!!

Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben. Der „**Sascha-Reduzierer**“ kostet Mk. 6.-. (Nachnahmeversand) und ist nur zu beziehen von der

Fabrik med. Apparate Dr. Ballowitz & Co.
Berlin W 35, Abt. 66

An die Fa.
Dr. Ballowitz
& Co.,
Berlin W 35,
Abt. 66

Senden Sie mir sofortunt. Nachnahme des Betrages
1 Sascha-Reduzierer

Name:

Ort:

Straße:

(Recht deutlich schreiben).

WEGE ZUM WISSEN

GEMEINVERSTÄNDLICHE DARSTELLUNGEN AUS ALLEN WISSENSGEBIETEN

Wollen Sie
Ihren Gesichtskreis
erweitern?



Dann greifen
Sie zu dieser neuen
Sammlung!

SOEBEN ERSCHIENEN:

Das Rätsel der Vererbung. Mit Abbildungen. Von Dr. Kammerer, Privatdozent a. d. Universität Wien.

Gehirn und Seele. Mit Abbildg. Von Dr. Paul Sünner, Oberarzt a. d. Landesirrenanstalt Berlin-Herzberge.

Die Tiefsee und ihre Bewohner. Mit Abbildungen. Von Dr. Max Wolff, Eberswalde.

Staatenbildende Insekten. Mit Abbildungen. Von Dr. Anton Krauß, Eberswalde.

Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Mit Abbildungen und 4 Kunstdrucktafeln. Von Prof. Dr. Paul Spies, Geh. Regierungsrat, Berlin.

Das Flugzeug. Mit Abbildungen. Von Artur Fürst.

*

Auf den Palau-Inseln. Von Dr. Karl Semper, weil. Prof. a. d. Universität Würzburg. Mit Karten.

Unter den Alaska-Eskimos. Erlebnisse und Forschungen. Von Kapitän J. A. Jacobsen. Mit Karten.

Indianerleben im Gran-Chaco. Erlebnisse und Beobachtungen. Von Prof. Erland Nordenskiöld, Göteborg. Mit Karte.

*

Pietzsche. Von Dr. Theodor Lessing, Dozent an der Humboldt-Akademie, Berlin.

FRÜHER ERSCHIENEN:

Die Entstehung der Erde. Mit Abbildungen. Von Dr. Robert Potonié, Privatdozent an der Technischen Hochschule Charlottenburg.

Tiere der Vorzeit. Mit Abbildungen. Von Professor Dr. Walther Schoenichen.

Abstammungslehre. Mit Abbildungen. Von Dr. Wilhelm Berndt, Professor an der Universität Berlin.

Weib und Mann. Mit Abbildg. Von Dr. Adolf Heilborn.

Hypnose und Suggestion. Von Dr. Arthur Kronfeld.

Psychoanalyse. Von Dr. Heinrich Koerber.

Die Seele der Pflanze. Von R. H. Francé.

Die Naturkräfte und ihre technische Verwertung. Von Dr. Adolf Marcuse, Professor a. d. Universität Berlin.

*

Meine Wallfahrt nach Medina und Mekka. Von Richard Burton. Mit Karte.

Unter Kirgisen und Turkmenen. Von Professor Dr. Richard Karutz. Mit Karte.

Durch Ruanda zum Kiwu-See. Von Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg. Mit Karte.

Unter afrikanischem Großwild. Von Oberstleutnant a. D. Heinrich Fonck. Mit Karte.

Im Reiche des Polarbären. Von Dr. A. Berger. Mit Karte.

Unter Indianern Südamerikas. Von Dr. Max Schmidt, Professor a. d. Universität Berlin. Mit Karte.

Volkslieben in Japan. Reise - Erinnerungen. Von Hermann Faber.

*

Kant. Von Dr. Heinrich Zwingmann.

Die Träger des deutschen Idealismus. Von Dr. Rudolf Eucken, Professor a. d. Universität Jena.

Strindberg. Von Dr. Oskar Anwand.

Der moderne Sozialismus. Von Dr. Ludwig Quessel, M. d. R.

Das geistige Rußland von heute. Von Franz Jung.

DIE SAMMLUNG WIRD FORTGESETZT!

Jeder Band **85 Pf.**, in Halbleinen
geheftet 1.35 M.

VERLAG ULLSTEIN / BERLIN



Wollen Sie ein gutes Fahrrad kaufen?

So wählen Sie die Marke „Arcona“!

Die bedeutendsten Rennfahrer der Welt, wie Saldow, Lorenz, Stabe, Marx, Arend, Grossmann, Rudel, Tadewald, Stellbrink, Rottnik (Berlin), de Mara, Moran, Walthour, Hill, Collins, Wiley (Amerika), Halstead, Drohbach (England), Miquel, Poulain (Frankreich), Nowack, Kudela (Oesterreich), Schilling (Holland) und viele andere benutzten bei den schwierigsten Rennen das **leichtlaufende, stabile und unbedingt zuverlässige „ARCONA“-RAD**

Alle sind eins im Lobe meiner außerordentlich guten und dauerhaften Maschinen; **jeder rühmt** die Stabilität und den leichten Lauf meiner **„ARCONA“-Räder**

Der 1., 2., 3., 4., 5. und 2., 4., 5., 6. Preis wurde i. II. Dresdener bzw. V. Berliner Sechstage-Rennen **auf „Arcona“ gewonnen!**

Tausende von Kilometern wurden auf meinen **„Arcona“-Rädern** im schärfsten Tempo zurückgelegt ohne einen Maschinendefekt.

Verlangen Sie Kataloge auch über Zubehörteile gratis und franko von Ernst Machnow, Berlin, Weinmeisterstraße 14



Boehm's "Sonne in der Westentasche"

D.R.P. WZ.



bedeutet eine Umwälzung.
Sie verbürgt gefahrlose u. kinderleichte
Herstellung von Heimaufnahmen. Ihre
Wirksamkeit entspricht einer tausend-
kerzigen gasgefüllten Halbwattlampe.

Ohne geringste Explosionsgefahr,
Ohne Schlagschatten, nur ausgegli-
chene Bilder/Ohne Rauch u. Asche.
Anerkennungen der ersten Photokünstler

*

Um uns aus einem möglichst großen
Kreis von Amateur-Photographen schöne
Bilder zu sichern, veranstalten wir ein

AUSSCHREIBEN

mit bedeutenden Preisen, wie eine Sommer-
reise usw. / Das Amt als Preisrichter
haben liebenswürdigerweise übernommen:

Herr Prof. Dr. Men the, Techn. Hoch-
schule Charlottenburg; die Photokünst-
lerin Frau Lisi Jessen, Charlottenburg;
Herr Redakteur Fr. Willy Frerk, Berlin.

*

Die Bedingungen liefern alle Photohandlungen:
die Fabrikantin gegen Rückporto, / Preis der
„Sonne in der Westentasche“, ausreichend
für über 100 Aufnahmen, M. 3,50 / Ersatz-
füllung M. 2.- / In allen Photohandlungen oder
gegen Voreinsendung des Betrages auf Post-
scheck-Konto Berlin Nr. 46196 durch die

BOEHM-WERKE G.
Berlin-S45 * Luisenufer 11a

Zur Osterversetzung

zeigt Ihnen der

Führer

durch das private Unterrichts- und
Erziehungswesen Deutschlands

Neue Wege und Ziele

für die Erziehung
Ihrer Kinder

Ein Leser urteilt:

„Der Führer gewährt einen vorzüglichen
Überblick über die riesigen Ausmaße und
über die segensreiche Wirkung des privaten
Unterrichtswesens. Möge der Führer vor
allen Dingen in diejenigen Kreise gelangen,
die bisher dem privaten Unterrichtswesen
aus Verkennung der Tatsachen ein falsches
Vorurteil entgegenbrachten.“

*

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Preis Mark 1.80

*

Herausgeber:

Reichsverband deutscher freier (privater)
Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten e.V.

VERLAG ULLSTEIN
BERLIN SW 68

Die moderne Waffe im Kampfe gegen die Erkrankungen der Atmungsorgane



Durch Atomisierung des Medikaments wird feiner Nebel erzeugt

ist durch eine neue Erfindung der medizinischen und chirurgischen Apparatefabrik Emil Kober jun., Chemnitz in Sachsen, in die Hand der Schutz vor Ansteckung und Genesung von ihrem Leiden Suchenden gegeben. Kober stellt unter dem Namen „Kober's Riviera = Mignon = Inhalator“ einen neuartigen Apparat zur Atomisierung alkoholischer, wässriger und ölicher Medikamente und Desinfektionsmittel her. Der Apparat hat sich glänzend bewährt bei hartnäckigem Bronchial-, Luftröhren-, Kehlkopf- und Rachenkatarrh, Asthma, Husten und Schnupfen und allen akuten



Der unentbehrliche Begleiter für Leidende der Atmungswege in seinem zierlichen Taschenetui

und chronischen Entzündungen der Mundhöhle, der Nasenschleimhäute, des Rachens und des Nasenrachens. Durch Anwendung des patentamtlich geschützten Kondensators wird es ermöglicht, selbst aus dickflüssigen, öligen Medikamenten einen feinen und doch dichten Nebel ohne jede Tropfenbildung zu erzeugen, der durch tiefes Einatmen bis zu den schwer zugänglichen Stellen der Atmungsorgane und Luftwege dringt, sich dort wie Tau niederschlägt und die bakterientötende und heilende Wirkung unmittelbar auf die erkrankte Stelle ausübt. Die Wirkung zeigt sich in leichter Lösung und Exspektion des zähen, festhaftenden Sekretes. Personen, die leicht zur Erkältung neigen oder deren Berufsausübung besondere Infektionsgefahren mit sich bringt, ist der prophylaktische Gebrauch des Apparates anzuraten, um die in die Atmungswege eindringenden Bakterien unschädlich zu machen.

Der Apparat ist so zierlich, daß er unauffällig und immer gebrauchsfertig in der Tasche getragen werden kann. Kober's Riviera-Mignon-Inhalator ist daher der unentbehrliche Begleiter der Astmatiker und ein Helfer für Sänger, Redner und Sportsleute geworden.

Kober's Riviera-Mignon-Inhalator hat sich in kurzer Zeit Eingang an deutschen und internationalen Kurorten verschafft und in Ärzte- und Patientenkreisen hohes Lob gefunden. Viele deutsche und ausländische Ärzte, darunter weltberühmte Universitätsprofessoren, haben sich in Zuschriften begeistert über Kober's Riviera-Mignon-Inhalator ausgesprochen.

Der Apparat ist in seine einzelnen Teile zerlegbar, daher leicht und vollkommen zu reinigen. Die Fabrik übernimmt für jedes Stück Garantie für einwandfreie Beschaffenheit und zuverlässiges Arbeiten. Kober's Riviera-Mignon-Inhalator wird zu dem mäßigen Preise von Goldmark 8.50 komplett mit bestem, haltbarem Gummigebläse, elegantem Kunstleder-Taschenetui und einer Flasche des bewährten Dr. chem. W. Stahl's Riviera-Inhalieröls abgegeben. Die Lieferung erfolgt durch Sanitätsgeschäfte, Apotheken und bessere Drogerien. Nachahmungen lasse man sich nicht als „ähnlich“ oder „auch so gut“ aufreden. Falls nicht erhältlich, erfolgt die Zusendung spesenfrei gegen Nachnahme direkt durch die Firma

Emil Kober jun., Fabrik chirurgischer und medizinischer Apparate, Chemnitz 13 i. S.

W I E R T Z



WO-KHI

EMBRO-CATION-EINREIBUNG

**EINZIGES MASSAGEMITTEL F. SPORTSLEUTE.
UNÜBERTREFFLICH Z. VORBEUGUNG
U. BEHANDLUNG V. RHEUMATISCHEN
U. NERVÖSEN GLIEDERSCHMERZEN**



*In Sportgeschäften, Drogerien, Apotheken, für Heilzwecke nur in Apotheken. 1 1/2 Flasche Mark 8.—, 1/2 Flasche Mark 5.—
WO-KHI Werk, Berlin, Wilhelmstraße 121*

U H U

Das neue Ullstein Magazin

Heft 6 / März 1925



I N H A L T

	Seite
ERGEBNIS UNSERES PREISAUSSCHREIBENS	1 u. 144
DAS GEHEIMNIS VON BENIN Von Georg Fröschel. Mit Photographien	6 u. 99
DER ANDERE Kriminalnovelle von Philip G. Chadwick. Zeichnungen von Pern Bird	14 u. 120
SARAH BERNHARDT von GEORG BRANDES Mit Photographien	21
DER SCHÖNE TOD Von Eugen Heltai. Zeichnungen von Heinrich Boese	28
UM EINE FLIEGE Novelle von D. v. Düring-Diebitsch. Illustrationen des Atelier Rieh	33
DAS RÜCKGRAT Eine Büro-Tragikomödie von Godal	43
DER GESTREIFTE ELEFANT Aus dem Tagebuch eines Zirkusmanagers Von Cold-Kober. Zeichnungen von Godal	47 u. 100
DER NOMADE Novelle von Edvard Welle-Strand. Zeichnungen von R. Diederich	54 u. 134

Fortsetzung umstehend

	Seite
UNSER NEUES KREUZWORTRÄTSEL	58
DIE SCHACHFIGUR Novelle von Lisa Honroth - Loewe. Zeichnung von Theo Matejko	59
FRÜHLING IN DEN BERGEN	61
ERBPRINZ ODER BETRÜGER? Kaspar Hauser und sein geheimnisvolles Schicksal. Von Dr. Eduard Berend. Mit alten Stahlstichen und Faksimiles	69 u. 104
DER SPRUNG INS DUNKLE Novelle von Hans-Joachim Frh. von Reitzenstein Zeichnungen von W. Schwarz	75 u. 108
AUSLANDISCHER HUMOR	79
AUS DEN LEBENSERINNERUNGEN EINES ARMLOSEN Von C. H. Unthan. Mit Photographien	80 u. 112
KNOCK OUT Novelle von Werner Rusack. Zeichnungen von Kamelhard	83
KÖRPERBAU UND CHARAKTER Von Dr. Max von Kreusch. Mit Photographien	86
ANGEWANDTE WISSENSCHAFT Zeichnung von Bateman	95
KINDERAUFSATZE	96
LOSUNG unseres Kreuzworträtsels aus Uhu Nr. 5	98
MEIN ERSTER BUHNENERFOLG Erlebtes von Arkady Awertschenko	147

*

Umschlagzeichnung von Walter Trier

Ein maßgebendes Urteil!



Berlin, den 31. Okt. 1924.
Sunlicht Gesellschaft A.-G.,
Mannheim-Rheinau

Wir empfehlen unseren Abnehmern
"LUX" Seifenflocken zum Waschen
zarter und empfindlicher Gewebe,
weil wir nach gründlichen Versu-
chen mit LUX die allerbesten Er-
fahrungen gemacht haben. Wir ge-
statten Ihnen gern, dieses frei-
willige Zeugnis nach Belieben
zu verwenden.

Hochachtungsvoll,
GEBR. GRUMACH
Aktiengesellschaft

Heubauer-Sp. Lohnd

HOFMANN



LUX

SEIFENFLOCKEN

DER SUNLICHT GESELLSCHAFT A.G. * MANNHEIM-RHEINAU.

Chlorodont

beseitigt

drei Schönheitsfehler des Mundes.

Der Zahnstein

als Absatz des Speichels gibt den Zähnen ein häßliches, ungepflegtes Aussehen und ist ein gefährlicher Feind des Gebisses.

Mißfarbener Zahnbelag

hervorgerufen durch starkes Rauchen von Zigarren und Zigaretten, gehört zu den ausgesprochenen Schönheitsfehlern des Mundes.

Übler Mundgeruch

als Folge mangelhafter Zahnpflege, macht sich beim Sprechen unangenehm bemerkbar.

Kein Wunder, daß Millionen
heute die
Chlorodont-Mundpflege
bevorzugen.

* U H U *

D A S N E U E U L L S T E I N M A G A Z I N

HEFT 6 *

M A R Z

* 1925



Das Ergebnis
unseres Preisausschreibens

Wer will 14 Tage Uhu-Gast in Berlin sein?

Unser Preisausschreiben im Dezemberheft mit dem Motto „Das Leben als Dichter“ hat Tausende von Einsendungen zur Folge gehabt.

Wenn wir aus der Fülle der erzählten Erlebnisse — mancher Einsender hat auch Traumerlebnisse als Wirklichkeit behandelt — der selbsterlebten Geschichte von Herrn Mechaniker Franz Schneider den ersten Preis zuteilen, geschieht es deshalb, weil hier ein Erlebnis dargestellt wird, das das Leben selbst

ohne jegliches menschliches Hinzutun gedichtet hat. Dieses Erlebnis übertrifft die kühnste Phantasie der erfindungsreichsten amerikanischen Filmregisseure und ist doch Wirklichkeit, — Wirklichkeit, schlicht und ungeschminkt erzählt. Eine Anzahl weiterer für das Preisausschreiben bestimmter Manuskripte haben wir für den „Uhu“ erworben und werden sie nach und nach zur Veröffentlichung bringen. Die betreffenden Einsender werden von uns brieflich verständigt.

I

Erlebnis eines Luftschiffers

Die mit dem Preis gekrönte Aufzeichnung

von *Franz Schneider, Mechaniker*

(Weinböhla in Sachsen)



Der Uhu-Gast

Herr *Franz Schneider*,
Weinböhla i. Sa., der Verfasser
des preisgekrönten „Erlebnis
eines Luftschiffers“.

Am 25. August 1915 war es, als das Schiff „L. Z. 79“ eine Kriegsfahrt nach Rußland unternahm. Das Wetter war herrlich, kein Wölkchen zeigte sich, und kein Lüftchen wehte. Das Schiff war aufgestiegen und in der Abenddämmerung verschwunden. Wir machten den Landungsplatz klar, wobei es 10 Uhr geworden war. Nach Einnehmen des Abendbrottes legten wir uns gleich mit den Sachen schlafen, damit wir fertig aufstehen konnten, im Fall daß das Schiff früher als erwartet zurückkommen sollte. Wir konnten ungestört bis zum nächsten Morgen schlafen.

Um 7 Uhr gingen wir wie gewöhnlich zum Arbeitsdienst. Alles mußte sich bereit halten zum Landen. Nun standen aber zwei Waggon Gas auf dem Bahnhof, und so wurde befohlen, wenigstens einen auszuladen und abzuholen, noch bevor das Schiff zurückkam.

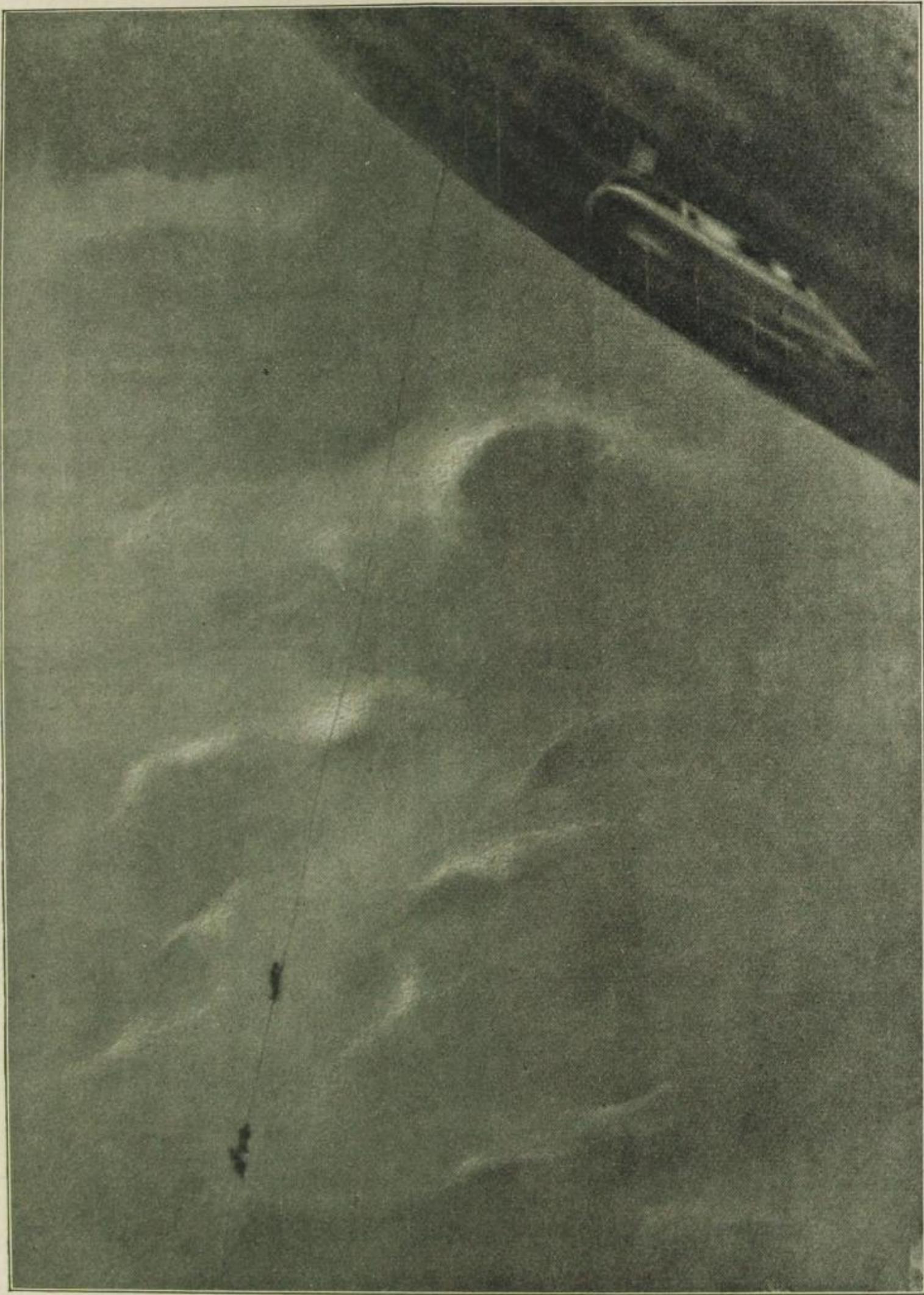
Also vier Mann, zu denen auch ich gehörte, wurden eingeteilt, zur Bahn zu fahren. Zeit zum Frühstück hatten wir nicht, sondern gleich auf das Auto und zur Bahn, damit wir so schnell als mög-

lich zurückkommen. Der Dienst auf dem Bahnhof ist an und für sich schon sehr anstrengend, doch mußte es noch viel schneller als für gewöhnlich gehen. Wir fuhren mit dem zweiten Auto wieder zurück, und als wir aus den Häusern der Stadt wieder heraus waren, sahen wir in weiter Ferne am Horizont unsern Zeppelin kommen, aber nichts hatte sich geändert, er war genau noch derselbe. Da hatten wir es ja richtig getroffen.

Um 1/2 12 Uhr erreichten wir unser Ziel, herunter vom Auto, und, da wir riesigen Kohldampf hatten, wollten wir erst Mittag essen, auf der Tafel stand geschrieben: Speckerbsen mit Kartoffeln. Leider zu spät. Der Herr Feldwebel holte uns aus der Baracke heraus und sagte, wir sollten erst bei der Landung mithelfen, uns nachher melden, daß wir wegtreten und essen konnten. Ein trauriger Blick galt unserer Eßschale, aber es half nichts, wir mußten raus.

Das Schiff war schon 15 1/2 Stunden in der Luft, in der Zeit hatte sich das Wetter sehr verändert, der Wind hatte furchtbar aufgefrischt, es war schon bald Sturm, und dazu eine Hitze, kaum zum Aushalten.

Das Schiff überfuhr erst einmal den Landungsplatz, machte eine kleine Schleife und schickte sich dann zum Landen an. Es kam aber nicht herunter, der Wind war zu stark. So zum zweiten, dritten und vierten Male. Die Sache wurde nun schon



Jetzt war mein Kamerad so weit heruntergerutscht, daß er mit beiden Füßen auf meinen Händen stand . . .
(Vergrößerte und retuschierte Photographie, die uns von dem Verfasser zur Verfügung gestellt wurde.)

bald bedenklich. Den Mut aber nicht verlieren, und zum fünften Male! Endlich waren die beiden Landungstau fest in unsern Händen. Jetzt begann die schwerste Arbeit. Der Kahn hatte kolossal viel Auftrieb. Aber wir waren doch stärker und holten ihn Meter für Meter herunter. Bei dieser Anstrengung wurde es uns doch ziemlich warm. Nur nicht nachlassen, immer feste zupacken! Nur noch 25 Meter und „es ist erreicht“.

Da — auf einmal ein Ruck — und das drei Zentimeter dicke Tau riß in der Mitte entzwei, und alles, was an dem Tau hing, setzte sich ohne Erbarmen auf den — — Boden — —. Was nun? Niemand verlor dabei die Ruhe, es kam das Kommando: Alles an das andre Tau! Durch das Reißen des Taus fing das Schiff an zu steigen. Wir sollten versuchen, es noch zu halten. Aber der Kahn war noch immer viel zu leicht. Nun ging aber das Gewirr los. Diejenigen Leute, die nicht fest angefaßt hatten, wurden ein Stück in die Höhe gerissen und fielen dann zu Boden. Zum Unglück wurde der Wind noch sehr böig. Vor mir griff eben noch ein Unteroffizier zu, und ich sah, wie er zu Boden geschleudert wurde.

Da — eine Bö setzte ein — und ich war auf einmal in einer Höhe von 15 bis 20 Metern! Ich hing mit beiden Händen fest am Tau und mit den Beinen frei in der Luft. Der Kahn ging immer höher und höher. Das Tau, an dem ich hing, war 150 Meter lang, und nach meiner Schätzung hing ich ungefähr 40 Meter unter dem Schiff. Das Ende des Taus lag noch immer auf dem Boden, da sich der Trupp bemühte, es noch zu halten. Aber trotz aller Anstrengung stieg das Schiff doch höher. Manche wurden noch ein Stück mit hochgerissen und purzelten dann alle nacheinander ab, wobei ich jedesmal einen kräftigen Ruck am Tau verspürte. Aber nur festhalten, denn ich umklammerte das Tau noch immer nur mit den Händen. Ich hatte zwar schon versucht, das Tau mit dem einen Bein zu angeln, aber trotz großer Mühe rutschte es wieder weg. Jetzt waren wir glücklich so hoch, daß das ganze Tau lang hing, also dieses den Erdboden nicht mehr berührte. Nun konnte ich es auch mit den Beinen erwischen und fest-

halten. Ich hing im Kletterschluß. Erst jetzt hatte ich Zeit, mich umzusehen, denn wie ich merkte, hing ich nicht allein am Tau, sondern noch zwei andere Kameraden, ich hing als unterster, 2 Meter höher der andere und noch 10 Meter höher der dritte, ein Gefreiter. Unter uns wurde alles immer kleiner, wie Spielzeug. Die Posten vom Absperrkommando wurden so klein wie Zinnsoldaten. Alles hatte den Blick gegen den Himmel auf uns gerichtet. Jetzt waren wir auch einmal angesehene Personen. Es war eine herrliche Aussicht. Uns gefiel es ganz gut, denn wir hatten ja noch nichts auszustehen. Wir freuten uns am Anfang sogar noch, daß wir mal die Welt von oben ansehen konnten. Wir rechneten darauf, daß das Schiff sofort wieder landen würde. — Aber es kam anders.

Das Schiff machte eine kleine Schleife und überfuhr dabei den Bahnhof und einen Teil der Stadt. Wir sahen die Menschen nur noch als ganz kleine bewegliche Punkte. Die Straßenbahnen fuhren ihren vorgeschriebenen Weg. Autos rasten die Straßen entlang. Wir fuhren ohne Zwischenfall über das ganze Großstadtgetriebe hinweg. Die sich dahinschlängelnde Warthe überquerten wir in der Richtung auf den Flugplatz zu. Jetzt versuchten wir noch einmal zu landen, aber der Wind war zu stark. Das Schiff kam ganz wenig aus der Windrichtung, und so wurde es nach der Seite abgetrieben und zum Unglück immer mehr der russischen Grenze zu. Es war ein eigentümliches Gefühl, als wir so am Tau hingen. Es drehte sich einmal links, einmal rechts herum, kurzum, wir drei, die wir am Tau hingen, waren ein Spiel des Windes. Ich sah nun selbst ein, daß ans Herunterkommen nicht mehr zu denken war, und so hieß es nun, entweder festbinden oder bis ans Schiff hinaufklettern. Es war ja ein ziemliches Ende bis da hinauf, aber versucht hätte ich es doch, wenn nicht noch die beiden andern Kameraden über mir gewesen wären, auf diese Art ging es also nicht, nun, dann mußte ich es eben auf andre Weise versuchen. Ich hielt mich mit der rechten Hand und den Beinen fest, um mit der linken Hand das Ende unter meinen Füßen heraufzuziehen und mich

dann festzubinden. Aber auch dazu reichten meine Kräfte nicht aus, das Tau war zu schwer. Nun, dann mußte ich eben so weit heruntergehen, daß es sich gut hantieren ließ. Meter für Meter rutschte ich langsam herunter, so daß ungefähr 5—6 Meter zwischen mir und meinem nächsten Kameraden waren. Als dieser mein Vorhaben merkte, bekam er es jedenfalls etwas mit der Angst zu tun. Trotzdem ich ihm zurief, er solle so lange oben bleiben, bis ich mich festgebunden habe, kam er mir doch nach. Ich konnte nicht wagen, noch weiter hinunterzuklettern, denn er kam immer schneller nach, weil seine Kräfte schon anfangen zu versagen. Wir waren alle drei noch im Kletterschluß, jetzt war mein Kamerad so weit heruntergerutscht, daß er mit beiden Füßen auf meinen Händen stand. Weiter herunter kam er nicht. Ich glaube sicher, wenn er jetzt nichts Festes unter seinen Füßen gehabt hätte, wäre er jetzt schon abgestürzt. Nun also, Festbinden war die einzige Rettung, denn wir kamen der russischen Grenze immer näher. Ich hatte mir schon vorher vorsichtshalber das Tau ein paarmal um das linke Bein gewickelt, hielt dann das Bein so, daß es mit dem Körper einen rechten Winkel bildete. Der vorhin genannte Kamerad setzte sich darauf und hielt sich nun ohne jede Kraftanstrengung am Tau fest. Wir saßen nun in der Schlinge, in der Schlinge um mein Bein, und waren unserer Ansicht nach geborgen. Endlich konnten wir uns zum ersten Male von den Anstrengungen erholen, denn das Festbinden war gerade die schlimmste Zeit für uns, da man doch gefaßt sein mußte, in die Tiefe zu stürzen. Mir kamen so manche Ideen in den Kopf, so z. B. wollte ich, als wir gerade über die Luftschiffhalle fuhren, herunterspringen, denn der Abstand vom Ende des Taus bis aufs Dach sah gar nicht so groß aus. Ebenso, als wir die Warthe überquerten und ich das Wasser so ruhig dahinfließen sah und zuletzt noch über höher gelegene Waldungen fuhren, dachte ich dasselbe. Unser einziger Wunsch war, nur wieder festen Boden unter unseren Füßen zu haben. Es ist wirklich nicht niederzuschreiben, was für Gedanken einem in Todesangst schwebenden Menschen durchs Gehirn jagen.

Alles bis jetzt Erzählte war in einem Zeitraum von einer halben Stunde. Unser Schiff stieg immer noch ohne Aufhören. Doch hatte sich das Tau immer fester gezogen, so daß mir schon die Beine einschlieften. Bis jetzt hatten wir immer noch freie Aussicht gehabt, aber damit war es nun vorbei, denn wir gelangten in die Schicht der Wolken. Um uns her nichts als Nebel, und zwar so dicht, daß wir nur das Stück Tau in unserer nächsten Nähe sahen. Vom Schiff, sogar vom dritten Kameraden, der weiter oben hing, sahen wir nichts. Sonst alles still, nur das Summen der Motoren vernahmen wir noch. Jetzt waren wir über der Wolken-schicht, und über uns breitete sich der klare, blaue Himmel aus. Von der Erde merkten wir nichts mehr, nur dann und wann konnten wir durch einen Spalt etwas von Feldern, Wiesen und Wäldern sehen, aber alles war sehr tief unten und ganz klein. Jetzt! — auf einmal! — gab es einen ziemlichen Ruck. Wir dachten erst, unser Tau wäre gerissen. Die oberste Schlinge löste sich, und wir beide rutschten zusammen hinunter, schneller, immer schneller, etwa 40—50 Meter. Ich verspürte schon durch die Reibung am Tau heftige Schmerzen an beiden Händen. Ein zweiter Ruck folgte. Ich überschlug mich rückwärts! Im Moment wußte ich nicht, was geschah, aber in kurzer Zeit hatte ich wieder alle Sinne beisammen und mußte zusehen, wie mein Kamerad in die Tiefe stürzte und in den Wolken verschwand. Dies geschah in einer Höhe von 3200 Meter. Ich dachte bestimmt, ich sauste auch mit hinunter, da sah ich aber, daß der Abstand zwischen uns immer größer wurde. Ein Blick nach oben, und ich merkte, daß sich das Seil, das ich erst um mein Bein gewickelt hatte, beim Überschlagen zusammengezogen und um den linken Fuß fest verschlungen war. Von dieser Zeit an hing ich mit dem Kopfe nach unten. Das Schiff stieg immer höher. Je höher wir kamen, desto kälter wurde es. Ich fror schon sehr, denn ich hatte ja nur die Drillichsachen an. Mein mit dem Tau umwickeltes Bein schmerzte fürchterlich. Es war schon blau und dick und ganz abgestorben. Ich versuchte, das Tau loszumachen, um mich in

Fortsetzung auf Seite 144

DAS

GEHEIMNIS VON BENIN

VON

GEORG FRÖSCHEL



Es gab eine große Sensation in dem Auktionshaus von Owen and Sons in London. Der Versteigerungsleiter hatte „sechs Bronzeplatten mit bildlichen Darstellungen“ zum Schätzungspreis von fünf Pfund ausgerufen, und während keiner der berufsmäßigen Händler ringsum ein Angebot wagte, hatte ein großer, blonder Herr sechs Pfund, ein alter, ein wenig verwachsener Silberhaariger sieben Pfund geboten. Und so steigerten sich die beiden Rivalen rasch immer höher hinauf, bis schließlich der große Blonde die sechs Platten für 96 Pfund an sich brachte.

Die Händler hatten den Kampf mit solchem Interesse verfolgt, weil sie wußten, daß es sich nicht um zwei beliebige, eigen-sinnige Kunstliebhaber, sondern um den Agenten des Museums für Völkerkunde in Berlin und den Bevollmächtigten des Naturhistorischen Museums in Wien handelte, die da so erbittert um den Besitz der sechs verwitterten

Bronzeplatten stritten. Die Kunsthändler vermuteten ein großes Geschäft und sahen sich die Bronzedinge, um die sich zwei große staatliche Sammlungen so eifrig bemüht hatten, genauer an. Es waren quadratische und rechteckige Platten aus einer patinierten Metallmischung, aus deren ebenem Grund sich seltsame Gestalten in Reliefdarstellungen hervorhoben. Männer in der Tracht des XV. und XVI. Jahrhunderts befanden sich darauf, dann wieder Negergestalten, ein König auf dem Thron sitzend, neben ihm sein Gefolge, die Königin begleitet von ihren Negerdamen und allerlei wildem Getier.

Keiner der kunstverständigen Männer war sich klar darüber, woher die Platten stammten, deren wunderbare Arbeit erst jetzt allen zum Bewußtsein kam. Der Auktionskatalog enthielt nichts als die knappe Mitteilung: „Funde aus Westafrika.“

Seltsam, höchst seltsam! Die Platten waren schön, sehr schön sogar, sie hatten ihren besonderen Stil, aber keiner konnte mit Bestimmtheit sagen, ob es europäische Arbeit war, was man da vor sich hatte, oder das Produkt einer höchst eigentümlichen, besonders hoch entwickelten Negerkunst. Jedenfalls beschlossen die Kunsthändler, ein scharfes Auge auf diese Funde aus Westafrika zu haben, die berufen schienen, auf dem Kunstmarkt eine ganz besondere Rolle zu spielen.

Doch die Klugheit der Händler kam zu spät. Geheimrat Felix von Luschan, der Direktor des Museums für Völkerkunde

in Berlin, traf einige Tage später in London ein und ließ für einen riesigen Betrag durch Vermittlung eines Kaufmanns in Lagos an der südafrikanischen Westküste alle Funde gleicher Art aufkaufen. Der internationale Kunsthandel war bei diesem Geschäft völlig ausgeschaltet, doch es gelang ihm, auszukundschaften, woher die wunderbaren Bronzeplatten, diese Zeugnisse einer versunkenen, glanzvollen Kunstpoche, stammten. Das Zauberwort „Benin“ setzte alle Kunstliebhaber, alle Kunsthändler der Welt in Erregung.

Benin? — Man begann sich zu erinnern. Benin, das war doch das Negerreich nördlich vom Nigerdelta, ein sumpfiges, von



Hahn aus Erz

Die Gußtechnik wird von den besten Tierplastiken der Renaissance nicht übertroffen.



Kopf mit zipfelförmiger Mütze
aus Perlengeflecht

zahllosen Flußarmen zerrissenes Dschungelland, dessen Klima den furchtbarsten Ruf genoß und dessen Einwohner die wildesten und grausamsten Neger von ganz Afrika waren. Benin, das war doch das Land, in dem im Jahre 1897 die Karawane des Generalkonsuls Phillips massakriert worden war, und das eine englische Strafexpedition acht Wochen später mit Feuer und Schwert verwüstet hatte. Benin — und diese Kunstwerke? Man schüttelte die Köpfe, doch man las das Weißbuch nach, das die englische Regierung über den Feldzug gegen das Negerreich herausgegeben hatte.

Im Jahre 1885 hatte England seine Schutzherrschaft über das Land erklärt und es dem Nigerprotektorat einverleibt. Aber die Erwerbung blieb vorerst platonisch. Der König von Benin und seine Untertanen machten von ihrer Zugehörigkeit zum englischen Imperium keinen Gebrauch, und die diplomatischen Beziehungen beschränkten sich auf einige höfliche Erklärungen der Engländer, aber desto gröbere Erwidierungen des schwarzen Herrschers, in denen er bei seiner Ehre versicherte, daß er jeden Weißen, der es wagen sollte, die Grenzen von Benin zu überschreiten, zum Ruhme der heimischen Götter vierteilen, kreuzigen oder sonst auf eine landesübliche Weise massakrieren werde.

Im Jahre 1897 entschloß sich endlich der britische Regierungskommissar und stellvertretende Generalkonsul für das Nigerprotektorat, Mister Phillips, die losen Bande zwischen dem mächtigen England und dem trotzigen Negerreich enger zu knüpfen. Er kündigte dem König von Benin seinen Besuch an. Doch seine heidnische Majestät Overami Duboar war von dieser Ansage alles eher als entzückt. Er



Eingeborene Jäger mit
Jagdbeute, Bogen und
Pfeilen

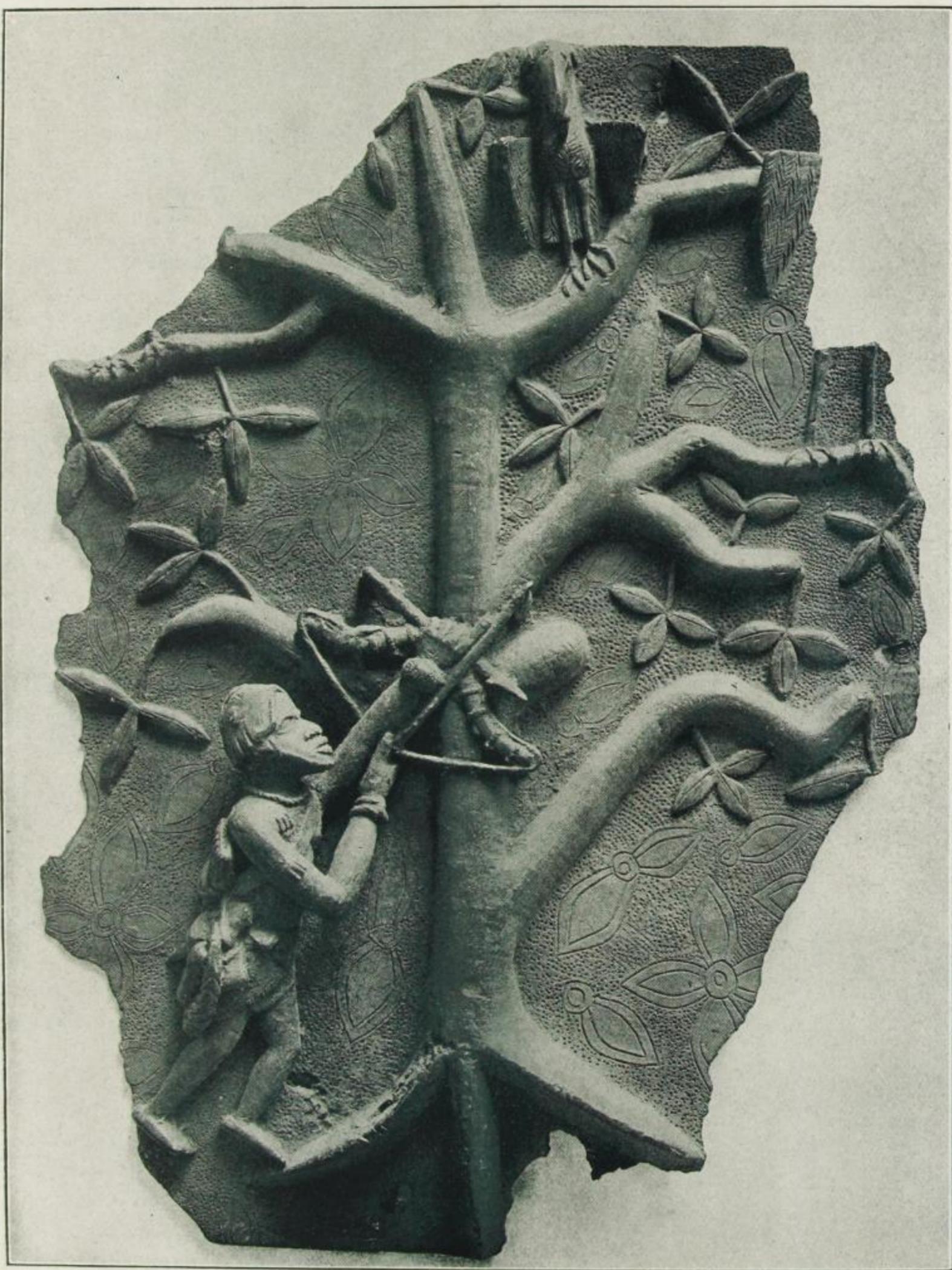
ließ seiner Exzellenz einmal, zweimal, dreimal sagen, daß er zu seinem tiefsten Bedauern nicht in der Lage sei, die weiße Gesandtschaft in seiner Residenzstadt zu empfangen. Religiöse und familiäre Rücksichten hinderten ihn gerade jetzt daran, die Gäste würdig aufzunehmen, denn er sei gerade dabei, seinem verstorbenen

Vater nach heimischer Sitte die letzten Ehren zu erweisen. Dies könne ein oder zwei Monate dauern. Mister Phillips möge sich gedulden und bei Gelegenheit wieder anfragen.

Doch der Generalkonsul wollte oder konnte sich mit dieser deutlichen Absage nicht zufrieden geben. Obwohl ihn der



König mit Szepter und Steinbeil, auf einen Knaben und ein Mädchen gestützt.



Eingeborener auf der Vogeljagd

Komposition und Durchführung verraten eine hohe künstlerische Kultur,
wie man sie in solcher Feinheit bei japanischen Meistern wiederfindet.



Europäer mit Flinte

Häuptling eines befreundeten Stammes beschwor, von seinem Unternehmen abzustehen, das der sichere Tod für alle daran beteiligten Weißen sei, brach Phillips mit sechs anderen britischen Beamten, zwei englischen Kaufleuten, einem farbigen Beamten, elf Dienern und zweihundertfünfzehn Trägern am 2. Januar von Sapelo auf und begann den Marsch durch den Urwald.

König Overami Duboar warnte zum letzten Male. Er sandte der Expedition drei Abgesandte entgegen, die im Namen ihres Herrschers erklärten, Mister Phillips sei willkommen, wenn er ohne Begleitung käme, er möge die Karawane zurücklassen und allein nach Benin kommen. Sollte er sich dieser Vorschrift nicht fügen, habe er sich die Folgen selbst zuzuschreiben.

Phillips fügte sich nicht. Er marschierte mit seinen zweihundert Trägern tollkühn, ja man kann sagen tolldumm, in das Dschungel hinein und wurde sechs Stunden später von einer schwarzen Armee, von einem Heer furchtbar bemalter, mit Speeren, Keulen und vergifteten Pfeilen bewaffneter Neger überfallen. Um seine friedlichen Absichten zu beweisen, hatte Phillips alle Waffen, sogar die Revolver bei dem großen Gepäck zurückgelassen. So entspann sich ein Kampf, der kein Kampf war, sondern ein grausames Gemetzel, das damit endete, daß die ganze Karawane niedergemacht und ihr Gepäck von den Negern geraubt wurde.

Nur zwei Weiße entkamen. Dem Kapitän A. M. Boisragon und Mr. Locke gelang es, in den Busch zu flüchten und nach einem furchtbaren Marsch ein befreundetes Dorf zu erreichen. In völliger Erschöpfung, verwundet, halb verhungert und fiebernd kamen die beiden

Überlebenden dort an und konnten am 10. Januar die Nachricht von der Katastrophe nach London drahten.

Nun war es mit Englands Langmut zu Ende. Da Benin sich weigerte, die Segnungen europäischer Kultur kennenzulernen, sollte es ihre Schrecken und die überlegene Kriegskunst der Weißen zu fühlen bekommen. In aller Eile wurde eine Strafexpedition organisiert. Bereits am 7. Februar lag eine Flotte von neun Kriegsschiffen an der Mündung des Beninflusses, und weitere zwölf Tage später war nach einem kurzen, aber blutigen Feldzug die Negerhauptstadt erobert.

Die Engländer waren in Benin. Der Marsch durch das Dschungel, der Kampf mit den wilden Negern war furchtbar ge-

wesen. Aber was sich in der Hauptstadt des schwarzen Reiches den entsetzten Augen der Europäer und der Kolonialsoldaten an Blut und Schrecken darbot, übertraf jede Vorstellungsmöglichkeit. Ein entsetzlicher Aasgeruch erfüllte die Straßen zwischen den niedrigen Erdhäusern. An die vielen Gekreuzigten, an die Menschenopfer und an jegliche andere Schrecken konnten sich die harten kriegsgewohnten Eroberer bis zu einem gewissen Maße gewöhnen, aber keines weißen Mannes Nerven konnten diesem schrecklichen Geruche widerstehen. Die Offiziere des Expeditionskorps wurden viermal an einem Tage seekrank, und viele von ihnen mußten in aller Eile an die Küste zurücktransportiert werden. Es schien, als ob jeder Eingeborene von Benin, der auch nur über ein kleines Vermögen verfügte, sich den Luxus von Menschenopfern

Fortsetzung auf Seite 99



Panther aus Erz
Trotz strenger Stilisierung ist die Wirkung
des Werkes durchaus lebenswahr.

DER ANDERE

KRIMINALNOVELLE VON
P. H. G. CHADWICK



Zeichnungen von Pern Bird

Gerald Waring weilte schon über eine Woche bei seinem Onkel Whiteley Rolland, als das Unglück passierte. Keinerlei Unstimmigkeit war zwischen den beiden zu merken gewesen; das Leben in Highstead Hall war seinen gewohnten ruhigen Gang gegangen — und dann, an einem Morgen, war alles

verändert, und das Unglück war über die Schwelle getreten.

Es war Whiteley Rollands Gewohnheit, im Bett zu frühstücken. Der alte Mann, dessen Gesundheit schwankend war, litt an Schlaflosigkeit; und da er deshalb einen großen Teil der Nacht lesend und rauchend im Bett zubrachte, holte er den ver-

Des Mädchens Schrei und das Geräusch des fallenden Teebrettes hatten das übrige Personal angelockt . . .



säumten Schlaf oft in den Morgenstunden nach. Ein paar Minuten nach 8 Uhr klopfte das Hausmädchen, das ihm gewöhnlich sein Frühstück brachte, an seiner Tür, und als sie keine Antwort erhielt und vermuten mußte, daß ihr Herr noch schlief, trat sie nach abermaligem Klopfen ein.

Die Vorhänge waren dicht zugezogen, doch ließen sie genügend Licht durch, um

der Eintretenden zu zeigen, daß eine Gestalt im Pyjama quer über dem Bett lag, die bloßen Füße auf dem Fußboden, die Arme unter sich verschränkt.

Durch diesen Anblick erschreckt und zugleich erkennend, daß dies nicht ihr Herr war, schrie sie auf und ließ das Teebrett fallen, stand dann aber wie versteinert auf der Schwelle, als sich der Mann, der schlafend oder bewußtlos geschienen hatte, langsam aufrichtete.

Es war Gerald Waring. Er blickte nicht nach dem Mädchen, sondern starrte mit entsetzten Augen auf etwas im Bett, wandte sich dann plötzlich ab und taumelte, indem er unverständliche Laute ausstieß, quer durch das Zimmer. Sein Gesicht und die Jacke seines Nachtanzuges waren stark mit Blut bespritzt, und auf seiner linken Schläfe war eine kleine, aber tiefe Wunde sichtbar. Wie in noch halber Bewußtlosigkeit schien er unfähig, über seinen großen, schweren Körper Gewalt zu erlangen, sondern tappte blind zwischen den Möbeln einher, den Blick immer in angstvollem Zwang auf das Bett gerichtet.

Des Mädchens Schrei und das Geräusch des fallenden Teebretts hatten das übrige Personal angelockt, das sich nun in der offenen Tür sammelte, wie gelähmt vor Schreck, und das erst auseinanderstob, als sich Gerald Waring plötzlich ihnen zuwandte und, ohne ein Wort zu sprechen, vorwärts torkelte, so daß er unbehelligt in sein eigenes Zimmer kommen konnte, das im Korridor zunächst gelegen war.

Whiteley Rollands Chauffeur war der erste, der sich von dem Schreck erholte. Er ging durch das halbdunkle Zimmer auf das Bett zu und drehte die elektrische Lampe an, die auf einem Tischchen neben dem Bett stand.

Der Körper Whiteley Rollands lag unter den Betttüchern, und der Griff eines Taschenmessers ragte aus seiner Brust. Seine rechte Hand war ausgestreckt, und dicht daneben, auf der Daunendecke, lag ein schwerer Zigarettenbehälter aus Silber und Elfenbein, der für gewöhnlich auf dem Tischchen, neben den Büchern, der Lampe und anderen Dingen, die er nachts manchmal gebrauchte, gelegen hatte. Der Ausdruck auf Rollands Gesicht war ganz friedlich, und der Körper lag zum Teil bedeckt, wie wenn er im Bett angegriffen worden wäre; doch aus der Unordnung unter den Kleidern auf dem Stuhl schloß der Chauffeur, daß ein kurzer, aber harter Kampf stattgefunden habe, bevor er unterlag. Er starrte noch geistesabwesend auf seinen Herrn, als Furlow, der Hausmeister, hinzukam und sofort die notwendigen Maßnahmen in die Hand nahm.

Furlow war der Mann für dergleichen: eine kräftige breite Gestalt, deren große, kühne Gesichtszüge sofort Vertrauen einflößten. Die andern Dienstboten waren im Augenblick beruhigt und gehorchten seinen energischen Anweisungen.

In seiner kühlen, bestimmten Art ließ er zuerst das Zimmer räumen, verschloß die Tür, damit nichts darin geändert werden könne, und begab sich dann, als er von den andern gehört hatte, welche Rolle Gerald Waring in dem Drama spielte, mutig in das nächste Zimmer, das er, als er dort den Mörder mit aufgerissenen Augen zur Decke starrend auf dem Bett liegend fand, gleichfalls abschloß. Sodann telephonierte er nacheinander an den Arzt des Ortes, an die Polizei und an Mr. Hubert Tufnell, den Vetter des Ermordeten, der sein nächster Verwandter nach Gerald war.

Im Verlauf einer Stunde schloß der erste Akt des Dramas mit Gerald Warings Verhaftung und seiner Überführung in die Arrestzelle.

So standen die Dinge, als Hilton Glenn, Privatdetektiv, zwei Stunden später in Highstead Hall eintraf. Unmittelbar nach ihm kam Hubert Tufnell an, ein gebrechlicher, älterer Herr, der sich beim Gehen schwer auf einen Stock stützte, und den Glenn, obwohl ein alter Freund des Hauses, bis dahin noch nie gesehen hatte.

„Ich kann nicht sagen, wie froh ich bin, Sie hier zu treffen, Mr. Glenn,“ sagte er,



„Für jeden unvoreingenommenen Beobachter war es klar, daß er die Wahrheit sprach . . .“

„ich fühle mich so — so hilfsbedürftig, als sei eine gar zu schwere Last auf meine Schultern gewälzt worden. Mein — mein verstorbener Vater sprach oft von Ihnen und Ihren großartigen kriminalistischen Fähigkeiten!“ Er schauderte und nahm dann plötzlich seinen Kneifer ab, um ihn heftig zu putzen. „Armer Jerry! Armer Jerry! Man kann es

nicht glauben! Es — es — es ist phantastisch, teuflisch! Mr. Glenn, Sie werden Ihr Bestes tun, nicht wahr?“ fügte er atemlos hinzu.

Hilton Glens Stimme war voller Wärme, als er freundlich erwiderte: „Ich bin hier nur als Freund, Mr. Tufnell. Inspektor Jaffery, der wußte, wie befreundet Ihr Vetter und ich waren, telephonierte mir. Es war eine bloße Liebenswürdigkeit; meine berufliche Unterstützung hat er nicht erbeten.“ Er legte seine Hand auf die Schulter des anderen. „Aber ich will tun, was ich kann, Mr. Tufnell, obgleich“ — er zögerte — „ich wenig Hoffnung habe. Sie wissen, was vorgefallen ist? Ah, nein, ich vergaß.“

Kurz berichtete er die hauptsächlichsten Momente, wie er sie von dem Hausmeister und den andern Hausangestellten gehört hatte. „Eine hoffnungslose Sache“, schloß er. „Es scheint, als ob während des Kampfes Ihr Vetter auf Gerald mit dem Zigarettenbehälter losschlug, also einer scheußlichen Waffe. Er muß dann im selben Moment, als er den verhängnisvollen Stoß ausführte, selbst bewußtlos geworden sein, und entweder das Geschrei des Mädchens oder das fallende Tablett haben ihn aufgestört.“

„Ja,“ sagte Tufnell matt, „ich sehe schon, es war unrecht von mir, um Ihren Beistand zu bitten, wo ihn doch andere nötiger haben. Es klingt hart und schrecklich, aber er verdient, was ihm bevor-

steht. Werden Sie — wollen Sie...?“ Er stockte.

„Ich will ihn jetzt aufsuchen“, antwortete Glenn. „Wenn Sie mich begleiten wollen, so wird Inspektor Jaffery sicher nichts dagegen haben.“ Er klingelte und sagte, als der Hausmeister eintrat: „Gleich einen Wagen, Furlow.“

*

Sie fanden Gerald in seiner Zelle traurig vor sich hinstarrend, doch beim Anblick seiner Freunde sprang er lebhaft auf. Dann aber sank er erblassend zurück, als fiel ihm ein, sie könnten nun



Wolltest du mich loswerden, ja,

nimmermehr Freunde sein, und stützte seinen bandagierten Kopf in die Hand.

Hilton Glenn schritt rasch auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Mut, Gerald,“ sagte er, „wir wollen Ihre Sache für Sie ausfechten.“

Tufnell trat unbehaglich von einem Fuß auf den andern, als Gerald den Blick hob und beide sonderbar musterte.

„So ist es!“ bestätigte er unsicher.

„Das ist gut von euch“, war die undeutlich gemurmelte Antwort. Er blickte starr auf sie im trüben Schein der vergitterten Fenster. „Gut von euch“, wiederholte er. „Ja!“ Plötzlich wurde er lebendig, sprang von der Pritsche auf und ging auf und ab. „Ihr werdet mir beide nicht glauben, aber ich kann mich nicht be-

sinnen. Ich erinnere mich an nichts, vom Schlafengehen an bis — bis — o Gott!“ Er blickte einen Augenblick wie verloren vor sich hin und nahm dann seine Wanderung etwas langsamer wieder auf. „Ich muß verrückt sein“, murmelte er. „Wahnsinnig. Ich besinne mich auf gar nichts. Mr. Glenn, glauben Sie, daß ich es getan habe, glauben Sie, ich habe meinen Onkel getötet?“

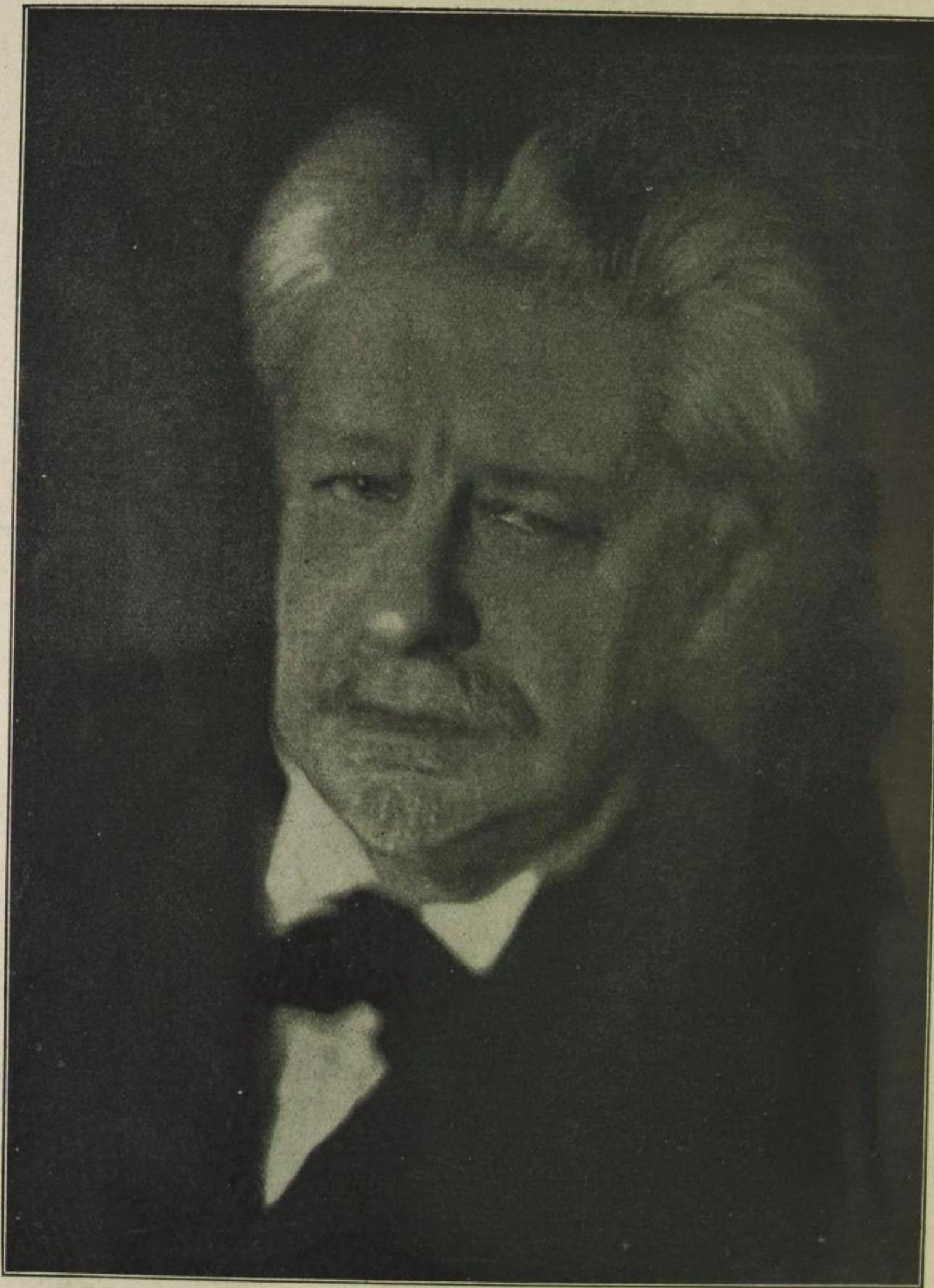
Sein bohrender Blick richtete sich fragend auf Glenn.

Hilton Glenn versuchte in diesem Blick die Wahrheit zu lesen, die das Wort, wie er wohl wußte, nicht zu enthüllen vermochte. Glenns Stimme klang sehr ernst.

Fortsetzung auf Seite 120



um dich zu retten, ja? . . .



Georg Brandes

Phot. Li Osborne

Der Verfasser der hier folgenden interessanten Erinnerungen an Sarah Bernhardt.

SARAH BERNHARDT

VON

GEORG BRANDES

Der große dänische Schriftsteller beginnt hier die Veröffentlichung seiner Erinnerungen an die bedeutendsten Schauspielerinnen, die er in seinem langen ereignisreichen Leben kennen gelernt hat, mit einem für den „Uhu“ in deutscher Sprache geschriebenen Artikel.



Phot. Otto, Paris

Sarah Bernhardt als „Hamlet“

Am 12. April 1870 sah ich zum ersten Male Sarah Bernhardt auf der Bühne des Odéon, wo sie damals mit Pierre Berton zusammen ihre ersten Erfolge hatte. Sie spielte in George Sands schönem und auf-rührerischem Drama *L'Autre*, von dem Björnstjerne Björnson die Urgroßmutter in seinem Schauspiel *Leonarda* geholt hat.

Das Stück verteidigt Nachsicht in bezug auf Handlungen, die in der Gesellschaft als Liebessünden abgestempelt werden.

Sarah Bernhardt, damals noch 26-jährig, war das junge Mädchen, das in seiner Unschuld alle sittlichen Unregelmäßigkeiten mit äußerster Strenge beurteilt, bis ihr die Augen darüber aufgehen, wie die Welt wirklich beschaffen ist. Sie ist, ohne es zu ahnen, ein Kind sündiger Liebe, und der Fluch des Vaters ist, diesem Kinde, das er erziehen läßt, und über das er wacht, nichts sein zu dürfen, nicht Anspruch auf ihre Liebe machen zu wagen, da er sonst das Andenken ihrer Mutter beflecken müßte. In seiner Gegenwart spricht nun das junge Mädchen all die harten Worte aus, welche die Gesellschaft für diejenigen hat, die ihre Gesetze durchbrechen. Sie nennt ihren unbekanntem Vater falsch und meineidig.

Alle berechtigten Einwendungen und alle irritierenden Vorurteile hat George Sand im Munde dieses jungen Mädchens gesammelt, weil sie dort den größten Respekt einflößen und ihren vorteilhaftesten Platz haben. Noch

hat ihr Vater, der ihr stiller Wohltäter und guter Berater ist, sich nicht verraten. Zuletzt geht es ihr endlich auf, daß er, ihr anspruchslosester Freund, jener andere ist, den sie eben verurteilt hat, und während der Vorhang fällt, wirft sie sich, in Rührung aufgelöst, in seine Arme.

Ich wußte damals nicht, wer Sarah war, hatte nie von ihr gehört, schrieb aber am selben Abend in meinem Notizbuch: „Ich sah im Odéon ein junges Mädchen, das ebensogut oder besser spielt als die Schauspielerinnen des Théâtre Français.“ Sie spielte diese Rolle mit einer tiefen Schamhaftigkeit, die ich später bei ihr nicht mehr beobachtet habe, ohne jegliche Virtuosität, mit der Schwermut der vermeintlich Elternlosen, endlich mit der Begeisterung des jungen unberührten Mädchens für das strenge Recht, und doch so, daß man durch all das Kühle, durch die Unsicherheit des seelenvollen Ausdrucks und besonders durch den schönen und reichen Klang der Stimme lange zurückgehaltene Zärtlichkeit und Sanftmut ahnte.

Kaum hat sie in späteren Jahren je nur einen so tiefen und zarten Ausdruck echter Poesie gemacht. Nichts ersetzt die erste Frische aufblühender Jugend.

Wohl neun Jahre später sah ich Sarah Bernhardt in ihrem vollen Glanze, von Ruhm umstrahlt im Théâtre Français. Zwei Vorstellungen stehen mir noch lebhaft vor Augen. Doña Sol in Hernani gab nicht Anlaß dazu, viel mehr auszudrücken als die junge, berückende Schönheit, aber die Stimme hatte ihren Goldklang gewonnen, und ihre Rede war bezaubernder Gesang geworden. Was mir in der Erinnerung geblieben ist, das ist ihre launige und kokette Ausführung der Hauptszene im letzten Akt. Hernani fleht sie an, sich mit ihm in das Schlafzimmer zurückzuziehen. Errötend antwortet sie: Sogleich! (Tout à l'heure!) und bleibt. Er macht nach einiger Zeit noch einen Versuch. Sie gibt dieselbe Antwort und verzögert

die Umarmung, bis das Horn des eifersüchtigen Alten sich hören läßt, Hernani seinem Versprechen nach sterben muß und sie entschlossen mit ihm stirbt.

Gewiß, sie hat dies vollendet gespielt, aber was mich störte, war, daß sie in diesem Sturm der Leidenschaft nie vergaß, dafür zu sorgen, daß ihr Brautkleid in schönen Falten die Füße deckte, so daß sie mehrmals die Falten ordnete, einen Blick für diese Äußerlichkeit behielt. Sie war auf einmal in der Rolle und außerhalb der Rolle, mehr Künstlerin als Mensch.

Größer war sie in dem nicht sehr natürlichen Stück von Dumas fils *L'Étrangère*. Hier war sie völlig zu Hause, verschmolz vollständig mit der Rolle, die sie kleidete, wie wenig Rollen sie gekleidet haben. Es lag ihr, die Geschmähte zu spielen, die allen korrekten Frauen überlegen ist, und die im Grunde ganz und gar nichts sich vorzuwerfen hat. Sie ist hier lauter Stolz und Edelmut; sie befreit ihre Rivalin von deren gemeinem Ehemann, indem sie ihren von Amerika verschriebenen Gatten mit zwei Worten auffordert, ihn im Duell zu töten, was er in zwei Minuten tut. Sie hat in dieser Rolle Gelegenheit, ihrer Geringschätzung der gewöhnlichen Männerwelt Luft zu machen und ihre nicht geringere Verachtung der ordinären weiblichen Vorurteile an den Tag zu

legen, sich selbst als ein völlig eigenartiges Wesen darzustellen, das mit keinem gebräuchlichen Maßstab gemessen werden kann.

Sie war halbwegs Schwan, halbwegs Adler. Sogar Croizette, die schöne, ihr vorgezogene, von ihr beschützte Rivalin, wurde in Vergleich mit ihr eine gute Gans.

In Kopenhagen spielte sie um das Jahr 1880 als Virtuosin verschiedene liebenswürdige Rollen, von Scribe zwei, *Valérie*, wo eine Blinde das Augenlicht zurückerhält, und *Adrienne Lecouvreur*, die von der Bühne gegen die Herzogin von Bouillon Repliken



Der berühmte seelenvolle Augenaufschlag der Sarah Bernhardt mit den künstlichen Tränen



Phot. Zander & Labisch

Sarah Bernhardt als Francesca von Rimini

richtet, die darauf deuten, daß sie durchschaut hat, nicht allein, daß die große Dame ihr den bewunderten Freund Moritz von Sachsen streitig machen will, sondern auch, daß sie Pläne gegen das Leben der Schauspielerin schmiedet. Es war blendend schön, aber es bereicherte den Zuschauer nicht. Was sie gab, war jedoch eine Verherrlichung der Schauspielkunst und mußte als solche ihrem Herzen nahe liegen.

Scribe konnte im Norden keinen Enthusiasmus wecken; Sarah wirkte hier nicht als Dolmetscherin, sondern ganz persönlich, was ihr wohl auch das liebste war.

In Kopenhagen war ihr Ruf ihr vorausgegangen. Man hatte von ihr gehört, sie sei so mager, daß sie in einem Gewehrlauf sich ausstrecken könne, und so extravagant, daß sie neben ihrem Bett einen Sarg stehen habe, in welchem sie bisweilen schlief.

Unwissend wie sie war, glaubte sie an das von einem Hotelwirt eingerichtete Grab Hamlets bei Helsingör, wurde feierlich auf einem Dampfer dahingeführt, trank ein Glas Champagner an diesem Grabort, wonach mit lächerlichem Snobismus ein dänischer Verehrer das Glas zerschlug, damit niemand wagen sollte, nach Sarah daraus zu trinken. Um den Gipfel der Lächerlichkeit nicht unbestiegen zu lassen, zerschlugen darauf die Dänen, die alle Damen, fast Statistinnen, ihrer Truppe bis zum falschen Grab begleitet hatten, auch deren Champagnergläser.

Dies erstemal, wo sie in Kopenhagen war, wurde sie die recht unschuldige Ursache einer diplomatischen Katastrophe. Der deutsche Gesandte, namens Magnus, wurde von

ihr so entzückt, daß er bei einer öffentlichen Feier vor ihr niederkniete und in Gegenwart der Anwesenden äußerte, er würde gleichviel was geben, um ihr zu gefallen. Sie, die als geborene holländische Jüdin das stärkste Bedürfnis fühlte, ihre patriotischen französischen Gefühle zu betonen, antwortete: „Geben Sie Elsaß und Lothringen zurück!“ — Die Folge war nicht, daß Sarah diese Länder, aber daß der Gesandte seinen Abschied von Bismarck erhielt. —

Man behandelte sie damals in der französischen Presse und Literatur recht feindlich. Eine Schauspielerin, eine Rivalin, deren Name mir im Augenblick entschlüpft ist, schrieb gegen sie den gehässigen Roman ‚Dinah Samuel‘, wo ihre jüdische Herkunft und ihre vermeintlichen Ausschweifungen mit Hohn und Wut behandelt werden. Sogar Schriftsteller, die einen gewissen Namen hatten, erniedrigten sich, sie mit Pamphleten zu überschütten. Die sie verfolgende Schauspielerin wurde von Sarah Bernhardt durch einen Schlag mit der Reitgerte über das Gesicht gestraft. Sie hieß Marie... ich weiß nicht mehr wie.

Übrigens gab die fast unglaubliche Reklamesucht Sarahs zu nicht unberechtigten Satiren Anlaß. Sie pflegte mit ihrem damaligen Liebling, dem Zeichner Clairin, im Ballon captif aufzusteigen, und sie schilderte diese Fahrten in dem illustrierten Büchlein *Impressions d'une chaise*. Darin sagt der Stuhl: „Plötzlich ergoß sich ein Meer von Stickereien über mich. Es war Sarah, die sich auf mich setzte.“ Sie hatte sehr große Vorzüge, aber keinen Geschmack.



Sarah Bernhardt
nach einem Gemälde von G. Doré

In Kopenhagen hatte sie so außerordentliches Aufsehen gemacht und hatte sich so sehr in dieser Atmosphäre von Verehrung gefallen, daß sie schnell, wohl nach einem Jahre schon, wiederkam. Sie brachte das zweitemal mit sich ein Basrelief aus Marmor, die verstorbene Ophelia, die sie inzwischen ausgeführt hatte, und das noch heutzutage im Foyer des Königlichen Theaters seinen Platz einnimmt. Es ist nicht schlecht, wenn auch nicht gut. Es ist sehr weiblich.

Als sie das zweitemal in Dänemark ankam, wurde der erste Eindruck dadurch ein wenig gestört, daß sie auf dem Dampfer Kiel-Korsör einen Höllenlärm machte, weil die Mannschaft infolge des Reglements ihr eine Damenkajüte, dem sie begleitenden Jean Richepin, ihrem damaligen Liebbling, einen Platz unter den Herren anwies. Sie ließ den dänischen Schiffskapitän rufen und forderte energisch, daß Richepin in ihrer Kajüte die Nacht verbringen solle. Zuletzt gab der Kapitän nach, und Richepin wurde neben ihr gebettet.

Aber als man morgens wohl um 7 Uhr die Passagiere aufforderte aufzustehen, damit sie rechtzeitig mit dem 8-Uhr-Zug aus Korsör Kopenhagen erreichten, wo noch für den Abend eine Vorstellung von Sarah angezeigt war, verweigerte sie durch die Tür in heller Wut, aufzustehen, schrie nur: „Ich nehme einen Extrazug.“ Durch die Tür mußte vom Kapitän geantwortet werden, es gäbe keine Extrazüge, die Dame müsse sich notwendigerweise jetzt von ihrem Kavalier losreißen. Sie fluchte derb, aber sie stand endlich auf. Dennoch ließ sie den Zug drei Viertelstunden auf sich warten, und die Dänen waren schlaff und gutmütig genug, um sich darin zu finden. Personal und Reisende warteten fast eine ganze Stunde, bis Sarah erschien, gestützt auf den Arm von Richepin.

Edmond de Goncourt hat in *La Faustin* das Leben einer großen Schauspielerin erzählt. Mit Wärme, fast mit Begeisterung, schonend. Er hat dort mehr an Rachel als an Sarah gedacht. Wenn er die Künstlerin Griechisch lernen läßt, um *Phèdre* besser

zu spielen, so ist dies Rachel, nicht Sarah. Er hat auch das gewaltsame Sinnenleben Sarahs mit einem Schleier bedeckt. Persönlich drückte er sich offener aus. Eines Tages sagte er: „Wenn es über sie kommt, nimmt sie im Zwischenakt mit dem ersten besten Maschinenkerl fürlieb.“

Sie sah nicht auf das Geld; aber sie unterhielt in ihren jungen Tagen „eine intermittierende Freundschaft“ mit einigen jungen Bankiers.

Was sie besonders von Rachel als Charakter trennt, war der große Zug in ihrem Wesen. Man macht sich eine ungenügende Vorstellung von Rachel, wenn man nur die idyllische, fast häusliche Schilderung von Alfred de Musset vor Augen hat. Die entspricht nur ihren Anfängen. Als sie im Glanze ihres Genies stand, sich bewußt war, daß niemand wie sie die französische Antike in ihrer mehr römischen als griechischen Einfachheit zu verdolmetschen verstand, da entwickelten sich auch in ihr die prosaischen Eigenschaften. Ihre Habgier wurde krankhaft. Bei einem sehr großen Herrn, einem französischen Herzog, zum Diner eingeladen, betrachtete sie so lange, ohne den Blick wegzuwenden, einen großen silbernen Aufsatz in der Mitte der Tafel, daß der Hausherr sich fast verpflichtet fühlte, ihr diesen Aufsatz anzubieten.

Nicht allein schlug sie ein und äußerte ohne Zaudern überströmenden Dank, aber sie sagte: „Sie würden, Herzog, mich unendlich glücklich machen, wenn ich nach dem Diner das seltene Stück sogleich mitnehmen dürfte.“ — Als der Herzog dann anspannen und durch seine Diener den Aufsatz in seinem Wagen überbringen ließ, bemerkte er nur lächelnd: „Nicht wahr, Madame, den Wagen und die Pferde bekomme ich zurück?“

Sarah war nicht habsüchtig, sondern vielmehr in ewiger Geldverlegenheit. Und was flüchtig berührt wurde, ihr Kopenhagener Aufenthalt mit Richepin, war eine ganz passionelle Sache. Er hat zahllose Nachfolger gehabt (unter ihnen den armen legitimen Ehemann, den Griechen Damala, *ce pauvre Pierrot*, wie sie ihn später nannte). Der

einst so unbändige Dichter von *Chanson des Gueux* und von der lange nicht genug gewürdigten Sammlung *Les Caresses* hat als ehrbares Mitglied der Akademie längst sich selber für jenen jugendlichen Leichtsinns Absolution erteilt.

Nach und nach war für Sarah Bernhardt Victorien Sardou der Hausdichter geworden. In allem Technischen war er der unbestrittene Meister. Er hatte sich die Hand dadurch geübt, daß er als Anfänger die ersten Akte eines Stücks von Scribe las, den Schluß dazu schrieb und seine Arbeit mit der des geriebenen Routiniers verglich.

Mehrere seiner Hauptrollen waren ausdrücklich für Sarah geschrieben. So die *Tosca*, die ich 1889 in Paris sah, und die der Virtuosin Gelegenheit gab, ihr ganzes Register: Furcht, Liebe, Zorn, Haß, Empörung, Rache durchzuspielen. Ich war ganz voll kalter Bewunderung.

Längst hatte sie mit dem *Théâtre Français* gebrochen, die Welt gesehen und, wie man es nennt, erobert. Ihr ganzer Ehrgeiz ging nun darauf aus, das rote Band der Ehrenlegion zu erhalten. Einst, als ich in Gesellschaft eines französischen Ministerpräsidenten zu Mittag aß, wurde ihm ein Brief von ihr (acht Seiten lang) überbracht, worin sie ihn anrief, doch den Widerstand des Oberhauptes der Legion zu brechen und ihr die Auszeichnung zu verschaffen. Er vermochte es nicht. Man gab als Grund an, daß sie ihren Vertrag mit dem *Théâtre Français* seinerzeit gebrochen und daß sie Schulden hatte. Fast verzweifelnd schrieb sie: „ich habe nie eine ehrlose Handlung begangen.“ Es nützte ihr damals nichts.

Es scheint, daß die keuschen Generale ihr nicht vergeben konnten, daß sie in ihrer Jugend einen unehelichen Sohn zur Welt gebracht hatte, und daß man noch immer am alten Vorurteil festhielt, ein Schauspieler oder eine Schauspielerin könne nicht Mitglied der Ehrenlegion werden, es sei denn, daß sie zum Lehrer oder Lehrerin am Konservatorium ernannt würden, wie Regnier oder Bartet.

Nach nicht wenig Jahren wurde Sarah dann endlich für einige Wochen zur Lehre-

rin am Konservatorium ernannt. Und gleich danach dekorierte man sie. Diese Dekoration ward durch ein großartiges Fest gefeiert, an welchem die meisten bedeutenden Schriftsteller, Maler, Bildhauer Frankreichs teilnahmen. Man versammelte sich in einem großen Saal, wo das Mittagessen serviert werden sollte. Hoch oben, ein Stockwerk höher, wozu eine Wendeltreppe führte, zeigte sich dann die elegante, noch jugendliche, ganz weiß gekleidete Gestalt, die sich unter donnerndem Applaus langsam Schritt für Schritt in den Saal herunter bewegte. Würdig, stattlich, im guten Sinne des Wortes theatralisch.

Vielleicht ist dies der Moment gewesen, wo die Verwöhnte und solange vergeblich kämpfende sehr stark einen Hauch des vollen Glücks empfunden hat.

Das Ende ist immer wehmütig. Die Jugend ist geschwunden, und Ersatz muß gesucht werden. Sarah Bernhardt ergriff die Hosenrollen; sie wechselte das Geschlecht; die schon ältliche Frau vermochte noch in der Entfernung einige Zeit als Jüngling zu illudieren. Sie spielte den Herzog von Reichstadt in *L'Aiglon*, machte sich das geschmeidige, nur oratorische Talent von Rostand untertänig. Es gelang einigermaßen. Doch gefiel sie vermutlich mehr in Buenos Aires als in Paris.

Der Ehrgeiz wuchs. Sie verfolgte den *Succès* und war zum zweitenmal Jüngling als Hamlet. Mit ihrer unglaublichen Energie und ungeheurer Routine hatte sie körperlich die ganze Leichtigkeit der Bewegungen eines jungen Mannes, obzwar sie damals wohl eine sechzigjährige Frau war. Nur lag das Gemütsleben Hamlets gänzlich außerhalb der Tragweite ihrer Fähigkeiten. Äußerlich betrachtet war die Leistung bedeutend; innerlich null.

Die Ärmste hatte einen Sohn, der mehr Geld gebrauchte, als sie je zu verdienen imstande war. Das letztemal, als sie in Kopenhagen auftrat, kam er aus Paris extra, um nach der Kasse des Theaters zu gehen und den Ertrag des Tages abzuheben. Als Mutter war sie noch größer denn als Künstlerin.

Ihre Energie gab niemals nach. Jahrelang hat sie Europa und Amerika kreuz und quer durchfahren und gewöhnlich zweimal des Tages gespielt, ohne zu erschlaffen. Zu gleicher Zeit hat sie ihre Truppe dirigiert und selbst gespielt. Als man vor einigen Jahren ihr das eine Bein wegamputieren mußte, machte sogar das ihrer Energie keinen Eintrag; sie erhielt Rollen, in welchen

sie sitzenbleiben konnte, und trat sitzend auf. Die Stimme hatte nicht mehr ihren goldenen Klang, aber die Diktion war so deutlich wie in ihrer Jugend.

Man war gewohnt, sie über alle Hindernisse siegen zu sehen. Man wunderte sich, daß sie endlich dem Tod erlag. Der Teil ihrer Kunst, die reine Energie war, wird unvergessen bleiben.



Phot. Daily Mirror

Eine der letzten Aufnahmen von Sarah Bernhardt

DER SCHÖNE TOD

NOVELLE VON EUGEN HELTAI

ZEICHNUNGEN VON HEINRICH BOESE

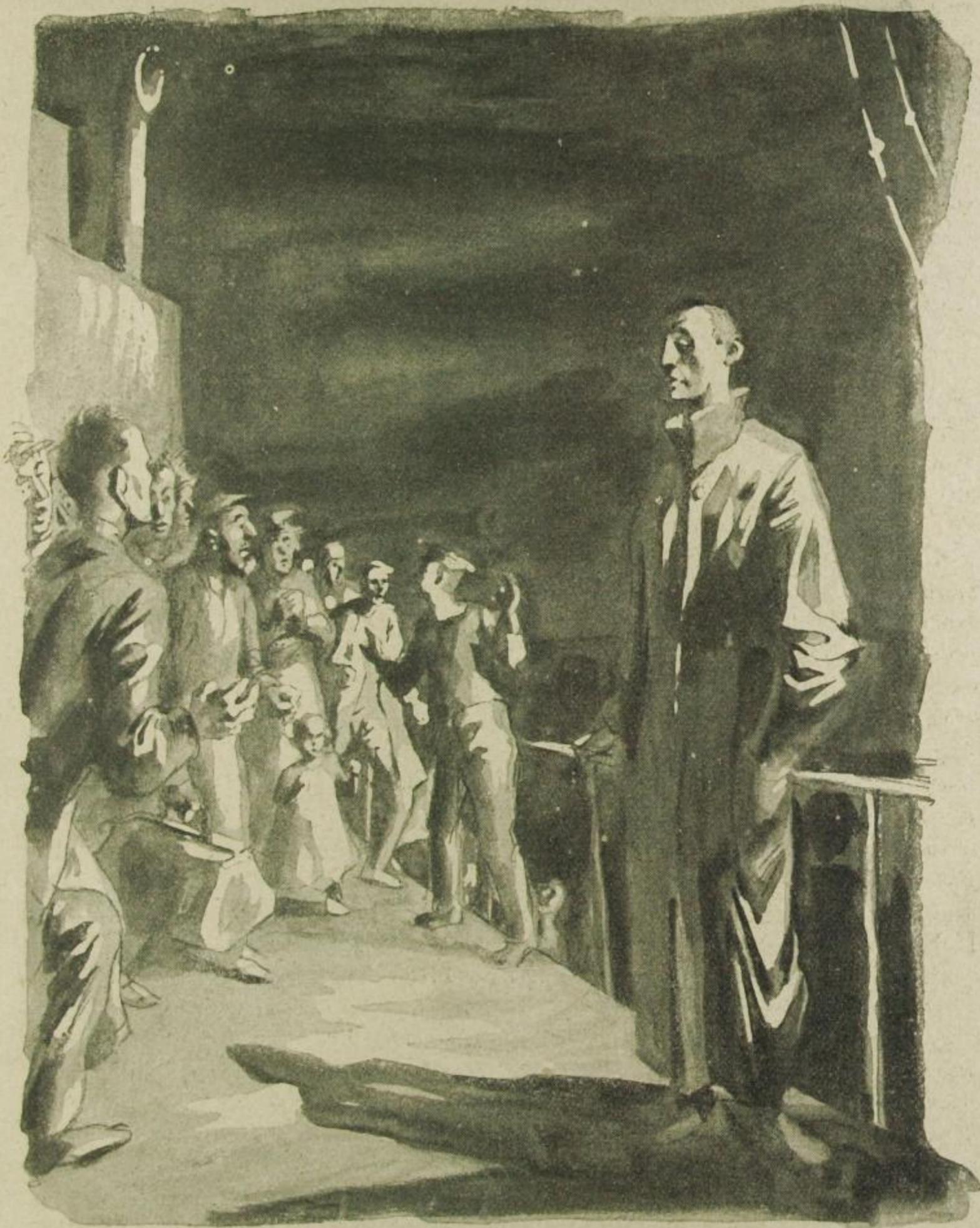
I.

Schon in seinem vierundzwanzigsten Jahre war Graf Alexander Jollyot, Herr über Riesenbesitzungen, ein enormes Vermögen, Landschlösser und Pariser Paläste, ein tiefunglücklicher Mann. Denn seine hochgeborenen Eltern hatten ihm außer dem Riesenvermögen auch ein kleines Lungenübel vererbt, welches, tückisch und siegreich sich ausbreitend, ihn schonungslos der Familiengruft immer näher zudrängte. Der junge Graf dachte viel über diese Doppelerbschaft nach und war in seiner Verzweiflung eine Zeitlang redlich genug bemüht, sein Vermögen durchzubringen, bevor die Krankheit ihn selber ins Grab gebracht. Er mußte aber den aussichtslosen Kampf bald wieder aufgeben, nachdem er eingesehen hatte, daß ihm an Lebensgütern so viel, an Lebensdauer aber so wenig zu Gebote stand, daß sein Vermögen ihn unter allen Umständen überdauern mußte. Er fügte sich darein, daß dem nicht abzuhelfen sei, sowie auch darein, daß er dieses allzu herrliche Leben nur allzubald verlassen sollte.

Er mochte sich jedoch vom Tode nicht wie der erstbeste Sieche überrumpeln las-

sen, sich nicht in vollem Bewußtsein eines nahen Endes zu Bett begeben und, allen Kampfes und aller Hoffnung bar, geduldig den letzten Augenblick erwarten. Er entstammte einem alten Kriegergeschlecht, seit den Kreuzzügen war noch kein Jollyot in seinem Bett gestorben. Sein Großvater fiel gegen die Preußen, sein Vater bei Marokko — er allein sollte bequem und zierlich gebettet sterben, wie ein Demokrat? Hätte er von der zarten, gebrechlichen Mutter nicht die verhängnisvolle Krankheit geerbt, so wäre auch er Soldat geworden, und der liebe Gott, der bisher noch für jeden Jollyot eine feindliche Kugel übrig gehabt, hätte vermutlich auch ihm diese Gnade nicht verweigert. So aber mußte er sich anderweitig nach einem schönen Tode umschauchen.

Am einfachsten allerdings wäre die Frage durch einen Selbstmord zu lösen gewesen. Diese Art der Erledigung jedoch dünkte dem Grafen unmännlich und plebejisch und eher dem Geschmack sentimentaler Handwerker und liebeskranker Nähmädchen würdig. Er wich auch vor dem Gedanken zurück, dem Tode mit klingendem Spiel entgegenzugehen, im



Inmitten von Angst und Kopflosigkeit blieb er allein ruhig.

Taumel durchzechter Nächte, im Wein- und Liebesrausch. Er überließ daher diese Sache dem Zufall, für die Zeit we-

nigstens, bis ihm selber etwas Klügeres einfallen würde. Und zog, nachdem er sein Testament gemacht, in die weite

Welt, zog aus nach Abenteuern, Gefahr und Tod.

II.

Dies bewog ihn, Löwen in Afrika und Tiger und Elefanten in Asien zu jagen, in Indien Pestkranke zu pflegen und eine wissenschaftliche Expedition nach dem Lande der Kannibalen zu rüsten, welche einige unbekannte Inseln des Stillen Ozeans zum Ziele hatte, wo die Eingeborenen mörderischen Fieberdünsten zum Opfer fielen. Von allen diesen Ausflügen kehrte er mit Tieren und Pflanzen, Waffen und Teppichen, Götzen, Statuen und allerhand exotischem Krimskrams beladen, ansonsten jedoch unversehrt zurück. Der Tod, den er beständig im Nacken sitzen fühlte, ließ ihn unbehelligt. Nur ein einziges Mal ward ihm ein kurzer Augenblick der Hoffnung: von einem mächtigen englischen Dampfer gerammt, barst sein Schiff in einer Nebelnacht auf offenem Meere mitten entzwei. Inmitten von Angst, Verwirrung und Kopflosigkeit blieb er allein ruhig, gefaßt, ja froh darob, daß ihm nun endlich gelingen müsse, zugrunde zu gehen. Doch war seine Freude verfrüht: das Schiff sank so langsam, daß sich jedermann ohne besondere Mühe zu retten vermochte, sogar die Ausbeute der Expedition konnte auf den Engländer überführt werden.

Als der Graf nach Paris zurückgekehrt war, ergab er sich jeder Art von gefährlichem Sport. Er ritt die wildesten Hürdenrennen, wobei er eine verdächtige Passion für die störrischen Gäule offenbarte. Einmal, in Auteuil, verfehlte er den Tribünensprung und stürzte mitsamt seinem Pferd in den Graben, kam aber, zu seinem Unglück, mit einem verstauchten Knöchel davon. Auch im Autosport wurde er vom Unglück verfolgt. Die be-

rüchtigte Wettfahrt Paris—Nizza, deren Unfallliste sieben Tote und dreizehn Schwerverwundete aufwies, gewann er als Erster mit seinem selbstgelenkten roten Wagen, ohne daß er unterwegs auch nur einen einzigen Köter überfahren hätte. Und doch wäre er diesmal jede Wette eingegangen, daß es ihm nicht gelingen würde, Nizza lebend zu erreichen, denn die Konkurrenzfabriken kämpften einen Kampf bis aufs Messer mit Hilfe ihrer zu allem bereiten Chauffeure, denen wahrlich wenig genug am Leben eines lumpigen Amateurs gelegen war. Der Wahrheit die Ehre: dem lumpigen Amateur selber, dem Grafen Jollyot, war noch weniger daran gelegen. Ihn reizte weder Geld noch Ruhm, es war der Tod selbst, den er erringen wollte, ihm jagte er nach, dem alle übrigen entrinnen wollten. Man sieht: es war ein ungleicher Kampf, in dem der Graf Sieger bleiben mußte.

III.

Nach einer solchen Kette von Mißerfolgen blieb dem Grafen nur noch eine einzige Möglichkeit: die Luft. Er beschloß, zu fliegen und war nach Verlauf einiger Wochen schon so weit, daß er mit seinem eleganten Eindecker sich sicher und ruhig in die Luft erheben konnte. Sicher, weil er sein Handwerk gründlich erlernt hatte; und ruhig, weil er damit sein Schicksal endgültig besiegelt zu haben glaubte, er war sich bewußt, daß er früher oder später rettungslos herabstürzen würde wie so viele vor ihm.

Alexander Graf Jollyot errang sich in kürzester Zeit den ersten Platz inmitten jener Braven, die gemeiniglich „Helden der Luft“ genannt werden. Seitdem er zum erstenmal aufgestiegen war, verbrachte er den größten Teil seines Lebens



„Es ist ein schwerer Schlag, Herr Doktor, und doch . . . wir waren ja alle darauf vorbereitet!“

in der Luft. Er flog mit und ohne Anlaß, flog bei Regen und Wind und Wetter, schoß hoch über Paris hinweg und über Wald und Gewässer, flog von Paris nach seinen Gütern, ging im Aeroplan auf Besuch, auf die Jagd, erschien am Tage des Grand Prix über den Tribünen, überschlug sich in der Luft und warf Tipps

in das Publikum. Stellte irgendwer in Rio de Janeiro einen neuen Höhenrekord auf, so erschien er flugs, um ihn an Ort und Stelle mit fünfzig oder hundert Metern zu verbessern, kurz: er tat das möglichste, was sich in der Luft tun ließ.

Einer nach dem andern sanken sie aus den Reihen, um und neben ihm, brave,

mutige Burschen, denen das Glück nicht hold gewesen. Es starben viele, die den Tod zwar nicht fürchteten, aber doch auch nicht herbeisehnten wie er. Von denen, mit denen zusammen er gestartet war, lebten kaum mehr ein oder zwei, und auch die hatten an Ruhm und Gefahr genug bekommen und wandelten sich wieder in festgesessene Erdenbürger. Es kam eine neue Generation und ging zugrunde, er allein blieb heil und unversehrt. Er stürzte an die fünfzehnmal, machte die gleiche Anzahl Maschinen kaputt: doch ihm, als stände er unter besonderer Obhut der himmlischen Mächte, wurde kein Haar gekrümmt. Die anderen hegten eine fast abergläubische Ehrfurcht vor ihm: er besäße einen Talisman, munkelte man, der ihn unverletzlich mache, wie den Ritter im Märchen, dem kein Schwert etwas anhaben konnte.

Nur der Graf wußte, daß dies nicht in alle Ewigkeit so fortgehen konnte, daß es auch für ihn einen endgültigen, unwiderfürlich letzten Todessturz geben mußte.

IV.

Und endlich kam der glückliche Tag.

Er zählte kaum dreißig Jahre, als er, nach fünfjähriger, siegreicher Fliegerlaufbahn, gleich allen anderen zugrunde ging. Er stürzte aus einer Höhe von zehn Metern — der geringsten Höhe, aus der er je herabgestürzt. Aber diesmal war es gelungen, er kam unter dem Motor zu liegen, und der große Linnenvogel begrub ihn unter sich. Deckte ihn fein sorgsam mit beiden Flügeln zu. Als man ihn hervorzog, war er bereits tot. Aber sein Gesicht zeigte keine Spur von Qual, und um den Mund spielte ein Lächeln.

Sein Leichnam wurde, seinem letzten Wunsche gemäß, sezirt und einbalsa-

miert. Dann wurde er zur Bahn gebracht, um nach der Familiengruft der Jollyots überführt und an der Seite seiner heldenhaften Ahnen bestattet zu werden. Eine Menge Menschen gaben ihm das Geleite, darunter auch Fremde, mit denen er auf Erden nie verkehrt, die ihn nur hoch oben in der Luft gesehen hatten, wie er stolz und majestätisch zwischen den Wolken dahinglitt. Die Teilnahme war allgemein und groß; am tiefsten betrübt jedoch zeigte sich der alte Hausarzt der gräflichen Familie. Die Katastrophe schien ihn arg hergenommen zu haben, und als der Sarg in der Bahnhofshalle vom Wagen gehoben wurde, warf er sich schluchzend darüber. Einige von den Verwandten kamen herbeigeeilt, um ihn zu stützen.

„Fassen Sie sich, Herr Doktor, —“ sprach ein alter Marquis, die Ehrenlegion im Knopfloch, „— es ist ein schwerer Schlag, doch waren wir ja alle darauf vorbereitet. Seit Jahren schon. Der arme Junge, — Sie müssen es doch am besten wissen, war ja von jeher zum Tode verurteilt. Sein Übel...“

„Welches Übel? —“ fragte der Arzt verwundert.

„Mein Gott, sein Lungenleiden.“

Der Arzt nickte traurig mit dem Kopf:

„Ja, ja... Das ist ja eben das Allertraurigste. Doch Sie wissen noch nicht... als man ihn sezirte, seine Lungen... ich sah es... also... der viele Sport... und der Aufenthalt dort oben... die Mengen guter frischer Luft und Sonne... sie machten es... mein armer lieber Junge, er wußte nichts davon... er war vollständig geheilt...“

*

(Berechtigte Übersetzung aus dem Ungarischen von Renate Szuran.)



UM EINE FLIEGE

Novelle von D. von Düring-Diebitsch

Illustrationen des Atelier Rief

Die Kaiserin Tze-Shi hatte schlecht geschlafen. Die Hofdamen Ihrer Majestät standen bebend im Vorzimmer, blaß unter ihrer Schminke, die Dienerinnen liefen vollständig kopflos hin und her, der Ober-eunuch Li ließ zwanzig Eunuchen je dreißig Bambushiebe verabfolgen für irgendein Versehen oder Vergehen, das niemandem bekannt

war; und selbst die zahmen Lieblingsvögel der Kaiserin flatterten unruhig und wie aufgescheucht in ihren Volieren.

Die Kaiserin hatte schlecht geschlafen. — Trotzdem hatte sie sich wie immer um fünf Uhr früh erhoben, sich ankleiden und ihr Haar ordnen lassen, wobei der Friseur zu fünfzig Stockhieben verurteilt wurde und

eine junge Hofdame in Ungnade fiel, weil sie sich ungeschickt anstellte bei dem ihr anbefohlenen Fange einer Fliege, die Ihrer Majestät Kaiserlichem Haupt nahezukommen gewagt hatte.

Die Hofdame war sehr jung und sehr schön. Sie hieß Djin-Me und hielt sich wie eine junge Königin, obwohl sie nicht einmal eine Prinzessin von niederem Rang war. Tochter eines vornehmen Mandschu, in altmodischer Abgeschlossenheit liebevoll erzogen, hatte sie erst kurze Zeit die Ehre, zum Hofstaat der Kaiserin zu gehören.

Bis jetzt hatte sie in scheuer Willigkeit ihren Dienst bei der Herrscherin versehen, sie wagte nicht, sich von den ihr feindlich gegenüber tretenden älteren Hofdamen Rat zu holen und suchte sich allein zurechtzufinden auf dem fremden Boden; Takt und gute Erziehung halfen ihr dabei. — Nun diese harten Worte, als sei sie eine ungeschickte Magd — und die allen offenbare Ungnade der Kaiserin, die sie sogar aus dem Zimmer verwies. Djin-Me stand da wie vernichtet.

Mit tödlichem Entsetzen mußte sie dann noch — gleich den andern Hofdamen, denen das nichts Neues und Aufregendes mehr war — der Auspeitschung der zwanzig Eunuchen durch Li beiwohnen. Die Opfer schrien, und jeder Schrei ging wie ein Schwert durch ihr junges, weiches Herz. — Da schlugen Empörung und verletzter Stolz über Djin-Me zusammen und machten sie kopflos. —

Sobald Ihre Majestät sich zur gewohnten täglichen Audienz in den Thronsaal begab und die jüngeren Hofdamen sich zurückziehen konnten, stürzte sie in ihr Gemach, zerriß sich das blumenbestickte seidene Prachtgewand vom Leibe, riß sich Blumen und Schmuck aus dem künstlich aufgedrehten Haar, suchte aus einem der roten Kleiderkasten ein ganz einfaches, einfarbiges Gaze-gewand hervor, lief ins Zimmer ihrer Dienerin, das hinter ihrem Gemach lag, und ergriff ein schlichtes Überkleid, das die Frau dort für Ausgänge hängen hatte, und schlüpfte aus dem Hause. Sie wollte fliehen. Sie durchquerte ein paar der marmorgepflasterten Höfe, die still und einsam in der warmen Sonne dalagen; Gras wuchs zwischen den Steinen; uralte bronzene Fabeltiere auf mar-

mornem Sockel sahen ihr mit schläfrigen Augen nach, und wenn sie gekonnt hätten, würden sie die Köpfe geschüttelt haben über dies törichte junge Blut, das in sein Unglück rannte. Sie hielt sich immer dicht an den Häusern im Schutz der überdachten Veranden, bis sie die Dienerviertel erreichte. Auch hier ruhte alles hinter Gazefenstern und Schilfvorhängen, die herabgelassen waren, um die Sonne abzuhalten. Aber am Tor sah sie zwei Wächter stehen und fühlte, sie würde nicht mit ruhiger Stirn zwischen ihnen hindurchschreiten können, als sei sie in Wahrheit die Dienerin, deren Gewand sie trug, — ihr Beben und ihre Zagheit würden sie verraten. So bog sie in einen Seitengang ein, entschlossen, einen anderen Ausweg zu finden. Sie lief Steintreppen hinab, hinauf, auf schmalen mosaikgepflasterten Pfaden, durch künstliche Tropfsteingrotten, unter hohen Ballustraden hin, die, von betäubend duftender Glyzinienwirrniss bedeckt, kein Mauerwerk durchblicken ließen. Schließlich war sie so hoch gestiegen, daß die ganze Anlage des Wan-Hou-Shan, des Sommerpalastes, tief unter ihr lag, blütenüberschüttet, buntfarbig — bis zu dem im starken Licht metallisch blendenden See sich hinabsenkend. Sie sah die geschwungene, lichte Brücke, die zum grünen Inselchen den schönen Bogen schlug; sah die Staatsboote der Kaiserin träge wartend längsseit des marmornen Drachenschiffs am Ufer, von wo aus die Herrscherin und ihr Gefolge sie zu besteigen pflegten. Sehnsüchtig blieben ihre Augen an dem See hängen — dort unten am Grunde mußte es kühl und ruhevoll sein, und die klaren Wasser würden alle Schmach von ihr abwaschen; aber sie durfte sich nicht dort hinunterwagen, wo ständig Wächter die Ufer umstrichen. —

Die Ehre ist ein merkwürdiges Ding: in jedem Land sieht sie anders aus. Wer in China im Beisein anderer angeklagt oder gedemütigt wird, hat sie verloren, ganz gleich, ob er schuldig oder unschuldig ist. Er hat sein „Gesicht verloren“, wie die wörtliche Übersetzung dieses Begriffes „*tiuleen*“ heißt. Und Djin-Me hatte ihr Gesicht verloren, wenigstens war sie überzeugt, daß es so sei.



Djin-Me hielt sich stets wie eine junge Königin.

Dieses Empfinden lag ihr ererbt im Blute. Sie stieg noch höher und kam nun dort hin, wo sich der Park in die Gemüse- und Obstgärten verlor, überall von hohen Mauern umschlossen. Sie schlüpfte an einem Gärtner oder Wächter vorbei, der unter einem großen Persimonbaume seinen Mittagschlaf hielt, neben dem zweirädrigen, mit Büffeln bespannten Karren, der Wasser herangebracht hatte. Der Weg, den der Wagen genommen, führte durch ein Tor, das nur angelehnt war. Sie glitt hindurch und war auf der menschenleeren Straße. Nur ganz in der Ferne schlenderten ein paar Soldaten. Den Mauern entkommen, die ihr ein Gefängnis dünkten, die ihre Schmach gesehen, atmete sie freier. Und jetzt im Dahineilen in der Richtung auf Peking fragte sie sich zum ersten Male: Wohin? — In ihres Vaters Haus, wo die herrischen Stiefbrüder mit ihren zanksüchtigen Frauen regierten, konnte und wollte sie nicht; ihr Entlaufen aus dem Palast hätte man als willkommenen Grund genommen, sie als Entehrte zu behandeln und zu betrachten. Die Mutter — ja, die war leis und lind gewesen, aber sie war tot. Seitdem hatte niemand mehr ihr Liebe gezeigt. Doch eine — ihre alte Kinderfrau, die hatte manchmal verstohlen ihr Gewand gestreichelt oder ihre Wange, hatte ihr eine Blume ins Haar gesteckt oder eine Frucht in die Kinderhände gelegt. Bis man in der neuen Ordnung der Dinge auch sie entlassen hatte. Zu der wollte sie gehen. Sie kannte die Straße nahe am Tor des Tatarenstadtteiles, die Pfeil- und Bogenhändlerstraße, wo die Alte bei ihrer Familie wohnte. In der verhüllten Sänfte, wohlbehütet und begleitet, war sie schon dort gewesen. Jetzt mußte sie zu Fuß hinlaufen, denn sie hatte gar kein Geld bei sich. Ein Weg von vier bis fünf Stunden würde es sein. Die Füße in den so unbequemen mandschurischen Schuhen fingen an, ihr weh zu tun; die großen Steinplatten der Heerstraße waren hart und holprig durch die vielen schweren Karrenräder, die jahrhundertlang über sie hinweggeknarrt waren. Die Sonne brannte heiß auf ihr unbedecktes Haar. Der glühende Mittagswind wirbelte dichten Staub auf, die Kehle wurde ihr sehr trocken, und

brennender Durst fing an, sie zu quälen. — Schließlich, nachdem sie etwa zwei Stunden gelaufen sein mochte, begannen ihre weißen, seidnen Strümpfe sich rot zu färben; wund und zerstoßen, wollten die zarten Füße sie nicht mehr weitertragen. Aber es mußte ja sein. Nur um eine Schale Tee für ihren unerträglichen Durst wollte sie bitten bei Landleuten. Längere Zeit kamen nur Felder, schließlich aber ein etwas erhöht gelegenes Anwesen, ein chinesisches Sommerhaus mitten im Garten, von einer hohen Mauer umschlossen, wie es in der Umgebung von Peking viele gibt. Mit ihren letzten Kräften kroch sie fast die Stufen hinan bis zum Tor, wankte durch den dichten Laubengang zur Veranda des Hauses, wo ein Pferd im Schatten angebunden stand. Sie versuchte einen dort stehenden Bambusstuhl zu erreichen, konnte aber nur noch an ihm niedersinken, denn ihre Sinne verließen sie.

— Das erste, was ihr wieder zum Bewußtsein kam, war ein kühles, nasses Tuch auf ihrer Stirn, und mit einer instinktmäßigen Bewegung zog sie es mit schwachen Fingern herab, um zu versuchen, daran zu saugen und ihren quälenden Durst zu lindern, — bis sie wieder in schwarze Nacht versank.

Als sie erwachte, fand sie ein Glas an ihren Lippen, und sie trank, trank irgendein wohltuendes, kühles Getränk. Es war Erlösung. Dann hörte sie Worte, die sie nicht verstand. Nun erst schlug sie die Augen auf, und sie sah, daß es ein Mann, ein Fremder war, der sich zu ihr beugte und ihr den Trank an die Lippen hielt. Eine Minute lang starrte sie ihn an mit dem gelähmten Entsetzen des Vogels, der sich plötzlich ergriffen und gefangen sieht und reglos seinen Tod erwartet. Doch die fremde Stimme klang weich und freundlich: „Hast du Schmerzen? Liege still, fürchte dich nicht.“ Zuerst faßte sie nicht, daß der weiße Mann ihre Sprache redete, und deshalb verstand sie ihn nicht. Dann aber nahm das sanfte, gleichmütige „Pu pa, pie pa!“ — (Nicht fürchten, fürchte dich nicht!) die Todesangst von ihr. Sie merkte, daß sie auf der Veranda, die sie vorhin noch gerade erreicht hatte, in einem Liegestuhl lag, ein feuchtes, kühles Tuch auf der Stirn, daß sie namenlos



Sie atmete tief und heftig wie ein Kind, das in Schludzen ausbrechen will.

schwach war und unfähig, sich zu rühren,
— und daß ein Mensch gut zu ihr war.

Der junge blonde Deutsche hatte während
ihrer langen Ohnmacht Zeit gehabt, sie zu
beobachten. Er sah, daß sie sehr jung war;

und an den feinen Stoffen ihrer Gewänder,
an den kostbaren, klaren Nephritarmbändern
an ihren zarten Handgelenken, an den wohl-
gepflegten, marmorweißen, jetzt aber zer-
schundenen und gemarterten Füßen erkannte

er, daß sie aus sehr vornehmem Hause sein mußte. An ihren Füßen, ja! — Denn er hatte in aller Ruhe etwas getan, was in den Augen der Chinesen als unerhört gilt: er hatte die blutdurchtränkten seidnen Lappen von ihren Füßen entfernt und während ihrer langen Ohnmacht diese gebadet, gesalbt und verbunden, so gut es ging.

Djin-Me war zu ihrem Glück noch zu schwach, irgend etwas davon zu merken, sonst würde die Scham, daß ein Mann ihre nackten Füße gesehen hatte, sie fast vernichtet haben. Die anständige Chinesin schämt sich ja selbst, ihre bekleideten Füße einem Mann zu zeigen.

Als Djin-Me später merkte, was ihr geschehen, hatte sie schon zu dem fremden Doktor Vertrauen gefaßt. (Um sie zu beruhigen, hatte er ihr gesagt, er sei Arzt.) — Er erzählte ihr auch in seinem mangelhaften, aber leidlich verständlichen Chinesisch, daß er dies Haus von einem Mandarin für den Sommer gemietet habe, oft hierher ritte und Sonntags meist den ganzen Tag hier verbringe.

Was wußte Djin-Me vom Sonntag der Europäer?! — Aber sie hörte seiner Stimme zu, wie man die Wellen rauschen hört, wenn man todmüde ist. Bis seine Frage: „Warum bist du so weit gelaufen? Wo gehörst du hin?“ sie aufschreckte.

„Ich gehöre nirgends hin!“ antwortete sie leise. Ihr Ausdruck ergriff ihn wider Willen, er strich leise tröstend über ihre Hand, ohne recht zu wissen, daß er es tat. Und sie — mit dem inneren Hellsehen der Unschuld — begriff, daß ein Mensch in Mitgefühl und Güte sich zu ihr neigte. Nicht Geschlecht noch Rasse war mehr trennend zwischen ihnen: vertrauende Jugend öffnete ihr Herz vertrauender Jugend. Und Djin-Me begann zu reden, ihm alles zu erzählen. Er glaubte ihr, obgleich ihre Geschichte seltsam genug klang. Er hatte bereits einige Jahre in diesem Lande voller Rätsel und Seltsamkeiten zugebracht und verstehen gelernt, daß andere Impulse den Chinesen in seinen Handlungen leiten, als die unseren es sind; er hatte auch oft genug in seiner Tätigkeit als Attaché an der Gesandtschaft nähere Bekanntschaft mit der chinesischen Idee des „Tiu leen“ ge-

macht, aber er nahm an, daß dies junge Kind sein Schicksal viel zu schwarz sähe und daß ihre Familie sich wieder ihrer annehmen würde.

Er erbot sich, zu ihrem Vater zu gehen oder nach ihm zu senden, aber sie wehrte sich so wildverzweifelt gegen diesen Vorschlag, den sie für unausführbar erklärte, daß er ihr schließlich glauben mußte; auch gelang es ihm nicht, den Namen ihres Vaters zu erfahren. So wollte er der alten Kinderfrau Botschaft senden, denn das Mädchen war in der augenblicklichen Hilflosigkeit unfähig, seinen Weg fortzusetzen, selbst nicht zu Wagen; sobald sie versuchte, sich zu erheben, sank sie ohnmächtig zurück; die starke Mittagssonne auf ihren unbedeckten Kopf wirkte wohl noch nach. Mit diesem Vorschlag war sie einverstanden. Sie schrieb auf einen Zettel: „Djin-Me ist in Not, komm noch heute zu Djin-Me!“ und gab das Haus und die Straße an, wo sie jetzt war.

Hagen wollte den Brief selbst mitnehmen und von seiner Wohnung in der Gesandtschaft aus durch einen Diener zu der Frau schicken, der sie dann gleich mitbringen konnte. Aber er zögerte, Djin-Me allein zu lassen, denn er sah sie leidend und hilflos; doch blieb keine andere Wahl, da er ohne Diener und Reitknecht ausgeritten war. Das Mädchen schien sich nicht vor dem Alleinbleiben zu fürchten, sie war sehr matt, und die Veranda ganz unter blühenden Ranken mitten in der grünen Wildnis des Gartens schien ihr wie ein liebliches Versteck. Er stellte ein paar Früchte und Getränk vor sie hin, versprach, das Gartentor von außen abzuschließen, und ritt davon.

Trotz der Mittagshitze, die in weißglühenden Dunstwellen sich vom Himmel herabsenkte, ritt er so schnell er konnte, erst auf der großen Heerstraße, dann durch die riesenbreiten, staubigen Karawanenstraßen der westlichen Stadt — häuserlos, nur hohe Mauern rechts und links — hinter denen Paläste und Gehöfte geduckt schlummerten; dann langsamer durch die buntbewegten Geschäftsstraßen und endlich durch die Tore ins befestigte Gesandtschaftsviertel und in den Garten der deutschen Gesandtschaft, wo sein kleines hübsches Haus im Grünen lag. Er



Nun war sie allein mit dem alten Diener, vor dem sie sich ängstigte. —



Er hielt ihr das Glas an die Lippen . . .

schickte sogleich einen Diener nach der bezeichneten Straße und ließ seinen Koch Speisen und Getränke in einen Maultierkarren packen. Auch ein paar weiche Kissen. Für die andern Sachen zu Djin-Me's persönlichem Bedarf würde die Dienerin zu sorgen haben.

Er sprach zu niemandem von seinem Gaste, doch seine Gedanken kehrten immer zu ihr zurück, und ihr liebliches und rührendes Bild verließ ihn keinen Augenblick.

Der Boy kam sehr bald zurück mit der Nachricht, daß er das Haus gefunden habe, die Dienerin aber abwesend sei, zu ihrer Schwester nach Tientsin gereist, doch in ein, zwei Tagen zurück sein würde. Er sah seinen Herrn bei diesem Bescheid etwas bestürzt. Aber er sagte nichts. Was sollte nun mit dem Mädchen geschehen? Er mußte zurückreiten und nochmals versuchen, sie zu bestimmen, ihm ihr Elternhaus zu nennen. Seinen alten

Diener A-Wong hieß er mit den Sachen nachkommen.

Es war Sonntag, und Hagen hatte Zeit. Unterwegs erstand er, einem plötzlichen Impuls folgend, in einem japanischen Geschäft einen leichten, lichten, mit Kirschblüten bestickten Kimono, den er sich bequemer und kühler für die Patientin dachte als die hochgeschlossenen, langärmeligen chinesischen Gewänder.

Djin-Me, ermattet von Hitze, Gemütsbewegung und Schmerzen, war eingeschlummert, erwachte aber, als er die Stufen zur Veranda betrat. Sie blickte verwirrt um sich, fand sich dann schnell zurecht, und ihr Gesicht erhellte sich bei seinem Anblick.

„Und Amah?“ fragte sie angstvoll.

Er mußte ihr den Bescheid des Kuli mitteilen. Sie wurde blaß und lächelte — lächelte, weil es ihr anerkannt war, Schmerz und Enttäuschung unter Lächeln zu verhehlen, und weil sie ihren Wirt nicht durch das Zurschautragen ihrer Enttäuschung kränken wollte. Er aber sah, welche Anstrengung es sie kostete. Der Boy deckte den Tisch auf der Veranda, er wunderte sich nicht sonderlich über den chinesischen Gast, jedenfalls zeigte er's nicht. Er stellte aus den mitgebrachten Vorräten ein ganz nettes, kleines Mahl zusammen. Djin-Me mochte nur trinken, blickte auch etwas angstvoll auf die fremden Gerichte und auf Messer und Gabel, die sie nicht zu handhaben verstand.

Der Tag begann sich zu neigen. Es mußte etwas mit Djin-Me geschehen. Hagen gebrauchte alle seine Überredungskraft, ihr klar zu machen, daß sie heim in ihres Vaters Haus müsse — umsonst. Sie sah elend und gequält aus, so daß er schließlich schwieg. Auch sie schwieg lange, mit geschlossenen Augen. Plötzlich schlug sie sie auf und sah ihn an, traurig und wie aus weiter Ferne.

„Was möchtest du?“ fragte er, seltsam betroffen von ihrem Blick.

„Ich möchte aufhören zu sein“ — sagte das Mädchen nach einer Weile still.

Sein blonder Kopf sank auf ihre schmalen Hände: „Willst du hierbleiben, Djin-Me, bis die Amah kommt? Hier, bei mir —“ fragte er scheu und hilflos ergriffen.

Ihr blasses Gesichtchen klärte sich auf: „Wenn ich das könnte!“ —

Plötzlich erschrak er und sprach es auch aus: „Wird es nicht ein schlechtes Licht auf dich werfen, Zuflucht bei einem Mann, einem Europäer, gesucht zu haben?“ —

„Wenn man da steht, wo ich stehe, sind alle diese Bedenken gleichgültig.“ Diese Antwort machte ihn wieder tief betroffen. Es wurde ihm nicht klar, ob sie damit andeuten wollte, daß sie bereits so tief erniedrigt sei, daß es auf weiteres nicht ankomme, oder ob sie so stolz war, daß kein Anwurf sie mehr treffen konnte.

So geschah es, daß Djin-Me in dem weißen Hause bleiben durfte. A-Wong besorgte ihr ein paar Kleidungsstücke und Kleinigkeiten, die die vornehme Chinesin zu ihrer Toilette braucht, auch Eßstäbchen.

Das kleine Haus bestand außer der großen gedeckten Veranda, die es umgab, aus einem Eßzimmer, einem großen Schlafzimmer, mehreren Räumen für die chinesischen Diener und der Küche. — Das große Messingbett wurde von A-Wong ein wenig nach chinesischer Art zurechtgemacht. Djin-Me, sich an Stühlen und Möbeln festhaltend, war jetzt auch imstande, einige Schritte zu gehen. Sie fürchtete ein wenig den alten Diener, weil sie dachte, er könne ihren Aufenthalt ihren Angehörigen verraten. Das lag A-Wong fern, nur nahm er etwas an, was die beiden jungen Menschen in ihrer Harmlosigkeit nicht ahnten: er hielt Djin-Me für Hagens Geliebte, für ein — allerdings sich merkwürdig gut benehmendes und aussehendes — Mädchen aus der Klasse der Sing-Song-Girls. Deshalb war auch seine Neugier weiter nicht rege. Er war alt geworden im Gesandtschaftsdienst bei Europäern, hatte viel gesehen und gehört, und wenn er sich überhaupt noch über irgend etwas in diesem Leben wunderte, so hatte er jedenfalls längst aufgehört, es zu zeigen.

Hagen wollte gehen, als es dunkelte, wenigstens bildete er sich ein, daß er es wollte — aber Djin-Me bat mit so reizender Würde: „Bleibe noch, verbringe den Abend bei mir!“, daß er lächelnd und nur zu gern nachgab. Bei mir — sagte sie. Sie war plötzlich Herrin des Hauses geworden, sie

schenkte eine Gunst, wenn sie ihn zum Bleiben aufforderte. So dünkte es ihm. Ihr aber war, als schenke er ihr mit seinem Bleiben ein leises, stolzes Glück.

Der Abend war warm. Der Duft der tausend Sommerblüten des Gartens mischte sich magisch mit dem aufreizenden, einschläfernden Rhythmus der Grillenstimmen. Ihr eintöniges Surren durchzitterte die tropischen Sommernächte wie eine ewig bebende Frage, die ewig ohne Antwort bleibt.

Hagen wunderte sich, daß er dem Zauber der Sommernacht so seltsam aufgeschlossen war; er sah in Djin-Me's Augen das Sternenlicht sich spiegeln und wunderte sich, daß jemand so rührend schön sein könne. Djin-Me lag still in ihrem Stuhl und wunderte sich auch — darüber, daß dieser Garten und dieser Nachthimmel so seltsam voller Glanz und Glorie waren. Ihre Hand lag in der seinen, leicht und warm wie ein schlafender Vogel.

Er erzählte ihr von den Sternen, die wandernde Welten waren, von seiner nordischen Heimat, von seiner jungen Schwester, die sehr fromm sei, bunt durcheinander.

„Was ist fromm?“ fragte Djin-Me.

„Sie ist ein sehr gutes und liebes Kind und betet viel.“

„Was ist beten?“

„Mit Gott sprechen.“

„Wer ist Gott?“

Ihn schwindelte vor der Wucht dieser in kindlichem Ernst gestellten Urzeitfrage. — Er suchte Antwort zu finden, und er fand sie — aus schlummernden Tiefen seiner Erkenntnis; tief in seinem Herzen brachen plötzlich Quellen auf, wo er dürres Land wühlte.

„Das ist schön“ — sagte das Mädchen leise. Sie hatte den Kopf zurückgebogen, und ihre großen dunklen Augen blickten in den Himmel über sich, als suche sie ein Neues, Wunderbares hinter den Sternen...

Plötzlich ging ein leises Erschauern über sie hin, und Hagen erinnerte sich, daß sie noch schonungsbedürftig sei und Ruhe brauchen würde.

Er half ihr ins Zimmer und schickte sich zum Gehen an. Er legte den Arm um sie, da lehnte sie sich einen flüchtigen Augen-

blick leicht an ihn und sah ihn mit einem unaussprechlich guten Lächeln an.

„Morgen komme ich wieder!“ flüsterte er in ihre Augen hinein.

„Wie gut wird das sein!“ antwortete sie ebenso. Dann ging er. Und A-Wong, der das Pferd bereit gehalten hatte, schloß das Tor sorgfältig hinter ihm ab.

Diese Nacht und den ganzen nächsten Tag bis zum Abend, als er sich erst spät vom Dienst freimachen konnte, war er wie in einem Rausch und Traum, in einer drängenden Unruhe. Als er endlich wieder im Gartenhaus ankam, lag sie wie gestern im Long-chair, sehr bleich mit geschlossenen Augen. Er hielt sie für schlafend. Es rührte ihn zu sehen, daß sie sein Geschenk, den lichten japanischen Kimono, angetan hatte; denn er hatte gut verstanden, daß sie als Chinesin innere Widerstände zu überwinden hatte, da den Chinesinnen das lose, an Hals und Armen offene Gewand, unter dem die Japanerin fast nichts trägt, als unziemlich erscheint. Er hatte ihr lächelnd gesagt, daß selbst seine junge Schwester diese Gewänder trüge, und daß er sie, Djin-Me, gern einmal darin sehen würde. Sie trug auch heute ihr Haar schlicht gescheitelt und im Nacken geknotet, nicht nach Mandchuart. Sie erschien ihm lieblicher als je, nur über die Blässe ihres Gesichtes beunruhigte er sich. Plötzlich schlug sie die Augen auf — andere Augen als gestern — fast geisterhafte Augen, und sah ihn an, daß sein froher Herzschlag stockte.

„Was ist?“ — Es war, als ob ihre Lippen sich nur mühsam öffneten: „Amah ist gekommen“, sagte sie tonlos.

„Du freust dich nicht —?“

„Sie — sie kam — zu spät...“ Das Mädchen richtete sich halb auf und schwankte ein wenig.

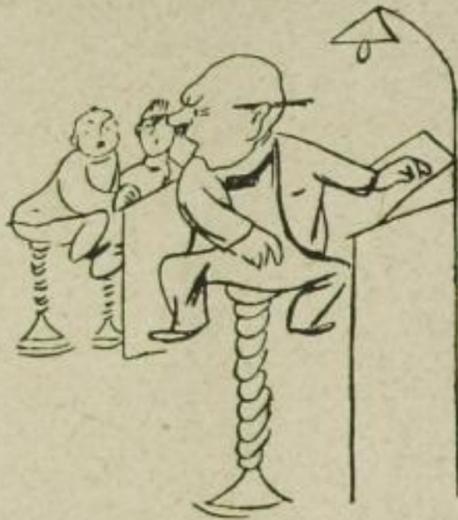
„Zu spät? Warum?“ rief er geängstigt.

„Ja, ich — — man nimmt mich nach Hause. — Man hat mich gefunden, man war hier. Frage nicht — ja, es ist schwer — — aber es ist das beste —“. Sie lächelte und nahm zaghaft seine Hand: „Du kommst so spät...“

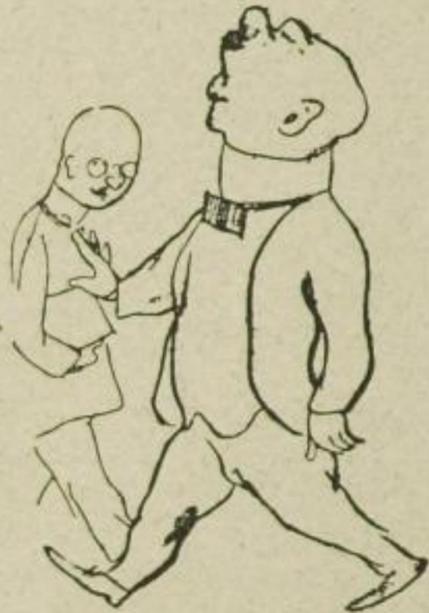
Er hätte gern noch mehr gefragt, aber sie schien so gequält und so matt. Er bettete

Das Rückgrat, eine Büro-Tragikomödie

Zeichnungen von Godal (Uhu-Bilderbogen Nr. 2)



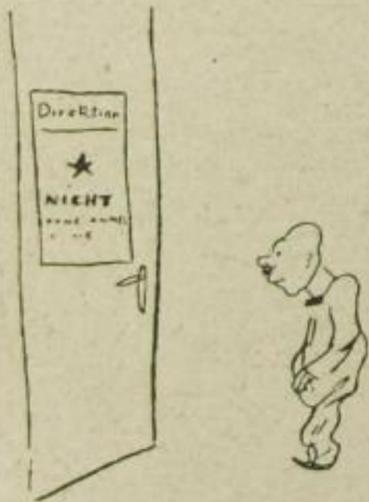
.....
„Jetzt geh' ich zum Alten und
verlange Gehaltserhöhung!“



„Bedaure, keine Zeit, der Chef hat
mich bitten lassen.“



„Guten Tag, Herr Bürovorsteher!“



Vor dem Allerheiligsten —



Der Allgewaltige!



„Was gibt's denn, Krause?“



„Ich wollte mir nur erlauben . . .“



. . . dem Herrn Prinzipal zum Geburtstag zu gratulieren.“



„Wenn dazu auch die Geschäftszeit nicht gerade gut gewählt ist, so . . .“



. . . freue ich mich doch immer, wenn meine alten Beamten an mich denken.“ — —



Rückkehr in die Bürowelt.



„Ich darf nichts sagen, meine Unterredung mit dem Prinzipal war streng vertraulich.“



Gedule

.....

sie weicher, holte noch ein Kissen unter ihren Kopf und blieb still neben ihr sitzen, ohne den Blick von ihr lassen zu können, von diesem herzerreißenden, süßen Lächeln, das ein Teil ihrer selbst schien und doch wie eine Maske auf ihren Zügen lag.

„Lächle einmal nicht!“ bat er schließlich, „es quält mich so rätselhaft.“ Da füllten sich ihre Augen, und zwei Tränen rollten herab. Er mußte es tun — er mußte die Tränenspuren auf ihren Wangen küssen. — Sie atmete tief und heftig wie ein Kind, das in Schluchzen ausbrechen will, und legte ihren Kopf mit einer rührenden Gebärde an sein Herz. Wieder der Urweltzauber der tropischen Sternennacht um sie her; Rosenduft und seltsam nachtverwobene Tierstimmen. Wahnsinnige Pläne gingen durch Hagens Hirn; Dinge, die er nie für möglich gehalten hatte, erwog er: sie mit sich fortzunehmen, sie nach Deutschland zu seiner Mutter zu bringen, sie an sich zu reißen und ihr die rätselvolle Qual, die er nicht verstand, von den Lippen zu küssen. Doch er strich nur mit leiser Hand über ihre schmale Schulter, von der der Kimono sich verschob, und plötzlich beugte er sich herab und küßte die zarte junge Brust über ihrem Herzen, die wie mattes Elfenbein im Dämmerlicht der Sterne schimmerte. Ein leises Beben ging durch sie hin, ein wundersames, ahnendes Erschauern... sie legte die Arme um seinen Hals: „Du Fremder —“ raunte sie, doch es klang wie: Du, der mir so unfaßbar nahe ist — —

Sein Blick versank im weichen Dunkel ihrer hingeschenkten Augen, in deren Tiefen ein Leuchten stand, still und magisch — wie die Altarkerzen brennen.

So hielten sie sich sanft umschlungen — Augenblicke oder Ewigkeiten, sie wußten es nicht: Zeit und Welt waren versunken...

Geräusch an der Gartentür ließ sie aufschrecken. In Djin-Me's Augen erlosch jäh alles Licht. Sie taumelte empor und schrie: „Schon? Schon? — — —“

Man hörte Schritte, das Aufklatschen vieler nackter Füße im Gartenweg und das Niedersetzen eines schweren Gegenstandes im Hof hinter dem Hause.

„Geh jetzt, geh sofort! Hier über die Veranda!“ keuchte sie. Ein unerklärliches Entsetzen ergriff ihn. Er faßte ihren Arm: „Wenn es dir so schwer fällt, so folge ihnen doch nicht, bleibe doch, dies ist ja mein Haus, — dein Haus ist es, Djin-Me! —“

Ein Schluchzen erschütterte sie, sie griff nach seiner Hand und legte ihre Stirn darauf. „Geh jetzt!“ sagte sie dann ruhiger, aber mit einem verzehrenden Ernst, und suchte ihn mit ihren schwachen Kräften die Stufen hinunterzudrängen.

„Ich kann dich nicht allein lassen —“ bekannte er. Sie sah ihn qualvoll an. Da hörten sie draußen vom Hofe den Aufschrei einer Frauenstimme.

„Amah —“ sagte Djin-Me totenbleich, „so muß es schnell sein. — Verzeih du — — gib mir einen Schluck Wasser.“

Er hielt ihr ein Glas an die Lippen, und sie trank, mit einer Hand seine Hand umklammernd wie in Todesangst.

Draußen wurden eilende Schritte laut, die Tür wurde aufgerissen, und eine Frau kam hereingestürzt, auf Djin-Me zu, sie riß ihr das Glas vom Munde und brachte ihr Gesicht dem des Mädchens ganz nahe. „Zu spät!“ schrie sie dann und taumelte zurück.

Djin-Me lächelte... „Amah, meine chinesischen Kleider“ — plötzlich stürzte sie lautlos zusammen. Ihre Lippen waren blau. Alles war so schnell geschehen, daß Hagen nichts begriff, nur daß etwas Entsetzliches vor sich ging, war ihm klar. Er hielt das Mädchen für ohnmächtig und wollte helfen.

„Ach,“ wehrte die alte Frau ihn wild ab, „ach, sie ist ja tot, die arme, weiße Rose ist tot! Gift genommen hat sie, mit dem Wasser heruntergetrunken, das der Herr ihr hier gab! Sie haben sie getötet, diese Hunde, sie sind hier gewesen, sie haben ihr das Gift gegeben und ihr eingeredet, ihr Sterben sei das einzige Mittel, um wieder die eigene Ehre und die ihrer Familie herzustellen. Oh, ich weiß, sie werden ihr gesagt haben: ‚Aus dem Palast bist du entlaufen, dem Ausländer hast du dich an den Hals geworfen, doppelt entehrt bist du!‘ Sie haben es ihr eingeredet, und die arme, weiße Rose hat getan, was sie verlangten.“

Die Alte warf sich zu Boden und schrie; dann kroch sie, immer schreiend, auf den Knien heran und bettete die Tote in ihren Armen und ihr Haupt an ihrem Herzen. „Und ihr letztes Wort bat um die chinesischen Kleider,“ weinte sie auf, „sie wollte ihrer Familie keine Schande machen, sie wollte in anständigen chinesischen Kleidern im Sarg liegen.“

A-Wong kam still herein. „Schrei nicht so!“ sagte er ruhig. „Das mußte sein, und sie tat recht, nun hat sie ihr Gesicht wieder und kann in Ehren begraben werden. Draußen warten schon die Träger mit dem Sarg. Die Familie hat es eilig!“

Hagen hatte bis jetzt an der Wand gelehnt, unfähig, sich zu rühren. Vielleicht träume ich! — dachte er wieder und wieder. Jetzt ging er mit ruhigen Schritten ans Fenster. Im Morgenlicht sah er die zahlreichen Träger im Hof, sie saßen wartend auf den Bänken und rauchten friedlich ihre Wasserpfeifen. Und sah den Sarg —

Er taumelte — — — Dabei streiften ihn die draußen lang herabhängenden Rosenranken. Er pflückte eine der mattschimmernden weißen Knospen, beugte sich sacht zu Djin-Me nieder und legte ihr die Blume aufs Herz. Dann wandte er sich zur Tür. Seine Züge waren aschgrau. A-Wong trat ihm im Flur entgegen. Hagens Gesicht zuckte: „Du bist entlassen“, sagte er tonlos und ging aus dem Hause.

A-Wong packte sein kleines blaues Bündel und ging auch. — Sein Herr hatte ihn im Verdacht, Djin-Me's Aufenthalt verraten zu haben. Er hatte sein Gesicht verloren, er wußte sich aber unschuldig. Er hatte zu niemandem über das Mädchen gesprochen. Wie kurzsichtig diese Fremden waren! Die Kaiserin hatte ihre Spione. Djin-Me hatte einen Brief an ihre alte Dienerin gesandt, es war nur zu natürlich, daß man auch dort nach ihr forschte, und ihr kleiner Zettel war von den Häschern gelesen worden, ehe Amah ihn in ihre Hände bekam. Dann waren die Verwandten benachrichtigt worden.

Wenn sie so töricht handelte, war es nicht seine, A-Wongs, Sache, und im übrigen fand

er die Lösung als das einzig Gehörige und Schickliche. Djin-Me wird ein schönes Begräbnis haben, viele weißgekleidete Klageweiber würden vier Tage an ihrem Sarge schreien und heulen. Gongs und dumpfe Trommeln würden Tag und Nacht tönen im Hause ihres Vaters. Was wollte sie mehr? — — Das Leben selbst erscheint in China, wo die Menschen so billig sind, keine so überaus wichtige Sache wie bei uns.

*

— Im Bureau der Gesandtschaft fehlte Hagen am nächsten Tage. Man brauchte ihn zu einer Besprechung, und als man ihn in seiner Wohnung nicht fand, schickte man einen Boten ins Gartenhaus; doch dort war Tür und Tor verschlossen.

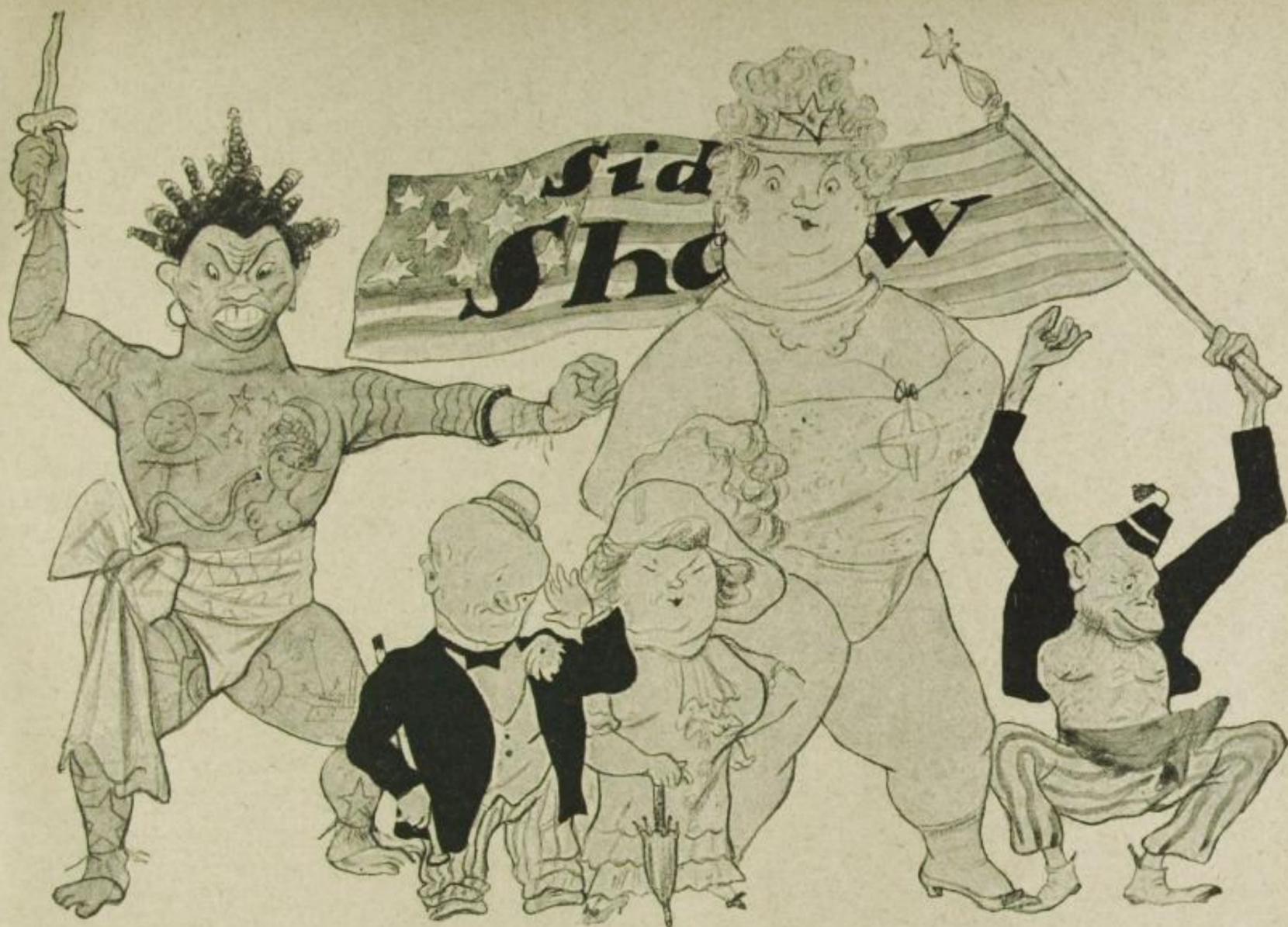
Am zweiten Tage ging ein bleicher, um Jahre gealtert und verwüstet aussehender Hagen zum Gesandten und bat um seine sofortige Entlassung nach Europa. Was ist geschehen? Er sei krank. Der Gesandte, der den jungen, begabten Menschen gern mochte, versuchte, einen Erholungsurlaub nach Japan vorzuschlagen, das ostasiatische Allheilmittel für jeden Nervenzusammenbruch. Aber Hagen ging nicht darauf ein.

Als er die Stufen der Gesandtschaft herunterkam, begegnete ihm der Legationssekretär und fuhr ihn an: „Es ist eine Schmach, Hagen, wie Sie Ihren Gaul zuschanden geritten haben, sind Sie irrsinnig geworden?“

„Vielleicht“, antwortete Hagen in einem Ton und mit einem Gesichtsausdruck, daß dem andern das Einglas entfiel. „Tun Sie mir die Liebe, Graf, und schießen Sie dem armen Vieh eine Kugel durch den Kopf.“ Damit entfernte er sich.

Der Abend sah Hagen im transsibirischen Expresß auf dem Wege nach Berlin. Aus dem frischen Jungen war ein blasser, grübelnder Mann geworden, — und vor China graute ihm...

(Die Rolle der Djin-Me wurde von Kock-Ling-Schien, die des Hagen von André Mattoni und die des Dieners von Nien-Sön-Ling dargestellt. Kostüme und Dekorationen lieferte die Firma Ernst Fritsche, Berlin.)



Der gestreifte Elefant

*Aus dem Tagebuch des Zirkusmanagers
Professor Cold*

I. Papageien-Memoiren.

Als ich das zweitemal — um Mitternacht — die Stallwachen revidiert hatte und gerade aus dem Zelt treten wollte, sah ich: drüben in der Negerkneipe war eine wüste Prügelei im Gange. In einem brasilianischen Hafen ist es für einen Fremden, einen Weißen noch dazu, nicht ratsam, in die Nähe Betrunkener und ihrer Messer zu kommen. Ich verzichtete also darauf, ein paar Stunden in meinem Hotel zu schlafen, piff meine Dogge zurück und trat wieder in das Zelt ein.

Ich suchte ein Plätzchen zum Schlafen. Im Pferdestall quoll heißer Brodem auf; die Kutscher lagen nackt auf der Erde herum; die Schimmel des Zwölferzuges, die zuletzt in der Manege gearbeitet hatten, dampften. Im Exotenstall war es doch besser. Die Elefanten lagen zu elfen nebeneinander und schliefen, der zwölfte stand auf Posten. Um ihre graue, versteinte Körpermasse war es kühl. Die indischen Büffel daneben schüttelten sich ruckweis so heftig die Moskitos ab, daß jedesmal ein Luftzug durch die stehende Hitze schnitt. Ich fand hier neben dem Wagen, in dem die Papageien und



Ein köstlicher Bart fürwahr!!

Kakadus der Miß Mara wohnten, einen Stuhl, auf den ich mich setzte, um einzuschlafen. Ich vernahm noch, wie einer der hellhörigen Vögel kurz aufkrächzte, in dem Wagen daneben ein Krokodil sich im Wasserbassin bewegte und wie ein Elefantenrüssel nach der Furagekammer herüber-tastete, um eine Portion Heu wegzustehlen.

„Aber, meine liebe Frau Geheime Rat, es ist doch eine Affäre, eine Affäre — —! Skandalös, ominoux, facheux, douloureux, honteux — — — seien Sie nicht böse! — — Aber eine Affäre, eine Affäre, eine Affäre — —!“ Ehe ich über diesen im schnellsten Tempo hervorsprudelnden Redeschwall nachdenken konnte, fiel schon die Partnerin ein: „Aber meine liebste Mademoiselle, so sagen Sie, sprechen Sie, erzählen Sie, was Sie wissen, hörten, sahen, erfuhren — —,

ich bin nicht neugierig, Gerede hin, Gerede her, aber wär' er — — —.“ Da plapperte auch schon eine dritte Stimme los: „Wer? der? — — Er? — — sehr?“ Die erste („Mademoiselle“ also wohl) kicherte, etwas geziert, altjungferlich, spinös und brabbelte dann mit gedämpfter Stimme: „Er hat sie auf alle Donnerstage eingeladen, seine Kunstsammlungen zu sehen. Und Frau von Wedel hat von ihrem Neffen, dem Leutnant von Knebel, erfahren, daß sie zwei Stunden daselbst verblieben sei — — —.“ (Kleine Pause für lebhaftes Zwischenschmalzer: „schittiti — — tucktucktuck — ooh!“)

„Das stimmt ja ganz zu jenem Briefgen,“ zischte jetzt die Frau Geheime Rat los, „den, wie mir Baron Merck zuflüsterte, die Frau Superintendentin kennt, deren Demoisell der Hofmeister des jüngsten Sohnes des Landesstallmeisters erzählte, daß ihn die Servante auf dem Sekretär der Gnädigen deutlich gesehen habe — — —.“

„Lotte, bei meiner Liebe — lieber Engel, ich bitt' dich doch, komm' ja mit auf Ettersburg — —“, zitierte die Mademoiselle. — „Lotte, bei meiner Liebe — Lotte, bei meiner Liebe — bei meiner Liebe — — lieber Engel — —“, kreischten, keiften, krächten jetzt die drei Damen, unisono, daß es sich spitz auf mein Trommelfell bohrte. Dann fiel das

Gelächter zu einem Geflüster herab. Ich konnte keine Worte mehr unterscheiden, manchmal nur tauchte ein spitzer Laut übermäßig hoch, ein kurzes grelles Klirren.

Caramba! Ich hatte die letzte Revision der Wachen verschlafen! 6 Uhr! Wahrscheinlich hätte ich noch weiterschlafen, wäre nicht der alte Josef an mir vorüber zum Papageienwagen gestolpert, um seinen Schützlingen das erste Frühstück zu servieren. Mit aufgeregtem Geflatter und Gekrächze wurde sein löbliches Vorhaben begrüßt.

Ich trat zu den grün, rot, blau, gelb, weiß durcheinanderschwirrenden Krummschnäbeln. „Da haben aber heute nacht drei gequatscht, Josef — —!“

Er lachte mich aus seinen dänischen Wasseraugen an: „Och, die alten dahinten, niederträchtige Weibers! —“

Hinten in der Ecke hockten sie zusammen; große graugrüne Papageien, ganz still, geduckt, die Augen waren halb geschlossen von dem kleinen schmutzigen Rollvorhang; jetzt, als ich schärfer hinsah, klappten sie ihn ganz herunter. — „Sind wohl schon sehr alt, Josef?“

„Mehr als hundertfünfzig Jahre.“

Unwillkürlich subtrahierte ich $1924 - 150$ gleich $1774!$

„Sind uns geschenkt vor 20, 23 Jahren in Deutschland, von gräfliche Familie, Erbstück, gratis, umsonst.“

„In Weimar?“ stieß ich hervor.

„Weimar!“ (Josef setzte den Futternapf hart auf den Boden.) „Weimar! Konnte ich doch in den letzten Jahren nicht auf den Namen kommen. Weimar!“

Ich floh entsetzt von diesen Papageien, die Goethe und die Frau von Stein noch gekannt haben.

Ich verstehe jetzt, daß Miß Mara nicht, wie alle anderen Dressurnummern unseres Zirkus, ihre kostbaren Tiere im Wohnwagen neben sich hat. Sie ist jung und, sozusagen, eine hübsche Person.

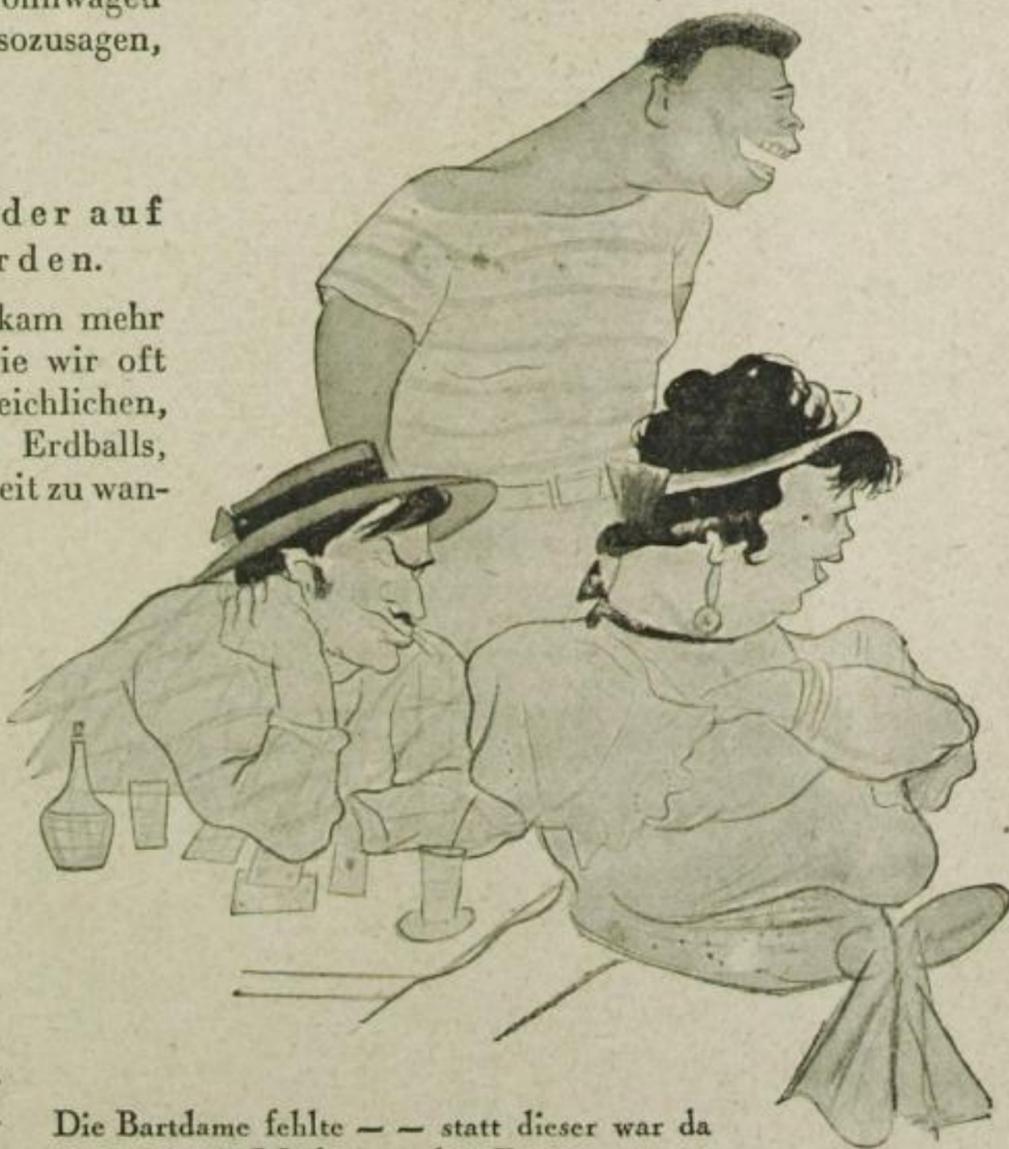
*

II. Das Geschäft muß wieder auf die Beine gebracht werden.

Weiß der Teufel: kein Mensch kam mehr in unseren Zirkus, in diesen — wie wir oft genug versichert hatten — unvergleichlichen, gigantischen, größten Zirkus des Erdballs, „eine Schaustellung, wert, meilenweit zu wandern“. Geheizt noch dazu. Aber schließlich lohnt es nicht mehr, die kleinen Kohlenbecken anzuzünden, die wir am Eingange aufgestellt haben, der Polizisten wegen. Ich brachte den Direktor dazu, die Bude zuzumachen, dem Publikum durch Plakate für das in so reichem Maße bewiesene Wohlwollen zu danken und zu verbreiten, daß wir wegen der Vorbereitung einer noch gigantischeren Saison und wegen der bevorstehenden Geburt dreißig wilder Berberlöwen schließen mußten. Inzwischen wollte ich eine

große Reklame inszenieren. Nach den ehren Gesetzen einer leeren Kasse mußte das eine Reklame sein, die uns nichts kostete, vielmehr möglichst sofort etwas einbrachte, denn da wir unseren ganzen Gewinn aus den ersten guten Vorstellungen restlos in den wilden 200 Pferden angelegt hatten, die uns dieser Schieber, der Gonzalez, angedreht hatte, und die uns nun die letzten Haare vom Kopf fraßen, konnten wir uns nicht lange über Wasser halten.

Endlich hatte ich's. In den Zeitungen machte ich bekannt: „Zwei Elefanten des Circo Imperial, die dem Direktor auf seiner letzten Indienreise von dem Maharadschah von Penembangh zu einem damals noch geheimgehaltenen, politischen Zwecke anvertraut wurden, werden unter Führung des Generalmanagers, Professors Cola, eine interessante Reise nach Bolivien antreten. Nachdem die langen diplomatischen Verhandlungen abgeschlossen sind, können wir heute unseren Lesern verraten, daß diese Elefanten als



Die Bartdame fehlte — — statt dieser war da ein Weib ganz ohne Bart.

Im Einschlafen hörte ich noch, wie sich die Papageien in menschlichen Worten unterhielten . . .



Gruß des indischen Fürsten an den Präsidenten von Bolivien gesandt werden, als Zeichen der Anerkennung für das Interesse, das der Präsident bei den letzten Sitzungen des Völkerbundes für Indien bekundete. Die politischen Elefanten werden einen Triumphzug größten Stiles unternehmen. Man plant in allen Ländern, die sie passieren, besondere Feierlichkeiten. Eine unserer Bahngesellschaften hat bereits spezielle Waggons für die im Namen der Völkerverbrüderung reisenden Riesen gebaut, Filmoperateure begleiten den einzigartigen Zug. Circo Imperial wird auf tausendstimmigen Wunsch noch einmal seine heiß umstürmten Pforten öffnen und in einer Sonder-Gala-Pracht-Vorstellung die berühmten Elefanten nebst einem vollständig neuen Festprogramm zeigen. Nur rechtzeitiges Erscheinen garantiert gute Plätze.“

Die Vorstellung brachte 12 000 Pesos. Hätte Gonzalez, dieser Schuft, dem wir natürlich für seine 200 Klepper nicht bares Geld — dafür hatten wir peruanische Silberaktien

gekauft —, sondern unsere Forderung aus unserem Prozeß gegen die Stadt Buenos Aires zediert hatten, den er dann leider verlor, uns nicht 10 000 Pesos aus der Kasse pfänden lassen, dann hätten wir gleich weiterspielen können. Mit zweitausend Pesos aber konnten wir nur die Reiseausstattung der beiden Elefanten bestreiten. In vierzehn Sprachen wurde auf ihre Riesenleiber kreuz und quer gemalt: „Die Sendboten des Völkerfriedens!“ Wo eine Stelle frei blieb, ließ ich goldene Ornamente hinpinseln. Die Rüssel sollten jedesmal in den Landesfarben glänzen, wurden also zuerst blau-weiß geringelt, auf der Spitze brachte ich das argentinische

Wappen an, das elektrisch durchleuchtet werden konnte. Mein Haupttrick aber war, meine Elefanten konnten sprechen: Hinten am Schwanz hing das Mikrophon, in das ich hineinsprach — ich hatte Praxis von meinen Tournen mit dem berühmten „Sprechenden Nilpferd“ her —, ein Lautverstärker von kolossaler Intensität war zwischen Schnauze und Rüsselansatz eingebaut, die ganze Anlage war natürlich tadellos kachiert.

Ich ließ die Elefanten durch die Calle Florida führen, gerade zu der Zeit, da wegen des ungeheuren Fußgängerverkehrs keine Wagen fahren dürfen, und hatte einen enormen Erfolg. Als die Schutzleute nach langem Zögern einschreiten wollten, riefen ihnen meine Elefanten mit fürchterlicher Stimme zu: „Bitte nur näherzutreten, meine Herren! Keine Angst! Wir beißen nicht!“ Da fiel mir noch eine Reklamemöglichkeit ein, und ich ließ schnell hinterherrufen: „Wir beißen nicht, obwohl wir die besten Zähne haben. Gepflegt mit Kalodont, Zahnpflege nur mit Kalodont!“ Dafür ließ ich am nächsten Tage 300 Pesos Reklamegebühren von Kalodont kassieren, so daß ich die Polizeistrafe heraus hatte und noch ein bißchen darüber. Unter den Filmgesellschaften, die sich zur Mitfahrt drängten, wählte ich die „Alapico“ (All America Picture Comp.), die mir am meisten zahlte: 3000 Pesos. Als

ich das dem Direktor ablieferte, fand er es miserabel wenig und gab mir nicht einen Cent davon. Ein Glück, daß es 4000 gewesen waren! Bei den Bahngesellschaften bemühte ich mich, mehr herauszuholen. Ich ließ aus New York — durch Mill Brothers, mit denen mich seit vielen Jahren eine gegenseitige zehnpromzentige Freundschaft bei allen Geschäften verband — die neueste Modetorheit melden: Elefanten als Portiers in eleganten Wohnhäusern. Der Elefantenmarkt würde eine noch nie erreichte Hausse erleben, Hagenbeck hätte Riesenaufträge bekommen und würde nach dem Ausfall meiner Elefantenreise nach Bolivien erwägen: ob er seine ganzen Transporte direkt via Hawaii—Buenos Aires per Achse La Paz—Panama erledigen könne. Diese Nachrichten entfachten einen Wettbewerb unter den nach dem Norden Argentiniens verkehrenden Bahngesellschaften, und ich schloß mit der Northern Argentine Railway ganz gut ab: sie stellte den Zug natürlich gratis, teilte die Einkünfte aus den daran angebrachten Reklameaufschriften mit uns zur Hälfte, garantierte auf allen Stationen Musikkapellen und Volksbegeisterung, stellte für meine Reisebulletins ihr Kabel zur Verfügung und zahlte 6000 Pesos. Da ich außerdem noch 5000 Pesos bekam von einer Firma, die unsere Elefanten als Ansichtskarten, Tierschutzkalendertitelbilder, Wahlpropagandaaschbecher für die Liberale Partei in Massen herstellen lassen wollte, hätte ich gar nicht mehr loszureisen brauchen. Aber als solide Geschäftsleute wollten wir natürlich unseren Verpflichtungen nachkommen, und so fuhr ich unter ungeheurem Hallo mit meinen Viechern ab. Ich sah noch die Menge der Photographen und ärgerte mich schwer, daß der Alte wieder ein Geschäft ohne mich machte, denn er schlug aus den Bilderrechten mindestens seine 1000 Pesos heraus. 14 000 Pesos hatte meine Idee bisher dem Menschen schon eingebracht! Und dafür kein Wort des Dankes! Wahrhaftig, man würde als armer Mann sterben, wenn man sich auf diese Zirkusdirektoren verließ. Ich drahtete gleich von der ersten Station aus an Hagenbeck: wieviel Prozente er bei Elefantenverkauf bewilligen würde?

Die von der Northern Argentine Railway kontraktmäßig gelieferte Volksbegeisterung war in der Tat großartig. Als ich das entsetzliche Gedränge auf vier, fünf Haltestellen mitgemacht hatte, sagte ich mir: Schluß! Von jetzt ab nur noch gegen Eintrittsgeld. Die Sache fluppte ausgezeichnet. Sobald der Zug einlief, sperrte der Bahnhofsvorsteher — der natürlich seine Prozente bekam — alle Zugänge und ließ nur noch gegen Zahlung von 30 Cent passieren. Gleich auf der ersten Station brachte das 320 Pesos. Ich ließ die Elefanten in ihrem Waggon sitzen, an den Fenstern, aus denen sie herausgrüßten und ihre Ansprachen hielten. Je weiter ich nach Norden kam, desto vorsichtiger mußte ich damit übrigens sein; denn hier verstanden die Leute das als Teufelsspek und ergriffen entsetzt die Flucht, wobei ich meiner Einnahme verlustig ging. Das durfte nicht zum zweiten Male passieren, also reiste ich zunächst mit stummen Elefanten weiter.

Nie werde ich unsere Ankunft an der bolivianischen Grenze vergessen: als meine hohen und breiten Reisenden ihre Rüssel aus dem Wagenfenster steckten, erstarrte die ganze Menschheit in der Umgebung zu völliger Regungslosigkeit. Das Unglück wollte es, daß hier kein Mensch mehr Spanisch verstand, alle sprachen das indianische Ketschua, und in dieser Sprache gibt es kein



„Heute Sonder-Gala-Pracht-Vorstellung des Circo Imperial!!!“



„Die Rüssel müssen in den Landesfarben glänzen . . .!“

Wort für „Elefant“! Ich mußte schließlich die Definition des Stationsvorstehers akzeptieren: „alter Herr mit langer Nase“. Ich führte die „alten Herren“ aus ihrem Waggon und ließ sie unter den Bolivianern, die sich allmählich beruhigten, als ich mit den Riesen spielte, einige Kunststückchen machen. Wie von ungefähr warf ich ein paar Münzen auf die Erde, und als meine Reisenden sie mit ihren Rüsseln schnell aufhoben, regnete es von allen Seiten bolivianisches Geld, dann Früchte, Tücher, Flaschen, kurz: so viel Naturalien, daß ich mir in kluger Vorkehrung zwei leere Güterwagen anhängen ließ.

Die ganze Fahrt durch Bolivien war bisher in dieser angenehmen und einträglichen Art verlaufen. Von den Ehrungen allerdings, offiziellen Empfängen, Begrüßungen usw., die ich vor meiner Abreise in den argentinischen Zeitungen angekündigt hatte, war in diesen primitiven Indianergebieten nichts zu merken. Ich beschloß, dem abzuweichen. In Cucicasica, einem Städtchen gegen La Paz zu, traf ich einen Bürgermeister, der insofern ein außerordentlich gebildeter Mann war, als er in seiner Jugend einmal in La Paz einen Onkel besucht hatte, der dort Advokat gewesen war. Diesem Dorfschulzen machte ich klar, daß Cucicasica früher eine blühende Universitätsstadt gewesen sei und daß der jeweilige Bürgermeister immer das Recht gehabt hätte, als Kanzler dieser Hochschule Ehrendoktoren zu ernennen. Der treffliche Biedermann ließ sich das nicht zweimal sagen und verlieh meinen „alten Herren mit der langen Nase“ die Würde von Ehrendoktoren der Universität Cucicasica, heftete sie auch mir auf meinen Wunsch noch an, so daß ich jetzt neben meinem Professor von der Indianeruniversität Wisconsin auch noch einen wirklichen Dr. h. c. habe. Ich hatte inzwischen so viel Ketschua gelernt, daß meine Elefanten eine wohlgesetzte Dankesrede an die Stadtväter halten konnten. Der Filmfritze, dem sich hier eine Sensation bot, zahlte — ziemlich freiwillig

— eine Extrasumme. Wir schlugen dreißig Prozent für seine Firma drauf, zogen dreißig für den Direktor ab und teilten ehrlich untereinander zur Hälfte.

Man hatte bis dato in Bolivien noch keine Elefanten gesehen. Ich bekam daher auch bald Besuche von Gelehrten und ähnlichen besseren Herrschaften, die sich die wunderlichen Geschöpfe ansehen wollten. Eines Tages wurde auch dies wissenschaftliche Interesse, von dem ich sonst geschäftlich nicht viel halte, nutzbar: der bolivianische Silberkönig Paccalilo fragte bei mir an, ob er einen Elefanten kaufen könne? Ich verneinte es und telegraphierte gleichzeitig chiffriert an Hagenbeck: „Absendet sofort fünf Elefanten, event. leicht angestoßene Exemplare, an amerikanisches Konsulat La Paz. Nur Bullen. Preis 500 e. Pfund pro Stück. Für mich zehn Prozent Provision.“ Im Verlauf einer Woche hatte ich tatsächlich die fünf Elefanten abgesetzt, zahlbar gegen Konnossement beim amerikanischen Konsul in La Paz. Meine Prozente hatte mir Hagenbeck, der in dieser Beziehung äußerst nobel ist, sofort gedrahtet.

Ich hatte selber schon daran gedacht, zurückzukehren — ich hatte fürs Geschäft rund 20 000 Pesos zusammen, für mich fast ebensoviel —, als ich ein Telegramm vom Direktor bekam: „Tournée sofort abbrechen, zurückkehren.“ Als ich in Buenos Aires ankam, stellte sich heraus, daß meine Berichte so fabelhaft gezogen hatten, daß die Eröffnung der neuen Spielzeit keinesfalls mehr herausgezögert werden durfte, wenn nicht das Interesse erlahmen sollte.

Fortsetzung auf Seite 100



... Er blieb auf seinen Krokodilen sitzen.

DER NOMADE

Novelle von
Edvard Welle-Strand



Zeichnungen
von R. Diederich

„Satanas Pergele!“ Unter diesem finnischen Schwefelstich stieß der alte säbelbeinige Matti Sirola so wüchtig an die Tür, daß der Staub aus den alten verrosteten Angeln stob. Ein kalter Windstoß füllte den Hüttenraum, und der blakende Talgstumpf auf dem Tisch ging aus. Der alte Finnenhund, der im Dunkeln einen Fremden im Raume glaubte, schnappte mit bösem Knurren nach Mattis Bein, zog sich aber sofort zurück, als er seines Herrn Stiefeltritt erkannte.

Matti Sirola war sternhagelvoll. Er hatte bei einem Rentier-Lappen ein übles Gesöff von Branntwein hereingegossen. Jetzt grub er ein Streichholz aus der Hosentasche, entzündete von neuem den Lichtstumpf und zog dann den Hund am Genick vor. „Verdammtes Luder!“ brüllte er und droste auf das Tier los, daß sich sein borstiges Fell sträubte. Aber das dickschädelige Luder biß ihm tückisch in die Hand. Blut floß herab.

„So ein Schwein, umbringen werd ich dich!“ brüllte der Betrunkene und zog

sein Messer, um mit dem widerspenstigen Tier kurzen Prozeß zu machen.

„Tu' das nicht, Großvater!“ piepste eine dünne Knabenstimme irgendwo aus dem Halbdunkel.

Der Anruf schien den Lappen halb-nüchtern zu machen, und mit einem kräftigen Straftritt ließ er den Hund los. Knurrend war die rachsüchtige Töle auf dem Sprung zu einem neuen Beinangriff, aber der Junge verhinderte ihn.

„Hier gehst du her, Musti“, lockte er, und der Köter schlich zu ihm in die Ecke.

„Wo steckst du, Juhani?“ rief der Lappe und tastete herum. So schlecht sah er in letzter Zeit, daß er sich in seiner eigenen baufälligen Rumpelhütte nur schwer zurechtfinden konnte.

„Hier, Großvater“, krächte die Stimme aus der schwärzesten Ecke. „Aber wenn du mich schlagen willst, hetz' ich Musti auf dich los.“ Das Tier schien genau zu verstehen, was der Junge sagte, und bleckte drohend mit den Zähnen.

„Nein, nein, ich tu' dir nichts, Juhani“, quäkte der Alte. „Ich hab' heute einen sitzen, und da bin ich immer gut. Komm, steck mit mir die Tür wieder fest.“

Eine dünne Knabengestalt kroch aus dem Versteck. Die hervorstehenden Backenknochen in dem gelblichen Gesicht führten eine beredete Sprache über die Portionengröße in der Lappenküche.



Ungekämmt hing der schwarze Haarwust über die Stirn und verdeckte fast die dunklen Augen.

Es war kein leichtes Stück Arbeit, die Tür wieder in das Angelwerk zu bringen. Es kreischte in dem rostigen Eisen, als der Lappe sie endlich zuhämmerte.

Juhani war Mattis Tochtersohn. Seine Mutter, ein junges Ding mit den gleichen Säbelbeinen, war in einer der weißen Sommernächte in Salmijärvi der Versuchung erlegen. Am Ufer des großen Sees hatte sie einen Mann getroffen, der von einer anderen Rasse war — groß und blond, und sie waren zusammen ins Heidengestrüpp gegangen. Dann war er seines Weges gezogen, und sie hatte ein Kind bekommen. Sie hatte keine Ahnung, wie er hieß. Sie wußte nur, daß er unherreiste und auf ein großes Brett Striche malte. Matti hatte keinen Krach geschlagen, als er seiner Tochter Schwangerschaft entdeckte. Es war ja etwas ganz Gewöhnliches, daß ein Mädchen in den Heidehecken von Salmijärvi seine Unschuld verlor. Und den Aliments-

beitrag hatte er als ein großes Plus betrachtet, mit dem er bestimmt rechnete; um so enttäuschter war er, als Zandra keine Spur von dem Kindesvater hatte. Die Geburt des Jungen blies der Mutter das Lebenslicht aus, und statt einer festen Einnahmequelle blieb der Balg für Matti eine Bürde.

Matti war zum Lensmann gelaufen, aber der wußte auch nichts. Es treiben sich so viele Kerls im Sommer bei Salmijärvi herum, war seine Antwort. Die Obrigkeit hat einen Heidenrespekt davor, die Großen zur Verantwortung zu ziehen, räsionierte Matti für sich und mußte seine Suche nach Zandras Kerl und Kindesvater aufgeben. Da sich die Mutter aufs Totenbett gelegt hatte, mußte er nun allein den Balg aufpäppeln. Und gerade so weit nahm er sich des Jungen an, daß dieser nicht kreperte. Tieferegehende Verpflichtungen glaubte der Lappe nicht zu haben.

Als der Junge so groß war, daß er Matti zur Hand gehen konnte, kam für diesen die zweite Enttäuschung. Juhani

war weder zum Geldstehlen zu bewegen noch zum Mitwirken beim Abhäuten von Renttieren, die Matti als Wilddieb getötet hatte.

Das verdammte Fremdenblut hat den Jungen so bockbeinig gemacht, meinte Matti, aber er würde ihn mit den Jahren schon ziehen. Aber Juhani blieb wie Stein, alle Prügel und Fußtritte nützten nichts. Jetzt war er bald so weit, daß er sich selbst sein Brot verdienen konnte, und ein paarmal hatte Juhani schon mit „nach-Kirkenes-gehen“ und „grubenarbeiten“ aufgetrumpft. Aber Matti hatte sich gegen Juhanis Weggang gesträubt. Er wäre noch zu weichknochig für die schwere Grubenarbeit und könne sich leicht einen Knacks fürs Leben holen.

Der Alte hielt Juhani auf seine Weise. Er war schließlich Fleisch von seinem Fleisch, und die Prügel, die er dem Jungen gegeben hatte, waren alle wohlverdient.

Matti richtete das Abendessen her. Er fand irgendwo einen abgenagten Renttierknochen und warf ihn in den Kessel. Ein süßlicher Fleischgeruch stob durch die Hütte, und der Hund leckte sich die Schnauze. „Das wird schmecken!“ schmatzte der Lappe und schlurfte zur Holzpritsche nach einem Laib Flachbrot, nachdem er den Kessel vom Herd auf den Tisch gesetzt hatte. „Komm und lutsch dein Mark, Juhani!“

Der Junge, der am Feuer dem Hund über den Rücken strich, schwieg.

„Na, kommst du?“ fragte der Lappe.

„Ich eß kein gewildertes Fleisch“, trotzte der Junge auf. „Du denkst wohl, ich weiß nicht, daß das ein Knochen von John Traestis Renttier ist. Ich hab' sehr gut gesehen, wie du's abgeschlachtet und das Fleisch in die Erde gegraben hast.“

Gefährliches Wetter spielte in den schwarzen Pupillen.

Matti war derart aufgebracht, daß er den Knochen an die Wand schleuderte. Das Mark spritzte.

„Lüge, Lüge“, quarrte er. „Den Knochen hab' ich gestern von Sjur Nemini gekriegt.“ Er trat auf den Halbwüchsigen zu, die Faust ihm vor der Nase ballend. „Sag's noch ein einziges Mal, du Lausejunge, und ich schlag dich zum Krüppel!“

„Ich weiß, daß du stiehst wie ein Rabe“, muckte Juhani weiter auf. „Du klast, wo du nur kannst.“

Rasend schlug ihm der Lappe ins Gesicht. „Das ist der Dank, daß man den Balg aufgezogen hat! Pack dich! Ich will dich nicht mehr vor den Augen haben!“

In grausig-verrückter Tollheit tanzte der Lappe im Zimmer herum. Schaum stand auf seinen Lippen, und er fühlte nach dem Griff des am Beinkleidgürtel im Schutzschaft steckenden Dolchmessers.

„Jawohl, diesmal gehe ich!“ rief der Junge, schon halb aus der Tür. „Bei dir, Mausefritze, will ich keine Minute länger bleiben!“

„Fahr' zur Hölle!“ schrie der Lappe und warf ihm das herausgezogene Messer nach. Aber der Junge war schon draußen, und die Stahlklinge blieb zitternd unterhalb der Türklinke stecken.

Der Lappe riß die Tür auf. „Sieh zu, daß du deinen Vater findest“, rief er in die Nacht. „Vielleicht kann er dir 'ne bessere Erziehung geben!“

Nicht so rasch wich die Tobsucht von Matti. Er hopste herum und fluchte, daß davon die Wände hätten schwarz werden können, und als er erst entdeckte, daß das ausgehungerte Hundevieh nicht nur den Knochen zerknackt, sondern auch den Flachbrotlaib gemopst hatte, wollte er



Knurrend duckte sich der rachsüchtige Köter zu einem neuen Angriff.

wieder rasend auf den Köter losprügeln, mußte diese Züchtigung aber vor dessen gefährlichem Schnappen aufgeben.

So setzte er nur den Kessel an den Mund. Die kräftige Fleischbrühe sättigte etwas, und als er zu seiner hellen Freude doch noch einen Flachbrotlaib aufstöberte, zündete er seinen Knaster an und legte sich auf die Pritsche.

„So ein Lauseracker von Juhani“, rief er laut im Schlaf mit geballter Faust.

*

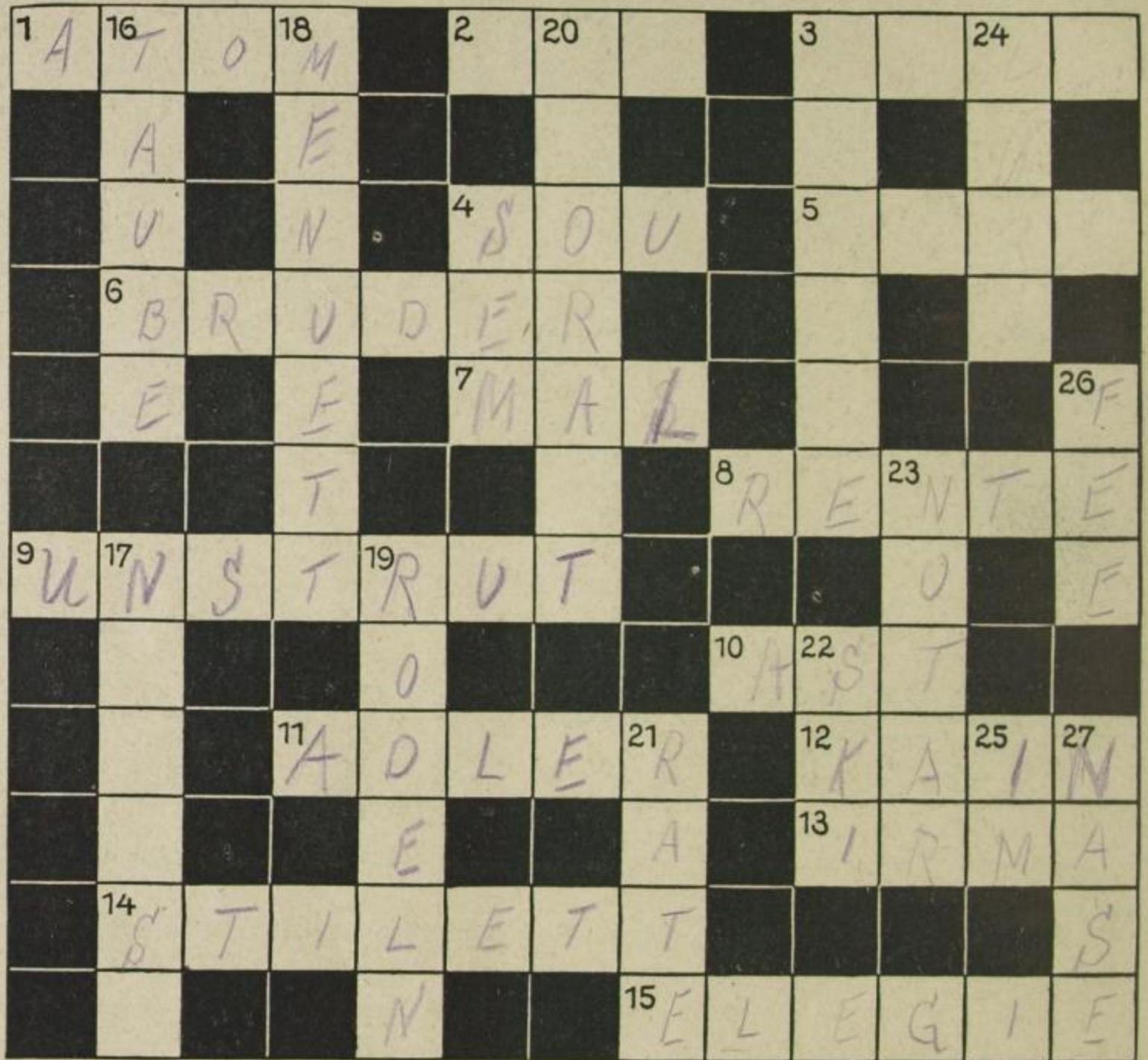
Inzwischen glitt Juhani auf Skiern, die er im Fluchtmoment geistesgegenwärtig mittgerafft hatte, den nachtdunklen Wald-rücken entlang. Die Bäume stachen schwarzarmig zum Himmel. Kein Zittern

war in den dunklen Kronen. Der Wald schlief. Die große Stille schuf Furcht in seinem Hirn. Ihm war, als zöge der Wald Ringe um ihn. Ein schwarzzottiger Mensch schien in seinen Skispuren nachzuschleifen. Erst als er höher gekommen war und schimmernde Lichtungsritzen den Wald durchbrachen, ließ das Verfolgungsgefühl nach.

Er grollte Matti nicht. Der Alte hatte sich manchesmal anständig gegen ihn gezeigt, aber er wollte kein Dieb werden. Jedesmal hatte er protestiert, wenn ihn der Großvater auf Abwege führen wollte. Das erstemal war's beim Schwarzschlachten eines Rentieres gewesen, daß sein

Fortsetzung auf Seite 134

UNSER KREUZWORTRÄTSEL



In den wagerechten Reihen:

- Kleinster, unzerlegbarer Stoffteil
- 31 Tage beschleunigter Herztätigkeit
- Korankapitel
- Wer ihn in Paris nicht ehrt, ist des Franc nicht wert
- Mädchenname
- Deines Vaters Sohn
- Schönheitsfehler
- Was sich alle im Alter wünschen (nachher ist es doch zu wenig)
- Nebenfluß der Saale
- Eine sprichwörtliche Sitzgelegenheit, die man sich lachen kann
- Raubvogel
- Adams Schmerzenskind
- Frauenname
- Dolchmesser
- Beliebte Klageform für Dichter

In den senkrechten Reihen:

- Symbol weiblicher Sanftmut (sitzt auf dem Dach)
- Ein Lichtbringer des 20. Jahrhunderts
- Der Foxtrott unserer Großmütter
- Ein Sport, bei dem ebenso oft Herzen wie Beine gebrochen werden
- Einer von 3 biblischen Brüdern
- Betender Jüngling aus Bronze
- Der kategorische Imperativ für alle Kreuzworträtsellöser
- Aus Fleisch und Blut: unwiderstehlich und melodisch, aus Metall: verscheuchend und disharmonisch
- Ein Sportgerät, das oft zu heillosen Verwicklungen führt
- Juristischer Titel
- Schlaginstrument
- Die vordere Hälfte einer Biene
- Sie bevölkert Kinderträume — manchmal auch die Küchenräume
- Ein Ding, dessen Rücken vorn ist

Die Auflösung dieses Rätsels folgt in der nächsten Nummer; die des vorigen und die Anweisung befindet sich auf Seite 98.

DIE SCHACHFIGUR

Von Lisa Honroth-Löwe

Zeichnung von Theo Matejko

Es war am Abend nach meiner Ankunft auf dem Gute meines Freundes, des Grafen K. Wir hatten eine ziemlich kräftige Rotweinbowle getrunken, hatten von gemeinsamen Freunden, Fahrten und Abenteuern geplaudert, behaglich, nachdenklich, wie nur Männer sich zusammenfinden können.

„Wissen Sie, worauf ich noch Lust hätte?“ sagte ich spät in der Nacht. „Auf einen türkischen Kaffee, wie wir ihn seit Luxor nicht mehr zusammen tranken, und auf eine Partie Schach mit Ihnen, ich habe auch darin seitdem keinen besseren Partner gefunden.“

„Den türkischen Kaffee sollen Sie haben,“ sagte mein Gastfreund mit einer merkwürdig tonlosen Stimme, indes er an den Gong schlug, „auf das Schachspiel aber werden Sie verzichten müssen. Ich spiele nicht mehr. Sie sehen, auch die Schachtische habe ich aus der Bibliothek verbannt.“

„Warum?“ fragte ich erstaunt. „Sie, der leidenschaftliche Spieler?“

„Später,“ sagte Graf K. mit einer abwehrenden Geste, „später, wenn wir beim Kaffee sind, — ja, vielleicht habe ich auf Sie gewartet, Georg, um mich im Gespräch mit Ihnen zu befreien.“

Ich schwieg wartend, indes Graf K., wie von quälenden Gedanken getrieben, in dem großen halbdunklen Raume hin und her ging. Schließlich blieb er, mir ab-

gewandt, am Fenster stehen und sah in das Dunkel hinaus, das von Sturm und stürzendem Regen brauste.

Endlich, als der Diener in den gestielten Messingbechern den schwarzen Kaffee hingestellt und sich wieder entfernt hatte, kam Graf K. vom Fenster her an unsern Platz am erhellten Kamin zurück, und nachdem er das Schälchen mit dem heißen türkischen Kaffee hinuntergestürzt hatte, gleichsam wie man ein Narkotikum nimmt, begann er seine Erzählung.

„Sie erinnern sich, Georg, daß ich nach unserer letzten gemeinsamen Forschungsreise in den arabischen Guébel hinein im nächsten Jahre noch einmal hinüber ging, um meine Erfahrungen in den Dialekten der Bischarin zu erweitern. Ich nahm ein Schiff von Genua aus. Auf diesem Schiff reiste mit mir ein arabischer Pascha, der von einer Jagdeinladung aus Schottland zurückkehrte, um den Winter wieder in seinem Schlosse an der Küste zu verbringen. Ich sah ihn häufig in der Gesellschaft einer jungen Engländerin, die mit einer ältlichen Begleiterin zum Winteraufenthalt nach Luxor reiste. Ich sah bald, daß der Pascha, ein außerordentlich schöner Mann reinster Rasse, großes Interesse an dieser Engländerin hatte. Ich sah aber ebensogut, daß die Freundlichkeit, ja das Entgegenkommen, das sie ihm erwies, nur ein Versuch war, wieweit ihre Schönheit die Leidenschaft dieses ihr

fremden Mannes entfesseln konnte. Meine Annahme bestätigte sich bald. Da die Engländerin, übrigens ein Mädchen aus sehr altem englischen Adelsgeschlecht, die einzige diskutabile Dame auf dem Schiff war, so reizte es mich, mit dem Pascha einen Kampf aufzunehmen. Bald hatte ich mich ihr genähert und glaubte, sie ebenso gefesselt zu haben, wie sie mich fesselte. Jedenfalls wies sie den Araber plötzlich zurück, und zwar in einer Weise, die auf das grausamste den Rassestolz gegen den Rassefremden betonte. Der Araber zog sich, auf eine hochmütig verletzende Bemerkung von ihr, die sie überdies noch in meiner Gegenwart machte, vollkommen zurück, und sie, welche Kälte und Leidenschaft und Grausamkeit der Frau in sich vereinigte, legte es darauf an, ihm, wenn wir uns gemeinsam trafen, zu zeigen, wie nahe ich ihr stand.

Was für mich zuerst ein Spiel gewesen, wurde nun glühender Ernst. Ich fieberte dem Tage entgegen, der uns an Land und in Alexandrien in ein Hotel führen sollte. Auf dem Schiff selbst hatte mir Evelyn nichts anderes gestattet als eine leidenschaftliche Umarmung, einen Kuß und glühende Worte der Zärtlichkeit. In dem Unbeobachtetsein des Hotels dagegen versprach sie mir mehr. — — —

Wir kamen in Alexandrien an und fuhren, um nicht Aufsehen zu erregen, getrennt ins Hotel. Evelyn, die von der Reise etwas ermüdet schien, versprach mir, das Diner mit mir zu nehmen. Ich selbst, nachdem ich mich erfrischt hatte, trat vor die Tür des Hotels, um nach einem Wagen Ausschau zu halten, der mich am Kai entlang durch die Villenvorstadt führen sollte. In diesem Augenblick kam aus der Hotelhalle der Pascha.

Er grüßte mich höflich und sagte: „Ich sehe, Sie suchen einen Wagen. Darf ich Sie bitten, den meinen zu benutzen? Ich glaube, daß meine Pferde besser sind als die, die Sie hier finden, und ich würde mich aufrichtig freuen, wenn Sie für ein Stündchen zum Tee mit mir hinausführen — Sie wissen, ich habe meinen Wohnsitz hier ganz in der Nähe.“ Die Einladung war in solcher Höflichkeit und gleichmäßigen Freundlichkeit erfolgt, daß ich, der die Sitten und die Gastfreundschaft der Araber kannte, den Pascha durch eine Absage aufs tiefste gekränkt hätte.

Wir fuhren schweigend durch die arabischen Gassen mit ihrer Buntheit und ihrer Farbe, bis uns die breite Kaistraße im warmen Licht des ägyptischen Nachmittags aufnahm. Hier ließ der Kutscher die Pferde laufen. Ich war schon zu oft Gast in arabischen Palästen gewesen, um über die Pracht und verwirrende Kostbarkeit auch dieses Hauses erstaunt zu sein. Immerhin setzte mich in dem Zimmer, in das wir geführt wurden, die Art des Fußbodens in Verwunderung. In einer Ecke dieser großen Halle nämlich zeigte der Boden, der sonst von Teppichen bedeckt war, eine Zeichnung wie die eines Schachbrettes. Nur, daß die Felder außerordentlich groß waren und die seltsamen, geschnitzten Figuren etwa die Größe eines kleinen Kindes hatten. Der Pascha bat mich, einen Augenblick zu warten, indessen er sich umkleidete. Und schon stand ein weiß gekleideter Diener in der langen Galabye vor mir und reichte mir den heißen Tee, der nach arabischer Sitte stark mit Ambra gewürzt war. Ich saß auf dem breiten seidenen Ruhebett, trank den Tee und wunderte mich etwas, daß der Pascha, arabischer Sitte entgegen, mir nicht selbst das erste



Phot. A. Steiner, St. Moritz

Der Frühling siegt: Krokus unter Schnee



Baumblüte im Alpental (am Wetterhorn)



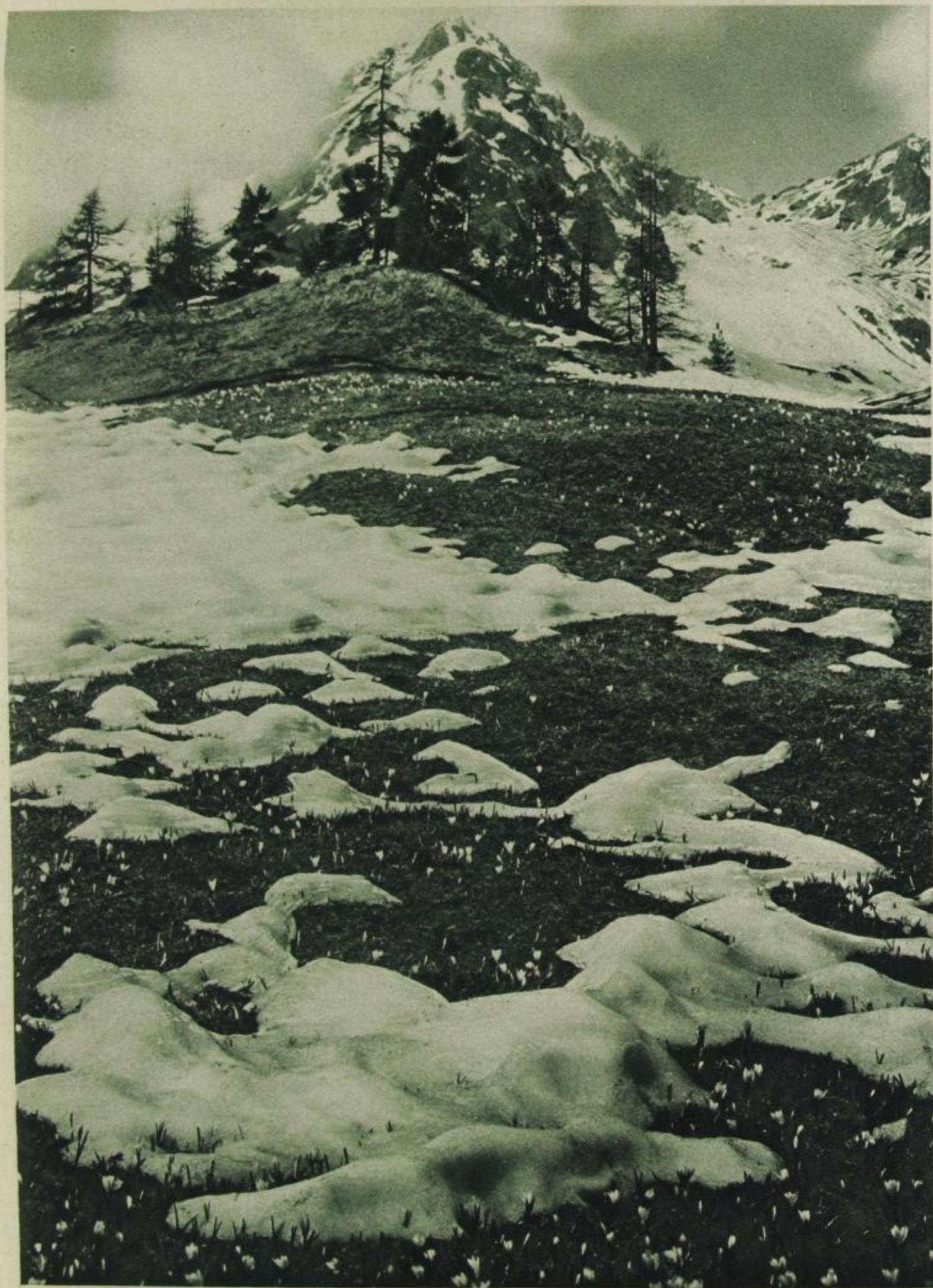
• Phot. A. Steiner, St. Moritz

Die Bergwiese



Phot. Aug. Rupp

Eifel-Landschaft im Frühling



Phot. A. Steiner, St. Moritz

Der Frühling siegt: Krokus unter Schnee



Baumblüte im Alpental (am Wetterhorn)



• Phot. A. Steiner, St. Moritz

Die Bergwiese



Phot. Aug. Rupp

Eifel-Landschaft im Frühling

Glas Tee reichte. Der Diener war verschwunden, und ich stand auf, um das seltsame Schachbrett in der Ecke der Halle zu mustern. Da fiel es mir auf, daß alle Figuren vorhanden waren, mit Ausnahme der weißen Dame. In diesem Augenblick hörte ich hinter mir Tritte; ich wandte mich um, und der Pascha in arabischer Kleidung stand vor mir. Sein braunes, edles Gesicht sah unter dem weißen Turban unbeweglich schön, aber schrecklich aus.

„Sie bewundern mein Schachbrett“, sagte er mit leiser, höflicher Stimme. „Ich freue mich darüber, denn ich habe es mir eben erst anfertigen lassen, und es scheint mir gut gelungen. Finden Sie nicht?“

„Ich finde es außerordentlich interessant, aber warum haben Sie die Figuren so groß machen lassen, und wo ist die weiße Dame?“

Der Araber sah mir mit unbeschreiblichem Hohn in die Augen.

„Die weiße Dame? — Sie wird sofort hier sein.“

Er klatschte dreimal in die Hände. Der Vorhang mir gegenüber an der Tür wurde beiseite geschlagen — mir erstarrte vor Grauen das Herz in der Brust: ein Neger führte an einer Kette eine nackte Frau herein — Evelyn! — Mit einem Schrei, den ich noch heute in meinen Ohren höre, wollte ich auf sie zustürzen, aber schon stand vor mir eine Reihe von Arabern, mit Dolchen, die gradeswegs auf mich gerichtet waren. Durch diese Reihe hindurch sah ich Evelyns nackten, zarten Körper, sah, wie ihr Tränen der Scham und Furcht über das geneigte Gesicht flossen. Ich stand, ohnmächtig, zu ihr zu gelangen, ohnmächtig, ihr zu helfen. Denn bei jeder Bewegung, die ich machte,

streckten sich mir die Dolchspitzen der arabischen Diener entgegen.

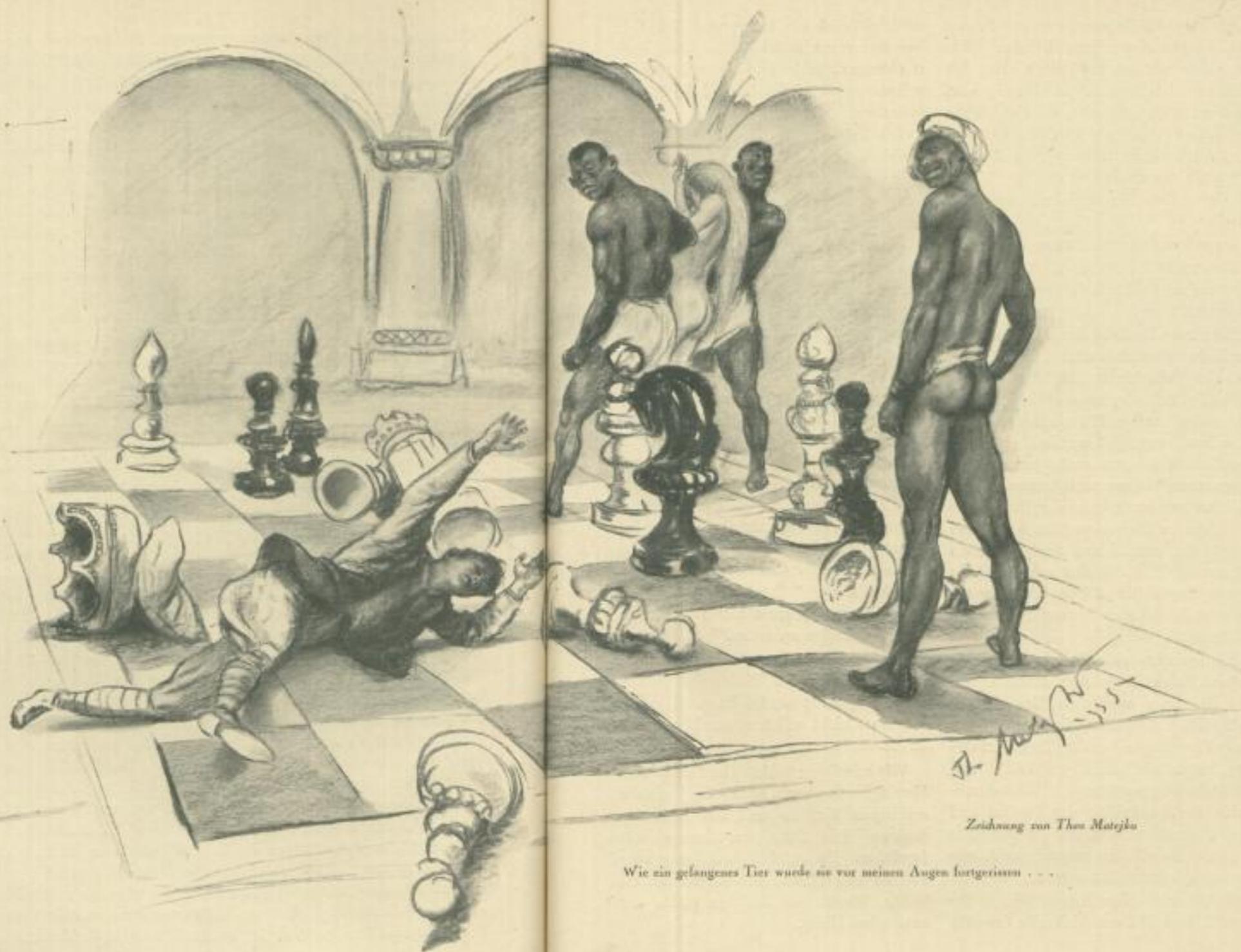
So stand sie gefesselt diesseits, ich, wenn auch frei, gleichfalls gefesselt jenseits der schrecklichen Mauer. Der Pascha lächelte. Niemals, und wenn ich tausend und aber tausend Jahre alt würde, werde ich dieses Lächeln vergessen, in dem die ganze grausame Tiefe des Orients beschlossen lag.

„Haben Sie nicht die weiße Dame gewünscht?“ fragte der Pascha, und seine Stimme klang so ruhig und höflich, als ob er vom Wetter spräche. „Hier ist sie nun, wir können unser Spiel beginnen. Gewinnen Sie, so gehört die Dame Ihnen, gewinne ich — nun —“

Er machte eine zupackende und schließende Bewegung mit der Hand. Ich stand einen Augenblick wie betäubt von diesem teuflischen Verlangen. Da sah ich, wie Evelyn, fast ohnmächtig vor Scham und Schmerz, in die Knie brechen wollte, aber der Diener, der sie an der Kette hielt, riß sie wieder in die Höhe. Und halb gezerzt, halb gehend, stand sie plötzlich auf dem Schachbrett am Platz der weißen Dame. Da sah ich, daß keine Rettung mehr war als durch mich selbst. Tausendmal, wie ein Betrunkener, ging ich zu dem Schachbrett, um dessen äußere Konturen kleine arabische Hocker gestellt waren.

„Nehmen Sie Weiß“, sagte der Pascha und setzte sich mir gegenüber.

Das Spiel begann, und ich sah bald, daß der Pascha mir im Spiel überlegen war, um so mehr, als er gezügelt war von der Kälte der Rache, ich aber verwirrt von dem Schmerz der Leidenschaft und der Ohnmacht. Vergeblich versuchte ich, Evelyn zu schützen. Ich mußte ihren süßen, nackten, zitternden Körper bald hierhin, bald dorthin schieben und fühlte



Zeichnung von Theodor Matejka

Wie ein gelangenes Tier wurde sie vor meinen Augen fortgerissen . . .

jedesmal das Schauern ihrer von Scham und Furcht gepeinigten Glieder. Wie lange wir spielten, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß für mich nichts mehr war, als diese nackte, gequälte, von den Blicken der fremden Männer geschändete Frau, die zuletzt, wie in einer Hypnose, den Bewegungen meiner Hände folgte.

„Nun haben Sie verloren!“ sagte der Pascha.

Im selben Augenblick tat er einen Zug.

„Gewonnen“, sagte er leise und höflich, und ich sah, daß die Dame rettungslos umstellt war.

Mit einem Röcheln, das mir direkt aus der Seele zu kommen schien, fiel ich lang auf das Schachbrett hin, die Figuren nach allen Seiten rechts und links beiseite schleudernd, und griff nach Evelyn. Aber im selben Augenblick wurde ich von den bewaffneten Dienern zurückgerissen, ich rang verzweifelt, um mich frei zu machen und sah nur noch, wie der Pascha die Kette, die an Evelyns nackten Armen befestigt war, ergriff und Evelyn wie ein gefangenes Tier mit sich schleifte. In diesem Augenblick fühlte ich, wie aus meinem Gehirn alles hinwegströmte. Ich wußte nichts mehr.

Ich erwachte viele Stunden später in meinem Hotel. Evelyn war verschwunden. Ich lief zum englischen Konsul, zur arabischen Polizei, aber Sie wissen ja, wie wenig Gerechtigkeit drüben im Orient vermag, wenn ein mächtiger Wille und Reichtum dagegen kämpfen. Man durchsuchte das Landschloß des Paschas und fand niemanden darin als ein paar alte Wächter. Der Pascha war abgereist, wohin, wußte niemand zu sagen.

Als ich aber eines Nachmittags in der Mouski Verschiedenes einkaufte, streifte

mich plötzlich ein Fellah und ließ dicht vor mir einen Zettel fallen. „Für dich, o chawage“, sagte er leise und war im selben Augenblick im Gewühl der Mouski verschwunden.

Ich hob den Zettel auf und las in Arabisch folgendes: „Wenn Sie die weiße Dame noch haben wollen, so gehen Sie heute abend in die Sharia el Beri in das Haus des Levantiners Paradias.“

Ein Grauen floß mir durch Herz und Gehirn, denn wir alle wissen, was es bedeutet, wenn eine Frau in der W'asa landet und noch dazu in den Händen eines dieser levantinischen Schurken. Ich kann Ihnen nicht viel sagen. Ich ging am Abend hin und sah von ferne Evelyn. Sie war zerstört, verwüstet von allen Krankheiten und Lastern des Orients. Ich sah sie nackt tanzen vor Fellahs und Farbigen. Sie hat mich nicht gesehen, und das war vielleicht die letzte Gnade, die das Schicksal ihr erweisen konnte. Ich reiste am kommenden Morgen ab, aber nicht nach Oberägypten. Ich floh aus Ägypten und werde nie wieder dorthin gehen.“ — —

„Und Evelyn,“ fragte ich nach einer langen Pause, „warum haben Sie nicht versucht, Evelyn zu retten?“

„Zu retten? Aber Sie wissen doch selbst, daß aus den Tiefen des Orients niemand gerettet werden kann. Es bleibt nur eins: nicht selbst zu versinken.“

— — — — —
Wir schwiegen beide. Von dem kleinen Messingkocher her brodelte der Duft des arabischen Kaffees und des schweren Ambras. Die Stille im Zimmer war furchtbar. Da stand K. auf, ging zum Fenster und öffnete es. Regen stürzte herein, Sturm und kräftige Kühle der nordischen Nacht.



Kaspar Hauser, das Rätsel seiner Zeit



Ludwig, Großherzog von Baden

ERBPRINZ ODER BETRÜGER?

*Kaspar Hauser
und sein geheimnisvolles Schicksal*

Von Dr. Eduard Berend

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Der mysteriöse Kaspar Hauser findet unter seinem Grabstein auf dem Ansbacher Friedhof, der die Inschrift trägt: Aenigma sui temporis (ein Rätsel seiner Zeit), immer noch keine Ruhe. Nach längerer Pause ist er vor einigen Monaten wieder einmal auferstanden und geht im deutschen Blätterwalde um. Auferweckt hat ihn die Nachricht, daß endlich sein langgesuchter

Kerker gefunden sei. In dem in der Nähe von Neumarkt in der Oberpfalz gelegenen Schlosse Pilsach, das jetzt dem ehemaligen Redakteur der Zeitschrift „Daheim“, Johannes Höffner, und dessen Gattin, der Romanschriftstellerin Klara Hofer, gehört, hat man ein geheimes Verlies aufgedeckt, das nach Ansicht der Besitzer jener Raum ist, in dem Kaspar Hauser den größten Teil seines

Lebens geschmachtet haben soll. Wenn das zuträfe, so wären wir in der Tat der Lösung des Rätsels um ein gutes Stück nähergekommen. Leider ist aber die Identität keineswegs gesichert, ja, sogar recht unwahrscheinlich, wie ich an anderer Stelle (Vossische Zeitung) näher dargelegt habe. Und so wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, auch diese Entdeckung nur dazu führen, daß die vielen Hypothesen über die Herkunft des Findlings um eine neue, nicht besser fundierte vermehrt werden. Da der Fall aber nun einmal wieder so viele Köpfe, Gemüter und Federn bewegt, so sollen im folgenden die Geschichte selbst sowie die verschiedenen bisher aufgestellten Erklärungen rein objektiv wiedergegeben werden, um es jedem Leser zu ermöglichen, sich selber ein Urteil zu bilden. Erst am Schluß werde ich meine eigene Auffassung vorlegen.

Am Pfingstmontag des Jahres 1828 (26. Mai) tauchte auf dem Unschlittplatze in Nürnberg ein seltsames Wesen auf, dem Anschein nach ein Bauernbursche im Alter von 16 bis 18 Jahren, aber fast ohne alles Sprach- und Begriffsvermögen. Er trug ein an den „Hrn. Rittmeister bei der 4. Esqataron bei 6ten Schwolische Regiment“ adresiertes Schreiben bei sich. In dem „von der bayerischen Grenze“ datierten, in unbeholfener Ausdrucksweise und Orthographie, aber verhältnismäßig geläufiger Schrift abgefaßten anonymen Briefe teilte der Schreiber, angeblich ein armer Tagelöhner mit zehn Kindern, mit, der Überbringer sei ihm als Kind am 7. Oktober 1812 „gelegt“ worden, er habe ihn christlich erzogen, auch lesen und schreiben gelehrt, aber nie einen Schritt aus dem Hause gelassen, auch jetzt nur bei Nacht hergebracht, so daß derselbe nicht sagen könne, wo er aufgewachsen sei. Auf einem einliegenden, angeblich bei dem Kinde gefundenen Zettel bat dessen Mutter, ein armes Mägdlein, den Knaben, der Kaspar heiße und am 30. April 1812 geboren sei, bis zum 17. Jahr aufzuziehen und dann nach Nürnberg zu schicken, damit er „ein Schwolische“ (Chevauleger) werde, wie sein verstorbener Vater einer gewesen sei.

Der Bursche wurde polizeilich verhört, es war aber zunächst nichts aus ihm heraus-

zubringen. Er wiederholte nur immer ein paar anscheinend eingelernte Redensarten, namentlich: „Ein solcher (Reiter) möcht' ich werden, wie mein Vater gewesen ist.“ Sein Dialekt und die katholischen Gebetbücher, die er bei sich hatte, wiesen auf die Gegend von Regensburg. Seinen Namen konnte er deutlich schreiben: Kaspar Hauser. Er wurde vorläufig auf dem Vestnerturm interniert, wo er sich wie ein Kind mit Spielzeug beschäftigte und nur Wasser und Schwarzbrot zu sich nahm, jedoch andere Kost zurückwies. Im Laufe der nächsten Tage und Wochen gelang es allmählich, sich mit ihm zu verständigen, und da ergab sich nun folgendes: Solange er sich überhaupt entsinnen konnte, hatte er immer in einem engen, dunklen Raum am Boden gesessen, nur mit Hemd und Hose bekleidet, und hatte mit hölzernen Pferdchen gespielt. Durch zwei kleine, mit Holz verschlichtete Fenster drang ein schwacher Lichtschimmer, aber kein Laut der Außenwelt zu ihm. Beim Erwachen fand er jedesmal neben seinem Strohlager Schwarzbrot und einen Krug mit Wasser. Nie sah oder hörte er ein lebendes Wesen. Erst kurz vor seiner Aussetzung — nach seiner späteren Berechnung etwa acht Tage vorher — erschien ein Mann in seinem Kerker, und zwar im ganzen nur dreimal. Das erstemal legte derselbe, ohne ein Wort zu sprechen, Papier vor ihn hin, drückte ihm einen Bleistift in die Hand und brachte ihm, indem er ihm die Hand führte, bei, seinen Namen zu schreiben. Beim zweiten Besuch sprach der Mann ihm ein paar Worte und Sätze so lange vor, bis Kaspar sie nachplapperte. Beim drittenmal endlich trug er ihn ins Freie, zog ihm Stiefel und Kleider an, brachte ihm notdürftig das Gehen bei, schaffte ihn in etwa 24 Stunden in die Nähe von Nürnberg, gab ihm den bewußten Brief und entließ ihn in die Stadt mit dem Versprechen, ihn dort bald zu besuchen. —

Diese schauerliche Geschichte begegnete anfangs wohl ernstlichen Zweifeln, die aber durch Hausers unschuldiges, rührend-kindliches Wesen bald zerstreut wurden. Auch fand man an ihm eine Reihe von körperlichen und seelischen Eigentümlichkeiten, die als Bestätigungen seiner Angaben gelten

Betäubungsmittel (Opium) verabreicht und dann im Schlafe Haare und Nägel geschnitten und reine Wäsche angezogen worden sei.

Der seltsame Fall, von dem Bürgermeister Binder in einer ausführlichen, ganz von dem herkömmlichen, trockenen Amtsstil abweichenden, pathetischen Anzeige öffentlich bekanntgemacht, erregte in ganz Deutschland, ja Europa das größte Mitleid und Aufsehen. Nach zwei Richtungen nahmen die Zeitgenossen an dem Findling besonderes Interesse. Einmal stellte er in psychologischer Hinsicht ein Kuriosum ersten Ranges dar. Hier war ein erwachsener Körper mit der Seele eines Kindes, ein Wesen, das ohne alle menschliche Gesellschaft aufgewachsen war. Auf die seit Plato von Philosophen und Dichtern oft aufgeworfene Frage, welchen Eindruck die Natur auf einen Menschen machen würde, der sie in reiferen Jahren zum erstenmal gewahr werde, schien hier die Antwort gegeben und zugleich der sprechende Beweis für Rousseaus Überzeugung von der ursprünglichen Güte der ganz sich selbst überlassenen menschlichen Kreatur. — Stärker noch als dies psychologische Interesse war aber das kriminelle. Man war allgemein überzeugt, man müsse es mit einer Persönlichkeit von hoher Abkunft zu tun haben, der durch die grausame Einkerkierung die Rechte der Geburt vorenthalten worden seien.

Und diese Meinung erhielt bald noch eine unerwartete Bestätigung. Am 17. Oktober 1829 wurde Hauser, der inzwischen zu dem Professor Daumer in Pflege gegeben war, vermißt. Man fand ihn schließlich im Keller, mit einer blutenden Stirnwunde. Nach seiner Angabe war er auf dem Abtritt von einem Vermummten überfallen worden; nur die Enge der Lokalität hatte das Gelingen des Mordversuchs verhindert. Die Wunde war bald geheilt; Hauser wurde von da ab dauernd polizeilich überwacht. Auf die Ergreifung des Täters wurde eine hohe Belohnung ausgesetzt; doch blieben alle Nachforschungen vergeblich.

Die weiteren Schicksale Hausers können hier nur flüchtig gestreift werden. Ein reicher Engländer, Lord Stanhope, nahm den Findling als Pflegesohn an. Der berühmte Kriminalist Anselm v. Feuerbach (Großvater

des Malers) trat in einer glänzend geschriebenen Broschüre für Hauser ein und nahm ihn zu sich nach Ansbach, wo er als Gerichtsschreiber beschäftigt wurde. Am 14. Dezember 1833 kam er atemlos nach Hause gerannt, mit einer tiefen Stichwunde in der Brust, die ihm nach seiner Angabe ein Unbekannter im Hofgarten beigebracht hatte. Man fand an der betreffenden Stelle einen Beutel mit einem mysteriösen Zettel in Spiegelschrift. Hauser erlag am vierten Tage der Verletzung. Von dem Täter fand sich auch diesmal, trotz Aussetzung einer für damalige Verhältnisse ungeheuren Belohnung, keine Spur.

Man kann sich vorstellen, welches Aufsehen dieses gewaltsame Ende des „Kindes von Europa“ machte und wie dadurch die Gerüchte über seine hohe Abkunft neue Nahrung erhielten. Schon zu seinen Lebzeiten hatte man die geheime Geschichte aller fürstlichen und hochadligen Häuser daraufhin durchforscht. Viele Vermutungen wurden offen oder versteckt geäußert, die sich alle früher oder später als haltlos herausstellten. Nur eine Ansicht hat sich bis heute, allen Widerlegungen zum Trotz, behauptet, die nämlich, Hauser sei der für tot ausgegebene Thronerbe Badens gewesen. Diese Annahme kann sich auf keinen Geringeren als Feuerbach berufen, der sie in einem geheimen Memorial an die Königin Karoline von Bayern als eine zwar nicht juristisch beweisbare, aber „sehr starke menschliche Vermutung, wo nicht vollständige moralische Gewißheit“ bezeichnete. Worauf stützt sich nun diese Vermutung?

In Baden regierte seit 1818 Großherzog Ludwig, der dritte Sohn erster Ehe des nach fast 65jähriger Regierung 1811 verstorbenen, durch seine Freundschaft mit Klopstock bekannten Markgrafen, späteren Großherzogs Karl Friedrich. Als Ludwig 1830 unvermählt starb, folgte ihm Leopold, der älteste Sohn aus Karl Friedrichs zweiter, morganatischer Ehe mit dem Freifräulein Luise Geyer von Geyersberg, die später zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde, und deren Söhne als thronfolgeberechtigt anerkannt waren. Daß Ludwig und nach ihm Leopold zum Throne gelangten, war das Ergebnis von fünf z. T.

ungewöhnlichen Todesfällen. Karl Friedrichs ältester Sohn, Karl Ludwig, war bereits zu Lebzeiten seines Vaters 1801 in Schweden durch einen Sturz aus dem Wagen tödlich verunglückt. Auf Karl Friedrich folgte daher 1811 sein Enkel Karl, der nach siebenjähriger Regierung, erst 32 Jahre alt, ohne männliche Nachkommen starb. Er hatte aus seiner Ehe mit Stephanie Beauharnais, der Adoptivtochter Napoleons, fünf Kinder, drei Mädchen und zwei Knaben. Während die Töchter aufwuchsen, starben beide Söhne in frühestem Kindesalter: der am 29. September 1812 geborene ältere am 16. Oktober desselben Jahres, der am 1. Mai 1816 geborene andere am 8. Mai des folgenden Jahres. Wenige Tage nach dem letzteren war endlich auch Karl Friedrichs zweiter Sohn aus erster Ehe, Markgraf Friedrich, 61jährig, kinderlos gestorben, der letzte, der noch zwischen Ludwig und dem Thron gestanden hatte.

Kein Wunder, daß diese gehäuften, meist ohne längere Krankheit erfolgten Todesfälle zu allerhand Verdächtigungen Anlaß gaben, wie sie unter ganz ähnlichen Verhältnissen einst gegen die zweite Gemahlin des Großen Kurfürsten, Dorothea, erhoben worden waren. Durch das Auftauchen Hausers erhielten nun diese vagen Gerüchte unversehens einen bestimmten Anhaltspunkt. Nach Ausweis des mitgebrachten Briefes war er im Oktober 1812 ausgesetzt worden; und in eben diesem Monat war das älteste Söhnlein des Großherzogs Karl gestorben. Der Tag und das Geburtsdatum stimmten freilich nicht. Aber Kaspars angeblicher Geburtstag (30. April) differierte nur um einen Tag von dem des zweiten Prinzen (1. Mai). Feuerbachs Vermutung ging dahin: Kaspar sei jener älteste Sohn Karls, an dessen Stelle man ein untergeschobenes Kind habe sterben lassen.

Warum aber diese Unterschiebung und eine so schwierige, kostspielige und gefährliche Gefangenhaltung statt der einfacheren und sichereren Umbringung? Feuerbach hatte sich auf diese naheliegende Frage mit dem uralten Märchenmotiv geholfen: Vielleicht habe der beauftragte Mörder (etwa der Arzt des Kindes) aus Gewissensbedenken den Auftrag nur zum Schein vollzogen. Spä-

tere Verfechter der Feuerbachschen Ansicht waren in diesem Punkte raffinierter. Für Ludwig zwar war durch den Tod des Prinzen der Weg zum Throne geöffnet. Wenn er sich aber noch vermählte und Söhne zeugte, so waren die Hochbergs um den Thron betrogen. Ein bloßes Versprechen, unverheiratet zu bleiben, bot bei Ludwigs Charakter keine hinlängliche Sicherheit. Es bedurfte eines stärkeren Druckmittels. Und welches hätte wirksamer sein können als die Drohung, den legitimen Thronerben wieder aus dem Grabe auferstehen zu lassen!



„Das Kind Europas“
Kaspar Hauser in der Tracht,
in der er aufgefunden wurde.

Bei jenen seltsamen Todesfällen ließ sich nun aber die Frage: cui bono? auch noch auf andere Weise beantworten. Es war nämlich noch zu Lebzeiten des Großherzogs Karl auf dem Wiener Kongreß zwischen Bayern und Österreich die geheime Abmachung getroffen, daß bei dem Aussterben der Zähringer Manneslinie Baden zwischen jenen beiden Ländern aufgeteilt werden sollte. Insbesondere trachtete der damalige Kronprinz, spätere König Ludwig I. von Bayern, sehnlichst nach dem Wiedererwerb des nördlichen Teils von Baden, um die Verbindung der linksrheinischen Pfalz mit dem rechtsrheinischen Bayern herzustellen; ein Plan, der nur dadurch vereitelt wurde, daß Karl noch kurz vor seinem Tode auf dem Kongreß von Aachen die Anerkennung der Sukzessionsfähigkeit der Hochbergschen Linie durchsetzte. Da nun Hauser in Bayern auftauchte, also vermutlich auch dort gefangen gehalten wurde, da das Schloß, in dem man jetzt seinen Kerker gefunden zu haben glaubt, bayerisches Lehen war, da endlich feststeht, daß König Ludwig I. sich ganz besonders für die Hausersche Sache interessiert und immer die Ansicht vertreten hat, Kaspar sei ein Zähringersproß, so lag es nahe, den Verdacht auch nach dieser Seite zu lenken. Allerdings erhebt sich auch hier wieder die Frage: warum nicht Beseitigung statt geheimer Auferziehung? Nach Klara Hofers Vermutung sollte auch in diesem Fall Hauser als „wertvolles Pressionsobjekt“ dienen, und zwar gegenüber den Hochbergs, die man durch die Drohung mit dem Wiederauftauchen des echten Thronfolgers zu freiwilligem Verzicht auf den von Bayern beanspruchten Landesteil zwingen konnte.

In schroffstem Gegensatz zu diesen und ähnlichen Hypothesen, die alle von der Voraussetzung ausgehen, Hauser müsse eine politisch hochbedeutsame Persönlichkeit gewesen sein, steht nun die andere, die ihn für einen hergelaufenen Betrüger, die ganze Geschichte seiner Einkerkung für Schwindel, die beiden Mordversuche für fingiert hält. Diese Ansicht wurde schon bald nach Hausers Auftauchen von dem Polizeirat Merker in Berlin öffentlich ausgesprochen. Es

haben sich ihr auch mehrere Personen, die Hauser aus täglichem Umgange genau kannten, nach anfänglichem Widerstreben angeschlossen; so der Polizeileutnant Hickel, der Lehrer Meyer in Ansbach, ja sogar Hausers Protektor, Lord Stanhope; und sie ist dann namentlich in der 1872 erschienenen Schrift „Authentische Mitteilungen über Kaspar Hauser“, die das gesamte erhaltene Aktenmaterial verwertet, vertreten. Die Anhänger dieser Meinung stützten sich zunächst auf die großen inneren und äußeren Unwahrscheinlichkeiten der Kerkergeschichte, sodann auf die Aussagen der ersten Personen, mit denen Hauser in Nürnberg in Berührung kam, die an ihm viel größere körperliche und geistige Fähigkeiten bemerkten, als er später wahrhaben wollte, ferner auf die näheren Umstände der beiden Attentate, die den Verdacht der Selbstverletzung nahelegen, endlich auf den Charakter Hausers, der nach dem Zeugnis vieler, die ihn länger beobachteten, keineswegs so harmlos war, wie er anfangs erschien, vielmehr zur Lüge und Verstellung neigte. Die Gegner berufen sich demgegenüber auf die oben erwähnten körperlichen Eigentümlichkeiten Hausers, auf die Unwahrscheinlichkeit einer so langjährigen Verstellung und so ernster Selbstverletzung; sie führen die bedenklichen Seiten seines Wesens auf den ungünstigen Einfluß seiner Umgebung, auch wohl auf seine Gewöhnung an Fleischnahrung zurück.

Eine eingehende Kritik aller dieser Erklärungsversuche würde den hier zur Verfügung stehenden Raum überschreiten. Ich muß mich mit einigen wenigen Andeutungen begnügen. Was zunächst die Theorie von der badischen Herkunft betrifft, so fehlt ihr vor allem die Beglaubigung durch irgendein authentisches Dokument. Alles, was man in dieser Hinsicht beigebracht hat — so der Auszug aus den Memoiren des Majors Hennenhofer, das Protokoll über eine Sitzung des badischen Staatsrats, eine kompromittierende Kabinettsordre des Großherzogs Ludwig —, hat sich als unecht erwiesen. Ebenso wenig läßt sich allerdings die Hypothese auch aktenmäßig widerlegen. Die badische Regierung hat getan, was sie tun konnte,

Fortsetzung auf Seite 104



Zeichnungen von W. Schwarz

„Wetten, daß ich auf 50 Schritt einem von euch einen halben Dollar aus der Hand schieße?“ rief er heiser.

Der Sprung ins Dunkle

Novelle von Hans-Joachim Freiherr von Reitzenstein

Damals lebte in Goldfield ein Mann namens Harris Taylor. Der war klein, aber unglaublich stark. Er hatte ein Gesicht wie eine Bulldogge, aber schöne, blaue Augen, aus denen eine ungewöhnliche Intelligenz leuchtete. Und in den Winkeln lächelte der Schalk.

Das wäre nun alles recht gut gewesen. Denn er war auch fleißig und arbeitsam. Aber er war ein Säufer.

Das spielte sich bei ihm etwa folgendermaßen ab: Von Sonnenaufgang bis -niedergang klopfte, scharrte und wuchtete er auf seinem Claim. Er schleppte die Erzstücke bis an die entfernte Frachtstraße. Er flickte abends im Zelt seine Sachen, kochte, wusch und bastelte wie eine Hausfrau. Und wenn die anderen längst stumpf und dumpf auf ihr Lager gesunken waren, dann saß er beim Scheine der Petroleumlampe, lernte

Sprachen und Finanzdinge, balgte sich mit Geographie und Naturwissenschaften oder stöberte hinter den Weisheiten alter und neuer Philosophen herum. Sein Wissen war sehr groß und vielseitig. Und seine Phantasie war unerschöpflich. — Wenn die Cajotos um die Felsriffe strichen und die Wüste von ihrem melancholischen Geheul ertönen ließen, dann baute er aus seinen Plänen Gerüste, die bis an die Sterne stießen. Und, bei Gott, er hätte alles erreicht, was er wollte. Aber — —

Regelmäßig begann es damit, daß er sich die spitzfindige Frage stellte: was hat das nun alles für einen Zweck? — Dieser Frage war er aus irgendeinem Grunde so wenig gewachsen, daß seine Stimmung ihn unweigerlich niederdrückte und ihn leer und hohl stehen ließ, ohne Halt und Hoffnung. Dann begann er zu trinken.

Wenn er aber trank, dann war er mit einem Schläge lustig, gesellig, aufschneiderisch und tateneifrig. Er trank und haschte dabei unermüdlich nach Publikumserfolgen, wie wenn er sich und den anderen in steter Steigerung beweisen wollte, was für ein unerhörter Kerl er wäre. Die allerwildesten Tollheitstaten aber beging er, wenn sein Gold vertrunken, die letzte Pumpquelle versiegt war und er in sämtlichen Kneipen sich bis an die äußerste Kreditgrenze durchgesoffen hatte. Dann überhitzte er seine gewaltige Phantasie, indem er die gewagtesten Wetten vorschlug. Sein Leben setzte er aufs Spiel wie ein beiläufiges Nichts. Und zum Tier erniedrigte er sich in völliger Schamlosigkeit, um als Bettelpreis ein allerletztes Glas Whisky zu erhaschen, bevor der Nervenzusammenbruch kam, aus dem er sich dann nach Tagen endlich aufraffte, um mürrisch und ver-

drossen sein arbeitsames Einsiedlerleben wieder aufzunehmen. —

Eines Abends nun befand sich Harris Taylor wieder vor dem letzten Stadium. Er lehnte inmitten einer Rotte verkommener Kerle an der Bar des allerschäbigsten Lokals von Goldfield, wo nur wenige anständige Goldgräber verkehrten.

„Wetten, daß ich auf 50 Schritt einem von euch einen halben Dollar aus der Hand schieße?“ rief er heiser.

Man hörte kaum hin.

„Einen Whisky, wenn ich mir von Irish Joe einen Cent aus der Hand schießen lasse!“ — Irish Joe war der schlechteste Schütze von Goldfield. Das bedeutete, daß er zu schlecht schoß, um den Cent zu treffen, aber immer noch gut genug, um die haltende Hand totsicher zu zerschmettern. — Irish Joe trat bereitwillig vor und zog seinen Revolver.

Einige lachten. Aber niemand bot. Der Anblick einer zerschossenen Hand wog hierzulande keinen Whisky auf.

Ein Mann mit einem großen Vollbart trank Harris Taylor zu, um ihn zu hänseln. Taylor stierte das Glas an. Der Speichel lief ihm vor Gier aus den Mundwinkeln, und seine Hände zitterten wie die eines alten Weibes.

„Einen Whisky, wenn — wenn —“ Sein Hirn arbeitete fieberhaft. Plötzlich warf er sich in die Brust: „Wenn ich ohne Waffe zu Jim Plotter gehe und ihm eine Ohrfeige gebe!“

Die wilde Rotte horchte auf. — Jim Plotter war der Mayor von Goldfield. Ein anständiger und gerechter Mann. Aber leicht in Zorn zu bringen, und ein unfehlbarer Schütze.

Man überlegte. Man zuckte die Achseln. Niemand bot.



Taylor's Augen irrten durch den schmutzigen Raum und blieben auf dem großen Messingspucknapf haften. Wieder erhob er seine Stimme. Weinerlich rief er: „Einen Whisky, wenn ich den Spucknapf — — —“

„Quatsch,“ unterbrach ihn der Mann, der ihm vorher zugetrunken hatte, „ich weiß etwas Besseres.“ Er betrachtete den schwankenden Taylor, und seine Augen zwinkerten listig: „Ich setze ein ganzes Quart Whisky aus, Harris, wenn — wenn du — oh, es ist eine höchst einfache Sache, Harris; ein Kinderspiel für einen Mann wie dich.“

„Ich wollte nämlich nur eben fragen, ob Sie mich nicht heiraten möchten, Miss Lycett . . .“

Also möchtest du ein Quart Whisky gewinnen, Harris?“ Der Spott lauerte im Hinterhalt. Alle Gäste verstummten. Neugierig bildeten sie einen Kreis um die beiden. „Gib die Bedingung!“ geiferte Taylor.

„Ganz leicht, Harris, ganz leicht: ein volles Quart Whisky, Harris, wenn du jetzt vom Fleck weg zu Miß Emily Lycett gehst und ihr einen Heiratsantrag machst.“

Ein Zischlaut lief durch die Menge. — Weiter nichts. Einige Köpfe wiegten sich bedenklich. Alles blickte gespannt auf Harris Taylor.

Der war zusammengezuckt wie unter einem Schlage. Nervös kraute er sich eine Weile hinter dem Ohr. Endlich schlenkerte er die Hand beiseite und ließ kleinlaut die Schultern sinken. „Könnte es nicht etwas anderes sein?“ fragte er schüchtern.

„Nein, Harris. — Du fürchtest dich wohl?“

Fürchten? Warum sollte er sich vor Miß Emily Lycett, der Lehrerin von Goldfield, fürchten? Sie war weder so alt, noch so häßlich, noch so kräftig, daß man sich vor ihr hätte fürchten müssen. Andererseits war sie auch nicht etwa solch eine hoheitsvolle Schönheit, die durch einen hindurchsieht, wie wenn man aus Luft wäre. Nein, zum Fürchten war Miß Emily Lycett wirklich nicht. Einen Revolver konnte sie bestimmt nicht führen. Und daß sie mit solch blitzhaft heimtückischem Jiu-Jitsu-Griff einen auf irgendeinen entlegenen Schutthaufen abdrehen könnte, danach sah sie gleichfalls nicht aus. Überhaupt fürchten, sich vor Miß Emily Lycett fürchten? — Gewiß, sie war ein junges, leidlich hübsches Mädchen. Gott möge noch nachträglich den Wind strafen, der gerade dieses reine, taufrische Blatt mitten in diese entlegene, rauhe Welt voll verkappter Teufel geweht hatte. — Wenn man es vielleicht einmal erleben sollte und wäre ein alter Kerl, und man hätte vielleicht einmal eine

Tochter, die so etwas an sich hätte von Miß Emily Lycett! — Der alle Kinder von Goldfield, diese Schmierfinken und verlotterten Bamboosen, zuflogen und blindlings gehorchten. Und vor der die gemeinsten Halunken scheu beiseite traten, weil sie plötzlich merkten, daß sie gemein waren, und fürchteten, daß „sie“ es auch merken könnte. Denn, so weich und sanft und zutraulich Miß Lycett war — wehe, wenn einmal einer anfang, aus der Rolle zu fallen! Ihre Augen hatten dann eine so seltsame Art des Nichtverstehens und Nicht-wissen-Wollens, daß selbst der ärgste Sünder sich betreten umblickte, um irgendwo Deckung zu finden. — Und nun, betrunken wie eine Unke, vor sie hintreten — und das um ein Quart Schnaps — — Harris Taylor schaute sich im Kreise um. Dicke Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn. Er sah, daß die anderen genau so kurz und schwer atmeten, wie er selbst. Aus Furcht vor dem bloßen Gedanken.

Er wischte sich beschämt übers Gesicht.

„Ein Quart Whisky, Harris!“ rief der Partner und lachte ihm spöttisch in die Augen.

Er schüttelte den Kopf. Denn er konnte nicht sprechen. Die Zunge klebte ihm am Gaumen.

„Ein Quart Whisky, Harris! — Bist du kein Mann mehr?“

Taylor hob die schwere Faust. Seine stieren Augen röteten sich vor jäher Wut.

„Kostprobe gefällig, Harris?“ quälte der Verführer ungerührt und hielt ihm ein großes Glas Whisky entgegen.

Die Faust löste sich zur Kralle. Mit einem Ruck goß Taylor den Whisky in die Kehle. Ein rauhes Stöhnen drang aus tiefer Brust.

Fortsetzung auf Seite 108

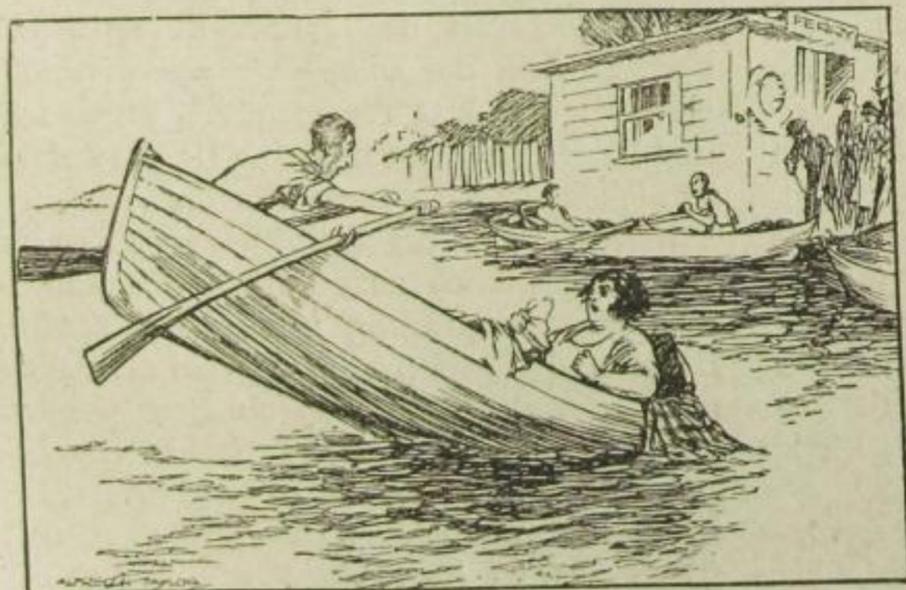
A u s l ä n d i s c h e r H u m o r



„Ick jloobe, du weest noch nich mal, warum die Hühner aus den Eiern kommen?“

„Klar, Mensch — weil se Angst haben, se wern sonst mitjekodt.“

(Punch)



Sie: „Und da hast du mir erzählt, du könntest so glänzend rudern!“

(Punch)

Richter: „Na, Frauchen, wieviel Kinder haben Sie denn?“

Frau: „Sieben, Herr Richter; vier von meinem ersten Mann seiner ersten Frau und drei von der ersten Frau meines zweiten.“

(Grand Magazine)

*



„Fräulein Seifert, was haben Sie denn solange gemacht?“ „Den diktierten Brief abgeschrieben.“ „Allerhand — ich dachte schon, Sie hätten ihn ausgestickt oder gebatikt.“

(London Opinion)

*

Kurt: „Vater, der eine Junge aus meiner Klasse hat gesagt, ich sehe genau so aus wie du!“

„Na, und was hast du gesagt?“

„Gar nichts, er war mir zu groß —“

(Life)

AUS DEN LEBENSERINNERUNGEN EINES ARMLOSEN

Von *C. H. Unthan*

Kann man ohne Arme zur Welt kommen und sein Leben doch voll und ganz genießen? Der 77jährige Autor antwortet mit einem lauten und bestimmten: Ja! Er hat die Güter des Lebens stärker und intensiver empfunden als mancher „normale“ Mensch.

Am 5. April 1848 sandte ich mit dem Strahl der aufgehenden Sonne meinen ersten Schrei in die Welt hinaus, dem andere, bald in höchster Vollendung, folgten. Meine Umgebung fiel aus einem Entsetzen ins andere, weniger des Schreiens als der Dreistigkeit wegen, mit der ich mich ohne Arme in diese hochgepriesene und noch ärger geschmähte Welt gewagt hatte. Was sollte, was konnte auf diese Art aus mir werden? Den ewig Durstigen im Dorfe bot diese Frage Gelegenheit, ihre Aufregung im Krug mit viel Schnaps zu dämpfen, worauf sie mein Schicksal rasch und erschöpfend dahin erledigten, daß ich ohne Arme gar nicht lebensfähig sei. Die weise Frau, die mir den Weg in die Welt gewiesen hatte, teilte diese Meinung nicht, als sie meinem Vater vorschlug, sie werde den Schaden mit einem auf mein Gesicht gedeckten Kissen endgültig heilen. Die Erklärung meines Vaters, Mord schicke sich nicht für einen Lehrer, nahm sie mit Abscheu auf, der sich rasch in Gleichgültigkeit verwandelte.

Meiner Mutter hatte man meinen unvorschriftsmäßigen Zustand verheimlicht, bis sie wieder zu Kräften gekommen war. Sie und ich waren die einzigen, die von der im

Dorf herrschenden Aufregung verschont blieben. Nachdem ich mich hungrig geschrien (außer im Schreien habe ich es in meinem langen Leben nur noch im Lachen und Schwimmen zur Vollkommenheit gebracht), trank ich an der reichlichen Quelle der Mutterbrust, bis ich einschlief. Mein Ehrgeiz blieb vorläufig beim Schreien, Saugen und Schlafengehen. Auf meines Vaters Eröffnung, ich sei armlos, sagte meine Mutter: „Es ist unser Kind; der Herrgott wird es nicht verlassen!“

Am Tage nach meiner Geburt fand im nahen Liebstadt der Jahrmarkt statt, ein Fest, zu dem die Umgebung von weit und breit pilgert. Das Tagesgespräch wurde ich, und in drei Tagen war meine Unvorschriftsmäßigkeit über die ganze Provinz verbreitet.

Nach der Zeit des Weinens und Schreiens verlegte ich mich aufs Lachen und Jauchzen, das mir prächtig gelang, bis Tanten, Basen und Neugierige ihre Wohlthaten über mich ergossen. Diese Wohlthaten wurden mein erster und bitterster Feind. Sie bestanden aus weinerlichen Worten wie: „Du armes Wurm, was hast du verbrochen, daß du so gestraft bist; bitten wir den lieben Gott, daß er dich bald zu sich nehmen möge!“ Mein Vater hatte beobachtet, wie

der Ton des Bedauerns mich jedesmal zum Weinen brachte. „Der Junge darf nicht bedauert werden; wer es zuläßt, bekommt's mit mir zu tun.“ Mit diesem Befehl hatte er das erste der drei Gebote erlassen, die verhüteten, daß sich zwischen mir und der Umwelt von vornherein eine Scheidewand aufbaute. Ob er sich dessen damals bewußt war?

Ehe ich ein Jahr alt wurde, war es meinem Vater aufgefallen, daß ich mit den Füßen nach Gegenständen griff, sooft die Zehen entblößt waren. „Zieht dem Bengel keine Schuhe und Strümpfe an; laßt die Füße bloß“, war das zweite Gebot. Den Einwand, ich würde mich erkälten, wies er mit den Worten ab: „Unsinn; wir erkälten uns

ja nicht an den nackten Händen.“ Fortan spielte ich wie alle gleichaltrigen Kinder, führte die Ringe zum Munde wie sie, nahm ihnen das Spielzeug weg, wie sie mir, und schlug zu, wie sie auch. Was in der Seele eines Kindes vorgeht, das abseits der Kameraden sitzt und taatenlos ihr Vergnügen betrachten muß, habe ich nie erfahren; ich saß mittendrin und frohlockte am lautesten.

Bald nach meinem zweiten Geburtstag war's. Wir saßen beim Abendbrot. Mutter schob einen Teller Grütze an mir vorüber. Ich langte mir eine Faustvoll mit den Zehen und stopfte sie mir in den Mund. Großes Geschrei. „Wascht den Fuß, gebt dem Bengel einen Löffel und laßt ihn selbst essen.“ Die Kunst gelang müßig; jeder wollte helfen, nur Vater nicht. „Laßt den Jungen machen, wer ihm bei seinen Versuchen hilft, bekommt's mit mir zu tun.“ Das war das dritte der Gebote, die mich zum selbständigen, vollwertigen Menschen gemacht haben. Hätten nur einzelne der neunhundert Ortsbewohner den Mut gehabt, meines Vaters Befehle zu mißachten, so wäre meine spätere Selbständigkeit damals schwer beeinträchtigt worden. Aber ich hätte den sehen mögen, der diesen Mut aufgebracht hätte!

Noch immer machte ich keinen Gehversuch, was die Meinen ängstigte. Aber eines Tages erhob ich mich einfach vom Fußboden und ging zur offenen Tür hinaus. Große Freude. Kein Armloser macht vor dem zweiten Jahr einen Gehversuch, was ich erst nach vielen Jahren von verschiedenen Seiten erfuhr.

Meine Erinnerung beginnt mit dem ersten



Photo Stuber

Unthan bei der Niederschrift dieser Zeilen

Waschversuch, zu dem sich bald nach meinem dritten Geburtstag Gelegenheit bot. Ich war allein, zog mir einen Stuhl zur Waschschüssel und steckte die Füße hinein. Plötzlich war die Schüssel leer. Ich wunderte mich noch darüber, als die Eltern eintraten; das Zimmer schwamm. „Er soll sich selbst waschen“, gebot mein Vater. Unter Aufsicht war es nicht so schön, aber ich fühlte mich sauberer denn je zuvor.

Mit vier Jahren machte ich in meiner ewigen Heiterkeit mit dem ersten herben Schmerz Bekanntschaft. Vater stieg in eine gelbe Postkutsche, um sich nach Salzbrunn zu begeben, wo er von seiner Heiserkeit genesen sollte. Ich konnte nicht begreifen, warum Mutter beim Abschied weinte, da doch Vater in einem so schönen Wagen fahren durfte. Zu Hause saß ich zu ihren Füßen, während sie nähte, und fädelt ihr Nadeln ein, damit sie nicht aufgehoben werde. Ich plauderte, bis ich von Schluchzen unterbrochen wurde. „Muttchen, was fehlt dir?“ — „Kind, wenn Vater nicht mehr zurückkommt, haben wir kein Brot.“ — „Aber Muttchen, der Patschke mahlt, und du backst.“ Sie streichelte meine Wange und lachte unter Tränen. Das Weinen hielten wir uns mit Singen fern; ich machte mir eine „zweite Stimme“ zu „Guter Mond, du gehst so stille“ und anderen Volksliedern. Alles versuchte ich, um Mutter aus ihren trüben Gedanken zu reißen — und meist gelang es mir.

Etwa sechs Wochen nach Vaters Abreise hellte sich ihr Gesicht beim Lesen eines Briefes auf. „Kinder, der Vater wird gesund; bald kommt er wieder.“ — Meine beiden Geschwister, Zwillinge, waren fünfeinhalb Jahre älter als ich. Die Post kam; Vater stieg aus, war recht schwach und konnte keinen lauten Ton hervorbringen. Es sollte aber gute Aussicht für seine Genesung vor-

handen sein. Auf unsere Freude legte sich eine schwere Wolke.

Sommerfeld, im ostpreußischen Kreise Pr. Holland, liegt von Ost nach West gestreckt im Talkessel. Elf Teiche zählt man von einem Ende des Dorfes zum andern. Getrunken wird das Wasser aus keinem der Teiche; sie dienen nur zum Hineinfallen, besonders für Kinder.

Im Sommer 1855 war die Reihe des Hineinfallens an mich gekommen. Das Schulhaus lag in der Mitte des Dorfes neben dem großen und kleinen Angerteich. Unsere Kinderspiele pendelten in unbewachten Augenblicken zwischen den beiden Teichen hin und her. Auf den Steinen sitzend, langte ich nach einem fortschwimmenden Rohr, rutschte vom Sitz und lag im tiefen Wasser. Die Kameraden liefen schreiend davon. Alle, die hätten anpacken können, waren auf dem Felde. Der endlich herbeihumpelnde Retter fand mich auf den Steinen sitzend. Wie ich mich herausgezappelt hatte, blieb auch mir stets ein Geheimnis. Mit hochgehobenen Armen, die den Körper tiefer ins Wasser drücken, hätte jetzt das arme Wurm den frommen Wunsch der „Wohltäterinnen“ erfüllt; die Armlosigkeit war zu seinem Heil.

Fortsetzung auf Seite 112



Photo Studio

Der Armlose bei der Lektüre



KNOCK OUT

Novelle von Werner Rusack

Zeichnungen von Kamelhard

Als Tom Roland in den Ring stieg, um seinen Meisterschaftstitel gegen Jac Jonson zu verteidigen, sah er nervös nach der Uhr: 9 Uhr 1 Minute.

Wie hatte sie doch gesagt?

„Punkt 9 Uhr warte ich in meinem geschlossenen Auto vor dem Sportpalast. Wenn Sie bis 9,10 Uhr nicht herausgekommen sind, so fahre ich fort, und Sie werden mich niemals wiedersehen.“

Er fühlte es: diese Frau, die er gestern in der Untergrundbahn kennengelernt hatte, war sein Schicksal. Er mußte sie besitzen. Wie ihre schlanke Gestalt nach diesen wenigen Worten sich zwischen den übrigen Mitfahrenden hindurchwand, um auf einer Station den Ausgang zu gewinnen, und ihre schmiegsame Hüfte hierbei wie zufällig gegen seine Hand stieß, da hätte er sie beinahe an sich gerissen und geschrien: Du!

Aber es gelang ihm, sich zu beherrschen. Nur sein Kinn trat etwas stärker hervor, und seine Zähne knirschten, als er sagte: „Ich komme. Verlassen Sie sich darauf.“ Wie es ihm schien, hatte sie bei seiner Antwort etwas gelächelt, so daß sich seine Hände unwillkürlich ballten. Dann war sie im Gewühl verschwunden. Erst wollte er ihr nacheilen, aber dann besann er sich auf seinen morgigen Kampf mit Jac Jonson und blieb sitzen. Rastlos arbeiteten seine entzündeten Gedanken, während der Zug unter der Erde dahinraste. Wie tödliche Stiche fühlte er es im Kreuz, wenn sie über eine Weiche fuhren. Du wirst alt, dachte er. Nie wirst du Jonson in der kurzen Zeit von 10 Minuten besiegen. Eine Gnadenfrist hatte ihm das sieghafte Leben in Gestalt jener unbekanntenen Dame gegeben. Von 9 bis 9,10 Uhr wollte sie warten. Er überlegte: Soll ich mich einfach in der ersten Runde k. o. schlagen lassen? Dann, allenfalls auf diese feige Art konnte er um 9,10 Uhr vor dem Auto stehen. Wollte er anständigere Mittel anwenden, so dauerte der Kampf mindestens eine halbe Stunde. Was galt ihm der Meisterschaftstitel gegenüber dieser Frau. Aber nein, Jonson arbeitete in den ersten Runden nur auf Deckung. Nie ließ er sich in den ersten 5 Runden

auf einen Angriff ein. Es bleibt mir nichts anderes übrig, dachte Tom, als ihn sofort nach dem Gongschlag über den Haufen zu rennen. Aber wie? Deine beste Zeit, Roland, ist vorbei. Ein „Unentschieden“ magst du gegen den baumstarken und jungen Kämpfer herausholen, mehr aber, einen schnellen Sieg nicht. Seine Trainer rangen verzweifelt die Hände, als Tom Roland die ganze Nacht in der Wohnung herumlief. Von einem Zimmer in das andere, ohne zu verraten, was ihn so erregt hatte. Endlich, am Morgen setzte er sich für eine kurze Zeit in den Sessel und schloß seine Augen. Aber vor den Lidern tanzte das Bild jener Frau und ließ ihn keine Sekunde den Schlaf finden. Den ganzen Tag sprach er kein Wort. Abends um acht Uhr, er war fiebernaß, legte er sich auf das Bett, und man mußte ihn warm abreiben und durchkneten. „Ich will“, sagte er dann, sprang auf und fuhr zum Sportpalast. Und nun, 9,01 Uhr, stand er im Ring. Kein Laut begrüßte ihn. Die Wetten standen 10 zu 1 gegen ihn. Wartet nur, dachte er und löste den Handschuh. 9,02 Uhr band Robby die Bänder fest. 9,03 Uhr die Bandagen. 9,04 Uhr kurze Verbeugung in der Richtung, wo Jonson, eine schwere, fleischige Masse, stand und mitleidig grinste. 9,05 Uhr Gong. Kampf begann.

Und nun, kein Mensch vom Bau wird es jemals für wahr halten, sprang Roland an wie ein Stier, beugte den Nacken, deckte sich links, schloß seine Augen und hieb einen Herzhaken rechts, daß der Sportpalast dröhnte. Von Jonson sah man nichts mehr. Er war durch die Seile geflogen wie ein Stück Holz. Wie ein Brett klatschte er auf die Stühle im Zuschauerraum. Man hob ihn auf,



Er sprang auf das Auto zu, dessen Anlasser schon summt...

da er stark blutete. Der Ringrichter zählte. Bei acht flog ein weißes Tuch vor seine Füße. Jonson war rettungslos in der ersten Runde geschlagen. Zerschmettert. „Knock out“, brüllte die begeisterte Menge und trampelte mit den Füßen. Ihre Gunst war gerade so schnell von ihm abgefallen, wie er auch besiegt wurde: in einer Sekunde. Die

Beifallssalven knatterten wie aufpeitschendes Maschinengewehrfeuer in Rolands Ohren. Er stürzte in den Ankleideraum, riß den Mantel vom Haken, sah nach der Uhr: 9,09 Uhr. Wie ein Rasender sprang er durch den dunklen Gang auf die Straße und auf das Auto zu, dessen Anlasser schon surrte. 9 Uhr 9 Minuten und 59 Sekunden riß er den Wagenschlag auf und fiel in die Polster an die Seite der Dame von gestern: „Gesiegt“. Dann wischte er sich das Wasser von der Stirn.

Sie hob ihre Hand im weißen Handschuh: „Noch nicht. Hören Sie erst. Jonson ist mein Mann. Ich liebe ihn. Die Wetten standen 10 zu 1 für ihn. Wir brauchen Geld. Viel Geld. Mehr als bei 10 zu 1 herausspringt. Da haben wir einfach auf den Sieg von Ihnen gesetzt. Tableau, mein Plan ist gelungen.“

Sie drückte auf den Gummiball: „Halten!“ Der Chauffeur öffnete den Schlag. Sie wies auf die Straße: „Bitte, mein Herr. Steigen Sie aus.“

Wie ein Betrunkener taumelte Roland aus dem Wagen, stolperte, fiel hin, blieb in der Gosse liegen.

Und die Zeitungsjungen rasten mit den Extrablättern an ihm vorbei, und über sein Herz schrie das erbarmungslose, siegreiche Leben: „Knock out. In der ersten Sekunde knock out.“

KÖRPERBAU UND CHARAKTER



Der Körper als Ausdruck des Charakters

I. Ernährungstyp (der bekannte amerikanische Staatsmann William Taft): Breiter Körperbau, breiter Schädel, breites Gesicht.

Die Poesie aller Völker hat stets den Zusammenhang zwischen dem Aussehen eines Menschen und seinem Charakter empfunden und dargestellt. Die Wissenschaft aber hat sich erst in neuerer Zeit dieses interessanten Problems bemächtigt.

Die Körperformen sind so verschieden wie die Charaktere der Menschen; aber zwischen beiden besteht eine enge Verbindung.

Wenn man schon seit Jahrzehnten, nein sogar seit Jahrhunderten bestrebt war, hinter die Zusammenhänge zwischen Körperbau und Charakter zu kommen, so geschah dieses mehr in der Form, daß man einzelne Teile des Körpers

näher unter die Lupe nahm, wie z. B. die menschliche Hand, den Schädel und seine einzelnen Partien usw. Aber es ist ja nur natürlich, daß alle Teile des Körpers in einem bestimmten organischen und proportionalen Zusammenhang stehen und daher eine Diagnose auf Grund der gesamten Körperform in den meisten Punkten Ähnlichkeit haben muß mit Resultaten, wie diese aus der Hand, aus der Kopfform und Gesichtsbildung gewonnen werden.

Was hat dieses nun alles aber für einen praktischen Wert? Nun denjenigen, daß man Menschenkenntnis auf den ersten Blick nach besonders typischen Merkmalen sowohl lehren als auch anwenden kann. Die Begründung des Zusammenhanges von Körperbau und Charakter gab der Psychiater Kretschmer, indem er erfahrungsgemäße Wechselbeziehungen registrierte, die sich auch in der Praxis, speziell nach den Feststellungen des Oberingenieurs Tramm, durchaus bewährt haben*). Eine Symbolik der menschlichen

*) Unterscheidet Kretschmer als Mediziner den höheren (asthenischen) Menschen einerseits vom gedrückteren (pyknischen) und andererseits vom derblühigeren (athletischen), so finden wir eine ähnliche Einteilung — wie ich gleich zeigen will — auch in der von Huter begründeten Charakterkunde, seiner sogenannten Naturlehre.

Von

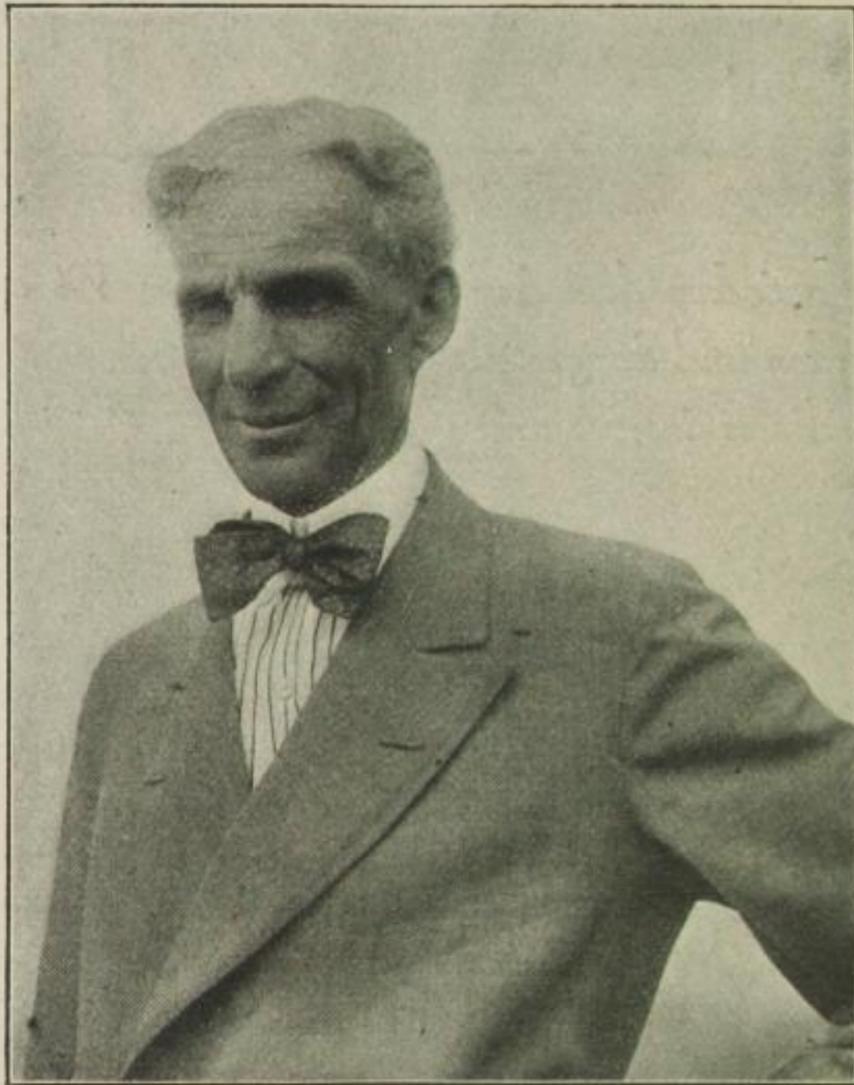
Dr. Max von Kreusch

Gestalt kennt man seit Carus; genauere Einzelheiten über den Schädel gab uns in der Grundlage Gall in seiner Phrenologie, um deren Richtigkeit allerdings der Kampf auch heutigestags noch weitertobt.

Lassen wir zunächst einmal einen Menschen von weitem sich uns nähern, so daß wir also seine Nasenspitze noch kaum erkennen können, dann fallen uns im wesentlichen nur seine ganze Gestalt und die Konturen seiner Kopfform als Ganzes auf; und diese beiden Merkmale sagen uns schon in ungefähren Zügen, wes Geistes Kind wir vor uns haben. Im Grunde genommen kann eine Persönlichkeit einer der verschiedenen Klassen von Menschen angehören: entweder dem meist gemütvollen, nach Ruhe strebenden sogenannten Ernährungstyp (Abb. 1), dem Bewegungstyp (Abb. 2) oder dem Empfindungstyp (Abb. 3). Das soll nun nicht heißen, daß der erste dauernd auf der Straße Butterbrote ißt, der zweite stets in sportmäßiger Bewegung sich befindet und der dritte in Empfindungen schwelgt wie eine Koloratursängerin, sondern für das gesamte Wesen des Ernährungsnaturells (diese Bezeichnungen rühren von Carl Huter her) ist sein Streben nach Bequemlichkeit, Behaglichkeit, Gelassenheit, Langsamkeit sämtlicher Bewegungen

durchaus charakteristisch; er hat viel Sinn für gutes Essen, trinkt auch mal ganz gerne dazu — ob Sekt und Wein oder Korn und Fusel, entscheidet oft nur die Himmelsrichtung W oder O — und ist für die Eile nicht recht zu haben; den Läufer von Marathon kann man sich auf diese Art nicht vorstellen.

Der *Bewegungsmensch* versteht einen



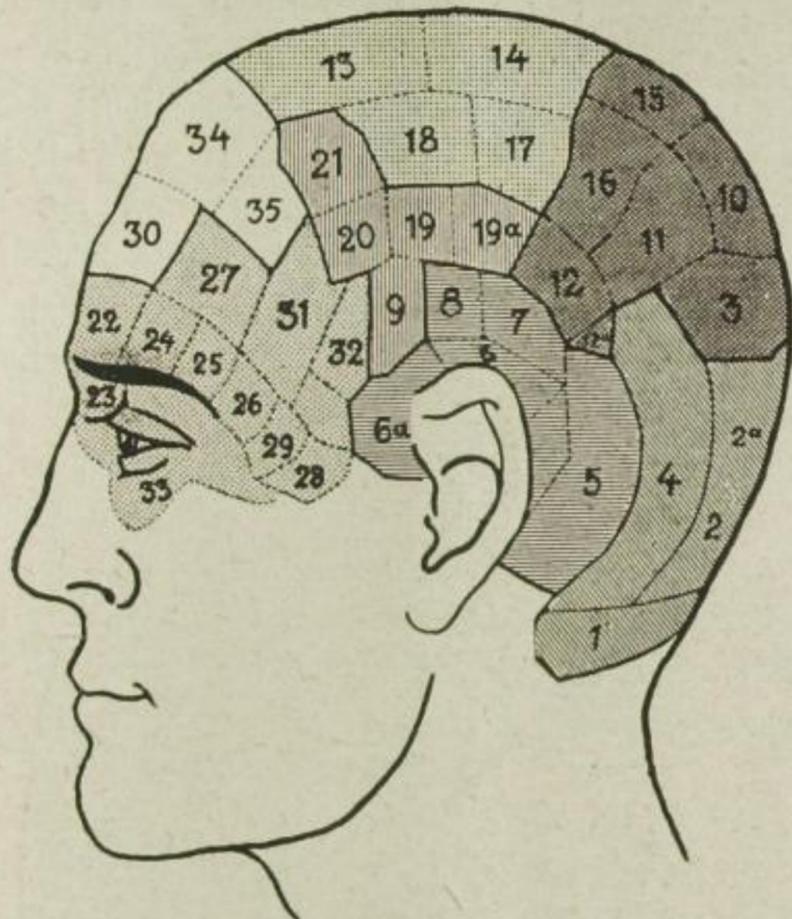
Der Körper als Ausdruck des Charakters
II. Bewegungstyp (*Der Autokönig Henry Ford*): Schmäler, schneig-kraftiger Körperbau, meist schmalgebauter Kopf.

solchen trägen Kumpanen überhaupt nicht, er haßt ihn oft sogar, denn er will nur Lebendigkeit und Bewegung sehen: er selbst bewegt sich schnell, gelenkig, frei von allen Hemmungen (Ausnahme: Gicht u. Hexenschuß); er liebt alles, was die körperlichen oder geistigen Fasern stählt.

Der *Empfindungsmensch* — zart und oft schwächlich, hochsensibel, fast



III. Empfindungstyp (*Der Schauspieler Alfred Abel als Baron Scheel in Hans Müllers „Der Schöpfer“*)
Bezeichnend ist der vorwiegend zarte Körperbau und der nach oben sich verbreiternde, stark gewölbte Schädel.



IV. Örtliche Lage der verschiedenen Sinne und Eigenschaften im Schädelbau nach Ansicht der heutigen Phrenologie.

- | | | |
|-------------------------------------|---------------------------------|---------------------------|
| 1. Geschlechtstrieb. | 11. Eitelkeit. | 22. Beobachtungsvermögen. |
| 2. Kinderliebe. | 12. Vorsicht. | 23. Formensinn. |
| 2a. Heimatliebe, Häuslichkeitssinn. | 12a. Ruhe. | 24. Größensinn. |
| 3. Konzentrationsvermögen. | 13. Wohlwollen. | 25. Gewichtssinn. |
| 4. Anhänglichkeitstrieb. | 14. Autoritätsglaube. | 26. Farbensinn. |
| 5. Kampfsinn. | 15. Festigkeit. | 27. Ortsinn. |
| 6. Tätigkeitstrieb. | 16. Gewissenhaftigkeit. | 28. Zahlensinn. |
| 6a. Nahrungstrieb. | 17. Hoffnung. | 29. Ordnungssinn. |
| 7. Verheimlichungstrieb. | 18. Glaube. | 30. Gedächtnis. |
| 8. Erwerbstrieb. | 19. Idealsinn. | 31. Zeitsinn. |
| 9. Konstruktionssinn. | 19a. Sinn für Naturschönheiten. | 32. Tonsinn. |
| 10. Selbstbewußtsein. | 20. Kontrastsinn. | 33. Sprachsinn. |
| | 21. Nachahmungstrieb. | 34. Kombinationssinn. |
| | | 35. Kritik. |

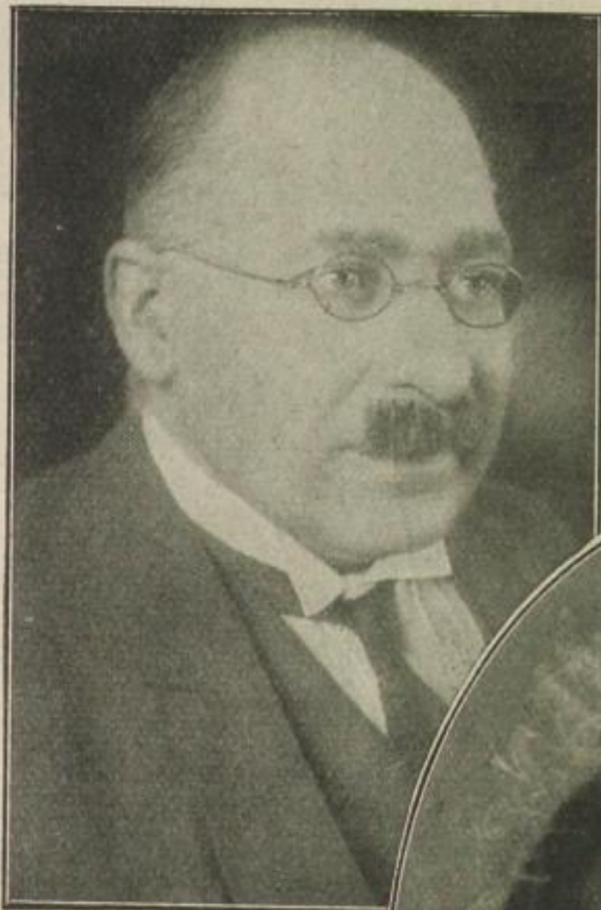
Nach Angaben von Dr. v. Kreusch gezeichnet von Paul Geyer.

ein Blümchen Rührmichnichtan, kommt graziösen oder auch zaghaften Schrittes daher, in der Bewegung wenig gestrafft, oft nur wie ein Hauch — allerdings bleibt dieses mehr auf Damen als auf Herren bezogen.

Gewiß gibt es, wie überall, so auch hier Mischungen, Übergänge, aber die Körperstruktur im Rohbau zeigt sich doch im-

mer nach einer der drei Richtungen am charakteristischsten ausgeprägt.

Die drei Grundtypen *vertragen* sich untereinander oft sehr schlecht. Jeder fühlt sich mehr zu seinesgleichen hingezogen, jeder betrachtet die Welt von einem *anderen Gesichtswinkel* aus und hält natürlich den seinen für den einzig berechtigten. Das Bewegensnaturell versteht



Phot. Photobek

V. Das Kennzeichen
des wirtschaftlich
denkenden Menschen

In der Ohrengegend auf-
fallend breite Schädelform
(Der Nationalökonom
Prof. Dr. Bergsträsser)

den faulen und fet-
ten Vielfraß vom
Ernährungsnaturell
selten; das Empfin-
dungsnaturell erach-
tet alle anderen Men-
schen leicht für zu
roh und zu wenig
zartfühlend, und der
Ernährungstyp glaubt allein von der richtigen
Einteilung eines gemütlichen Lebens etwas zu
verstehen, er sieht in allen anderen leicht
Phantasten.

Bezüglich des *Berufes* sucht jeder denjenigen
auf, der ihm am meisten gestattet, sich nach

seiner Eigenart auszuwirken. Es ist nicht gesagt,
daß alle Ernährungstypen Gastwirte werden, weil
sie dort gut essen und trinken können, aber die
Richtung der *größtmöglichen* Ruhe und Bequem-
lichkeit wird eingehalten; der Bewegungsmensch
sucht das lebhaftere, vielseitigere Betätigungsfeld,
in seiner freien Zeit treibt er vielfach
verschiedene Arten Sport. Den Empfindungs-
menschen zieht es zur Kunst, ja schließlich auch
zur verfeinerten Wissenschaft.

Unter Berücksichtigung all
dieser wesentlichen Grund-
prinzipien — natür-
lich mit noch viel
mehr Einzelheiten
verknüpft — er-
gibt sich auch die
praktische Möglich-
keit einer *Berufs-
beratung*.

*

Als ein besonders
ausgiebiger Teil



Phot.
Becker & Maaf

VI. Die Kopfform des dar-
stellenden Künstlers

Seitlich verbreiteter Schädel
(Die Schauspielerin Tilla Durieux
in Shaw's „Pygmalion“)



VII. Der hervorragende Hinterkopf
deutet auf stark betontes Selbstbewußtsein
(Der Kulturhistoriker Dr. Max Kemmerich)



VIII. Veranlagung und Kopfform

Der hohe, schmale Schädel des phantasiereichen, geistig arbeitenden Menschen (*Der Dichter Thomas Mann*).

innerhalb des Gebietes Körperbau und Charakter wurde stets die Lehre vom Schädelbau angesehen. Die Quintessenz

gane in einzelne Gruppen sein, die auch aus der obigen Abbildung ersichtlich sind.

Sehr charakteristisch für einen selbst-

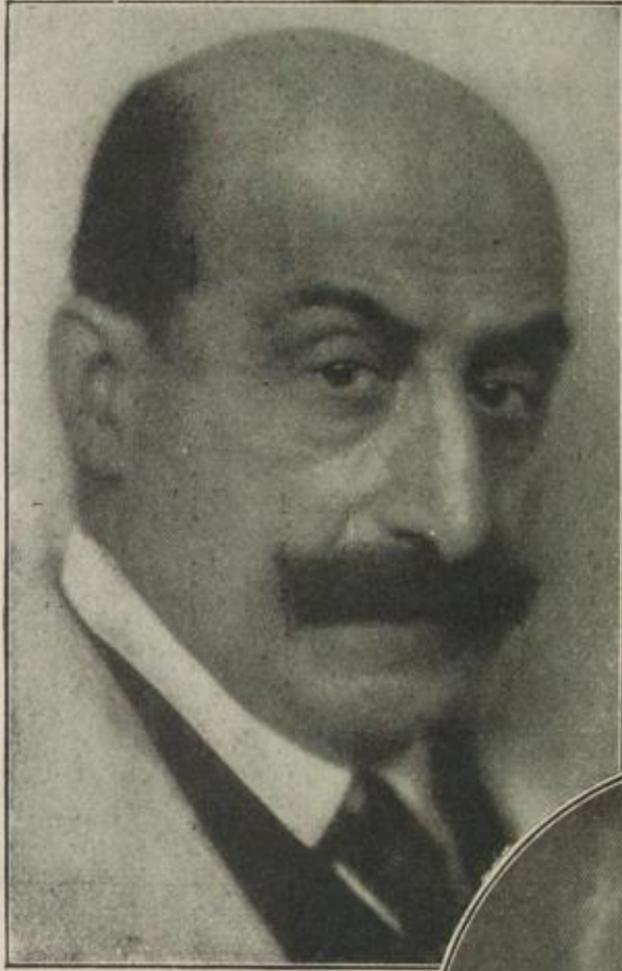
bewußten Menschen ist nämlich tatsächlich das Hervorragende des oberen Hinterkopfes — der sogenannten herrschenden Triebe (Abb. 7); hingegen ist der praktische Mensch, z. B. der Kaufmann, mit einem speziell in Gegend der Ohren breiten Schädel ausgestattet; man spricht hier von dem Komplex der praktischen Sinne, welche aber auch, nicht mit Unrecht, als selbsterhaltende Triebe angesehen werden können (Abb. 5). Weiter zeigt der Künstler, speziell der stark

der Phrenologie, welche nach Gall speziell von Spurzheim und Combe ausgebaut und von sehr eifrigen Forschern bis zu einer enormen Zahl von Organen, oder sagen wir lieber Zahlenfeldern, vermehrt wurde, möge der Leser an Hand der Abb. 4 sich vor Augen führen. Was an dieser Lehre für die charakterologische Typenkunde am vorteilhaftesten ist, kann nur eine Zusammenfassung der von Gall und seinen Nachfolgern gefundenen resp. angenommenen Or-



IX. Typischer Kopf eines bedeutenden Technikers und Konstrukteurs
Mit stark ausgeprägtem Schädel oberhalb der Ohren- und Augenlinien
(*Dr.-Ing. Karl Arnstein, Erbauer d. Z. R. III*)

Künstler, speziell der stark



Phot. R. Dübrkoop

**X. Beobachtungsgabe
und Farbensinn**

Starke Schädelbildung über
den Augen veranlaßt die
Wölbung der Brauen
(Prof. Max Liebermann)



Phot.
E. Barakovich

**XI. Merkmal des
Musikers**

Weit ausladende Stirn
(Prof. Richard Strauß)

darstellende, eine Ver-
breiterung des Kopfes
seitlich, das ist die
Gruppe der sogenannten
Kunstsinn (Abb. 6);
aber auch der *Konstruk-
teur*, *Feinmechaniker*
usw. hat die untere Partie dieser Region
(Feld 9) nicht selten hervortretend (Abb. 9).
Der etwas *Überschwengliche*, *phantasiereiche
Mensch* hat eher einen hohen und schmalen
Kopf im Gegensatz zum realen Praktiker, dem
Breitschädel (vgl. Abb. 5). Dieser ideal gerich-
tete Schädel — dessen Eigentümer aber keines-
wegs immer eine moralische Persönlichkeit ist,
wenn er auch der phrenologischen Gruppen-
einteilung nach mit guten moralischen Sinnen

(vgl. Abb. 4) ausgestattet ist — findet sich häu-
fig bei *geistigen Arbeitern*, und zwar dann in
Verbindung mit der hohen Stirn (Abb. 8). Der
dicke *speckschwartenartige Nacken* des gesellig-
keitsliebenden, etwas lüstern-leidenschaftlichen
Lebemannes dürfte jedem so geläufig sein, daß
eine bildliche Darstellung überflüssig erscheint.

Nun zur *Stirn*. In ihrem *oberen* Teil sitzen
nach Annahme der Phrenologie mehr die ver-
arbeitenden Denksinne, während im *unteren* Teil
mehr die wahrnehmenden Sinne lokalisiert sind,
so daß man in der Praxis Leute mit stark her-
vorragender unterer Stirnpartie häufig in
den Kreisen gewisser Künstler, z. B. bei
Bildhauern, Zeichnern, Malern
usw., wiederholt findet (Abb.
10, 11, 12).

Kant, der vornehm-
lich abstrakte Denker,
hat die stärkere Wöl-
bung in der oberen



**XII. Charakteristikum des bildenden
Künstlers**

Die besonders deutlich entwickelten unteren
Stirnknochen (*Tierbildhauer Janetschek*)
(vergl. auch Abb. X)

Stirnpartie, *Schopenhauer*, als der mehr beobachtende Praktiker, das hervortretende Charakteristikum mehr in der unteren Stirnhälfte. Ob hier die physiognomische *Muskulatur* nicht auch zum Teil mitspricht, ist eine andere Frage, die im Rahmen eines besonderen Aufsatzes über Physiognomik und Mimik eingehender behandelt werden soll.

Der *Musikerkopf* hat eine charakteristische Breite etwa in der Region 32 und etwas höher (Abb. 11). Den danebenliegenden Zeitsinn (Nr. 31) fand ich aber bisher nie recht bestätigt.

Die breite *Nasenwurzel* insbesondere scheint tatsächlich für guten Formensinn charakteristisch zu sein. Sehen Sie daraufhin mal Ihre Modistin oder Schneiderin an. Ist es nicht so? Wenn sie gut ist, hat sie eine breite Nasenwurzel (von vorn gesehen, Feld 23). Der Formensinn ist natürlich auch für das plastische Zeichnen sehr wichtig. Die ästhetischen Leser und Leserinnen des „UHU“ werden sich nun gegenseitig in der Straßenbahn und im Autobus, ja schließlich auch auf Stadt- und Untergrundbahn daraufhin prüfen. Bitte Klemmer abnehmen! (Leute übrigens,



Phot. Ufa

Körperbau und Charakter: Der Empfindungstyp

Die Filmschauspielerin Lil Dagover beobachtet sich selbst in ihren Rollen; in der Aufnahme treten die besonderen Kennzeichen (zarter Körperbau, stark gewölbter Schädel) gut hervor.

die meinen, man könne die von den Phrenologen angenommenen Organe nach Millimetern messen, sind auf dem Holzwege. Nur das Typische sollen wir vorerst sehen lernen, weil die lokale Feststellung der ganz spezifischen Eigenschaften teilweise noch umstritten ist.)

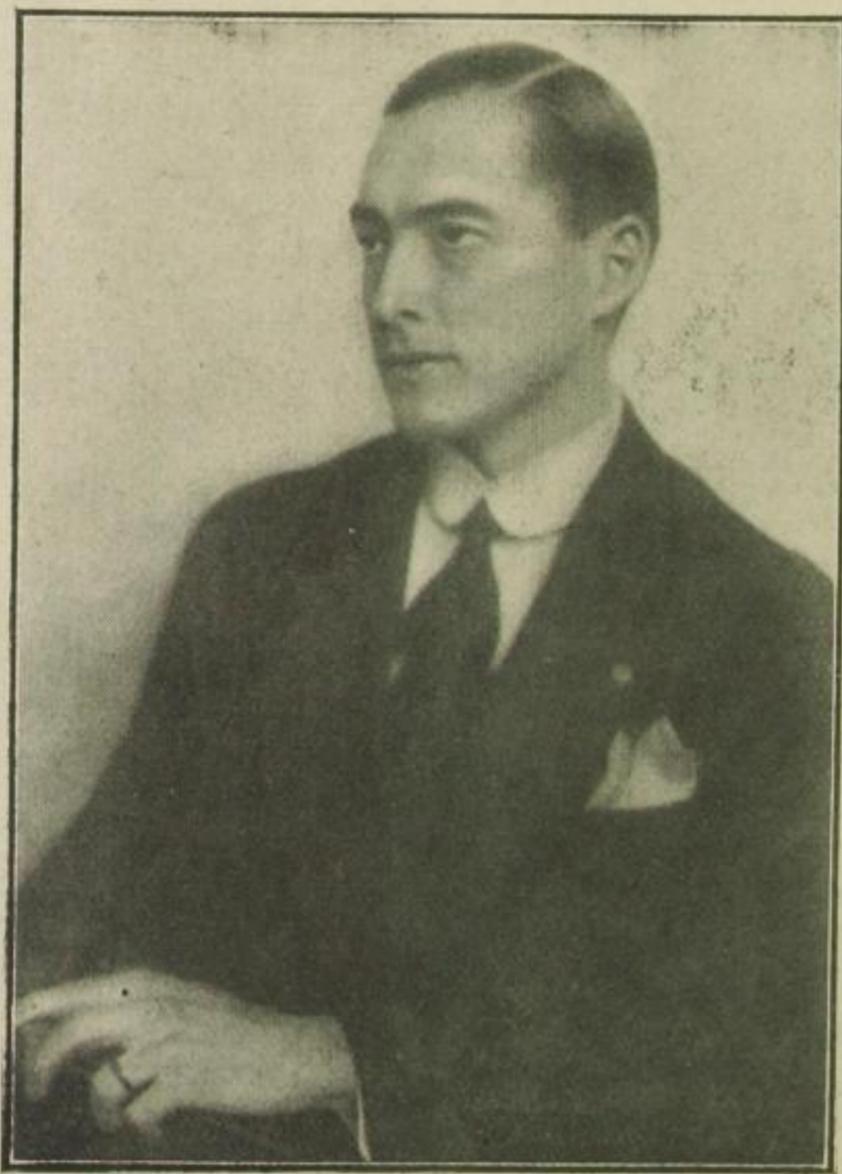
*

Auch genaue Messungen kann man natürlich am Körper und speziell auch am Kopf, als Teil des Ganzen, vornehmen, welche charakterologisch durchaus wertvoll sind. Die engen Wechselbeziehungen erhellen schon allein daraus, daß die Kopflänge meist ein Achtel der gesamten menschlichen Länge ausmacht. Die exakte Registrierung der Indexzahlen und die erfahrungsgemäße Herstellung ihrer eingehenden Beziehungen zum Charakter gelang in dieser Art zum erstenmal Bürger-Villingen, welcher mit seinem Plastometer alle Gehirnpartien in bezug auf ihre Größe und Entfernung von der Ohrenachse zahlenmäßig aufnehmen und ausdrücken konnte und selbst kleine

Veränderungen des Schädels, welche mit der gleichzeitigen Veränderung der Wesensäußerungen nachweislich Hand in Hand gehen, festzustellen in der Lage war. So erhält man Beziehungen der gesamten Körperstruktur zum Schädelbau und des Schädelbaues als des Sitzes des Gehirnes am genauesten zum Charakter.

Viel Wesentliches zeigt uns also der Kopf, sofern man sich nicht einseitig zu sehr in Einzelheiten verliert und vorerst noch die Phantasie mit der Vieldeutigkeit der Begriffe spielen läßt. Man hat in der Graphologie die physiologische

Bewegung mit entsprechenden psychologischen Bewegungen in Verbindung gebracht und ist zu durchaus sicheren Schlüssen gekommen; was man dort außerorganisch tat, tut man bei dem Thema Körperbau und Charakter bezüglich der organischen Äußerungen der menschlichen Seele und findet, wie ich hier kurz gezeigt habe, vieles praktisch durchaus Wertvolle. Schütteln Sie nicht Ihr Haupt — auch das ist charakteristisch!



Phot. Trude Fleischmann

Eine der häufigen Verbindungen von Empfindungs- und Bewegungstyp (*Der Führer der Pan-Europa-Bewegung Graf Richard N. Coudenhove-Kalergi*).



Zeichnung von H. M. Bateman

Angewandte Wissenschaft

„Sich mal, was der Junge für Beulen hat – sind das nun Zeichen von Intelligenz oder bloß Mückenstiche?“

Kinder aufsitzen

Die Lehrerin einer Berliner Volksschule hat aus den Schularbeiten ihrer 7- bis 10jährigen Schüler und Schülerinnen eine Reihe von Geschichten gesammelt. Wir veröffentlichen hier einige, die bereits die verschiedene Individualität der schreibenden Kinder erkennen lassen: gute Beobachtung von Menschen und Situationen, Distanz zu den Erwachsenen und deren Interessensphäre und das langsame, tastende Hineinwachsen in die Welt der Großen. Auch die besonderen seelischen Neigungen künden sich schon darin knospenartig an, wobei das Milieu stets deutlich hervortritt.

Erlebnis.

„Als wir gestern abend in der Stube saßen, sagte mein Papa: Kurt, hast du nicht gestern in der Zeitung gelesen, daß ein Mann einen Kopf von einem Grünen in dem Müllkasten gefunden hat?“ Ich suchte mir gleich die Zeitung hervor und suchte überall herum, aber ich fand es nicht. Als ich die ganze Zeitung durchgesucht hatte, sagte ich zu meinem Papa: „Papa, ich hab' es nicht gefunden.“ Auf einmal sagte mein Papa „Ich wollte dich ja nur verkohlen. Das war ja ein Kopf von einem grünen Hering“ Da mußten wir alle lachen und mein Papa sagte „Da habe ich einen Dummen gefunden.“ Vorige Woche waren meine Eltern und ich zum Maskenball. Wir erlebten dort sehr viel. Als wir ankamen, hatte meiner Tante Sohn

schon einen sehr schönen Platz besorgt, und sogar unter einer Laube. Es kamen viele Masken, worunter mein Papa, mein Bruder, und meines Bruders Freundin steckten und noch mehrere fremde Masken. Nun ging das Suchen los. Mein Papa wurde zuerst erkannt. Dann mein Bruder und zuletzt die Freundin. Als ich meinen Bruder erkannte, ging ich hin und wollte ihm ein Praline geben. Da zeigte er mir einen Vogel und ich rannte wieder weg. Dann machten die Masken eine Polonaise. Worauf der Tanzmeister die Masken zur Demaskierung aufforderte. Dann fing das Tanzen richtig an. Verschiedene Tänze waren sehr kurz. Deshalb sagte der Tanzmeister zu der Kapelle „Mein süßer Bobby, noch ein Schwänzchen ran“. —

*

Ohne Antwort.

„Als ich Montag zur Geigenstunde ging, sagte ein fremder Junge zu mir: „Na, Dicker, wo willst du die Leiche abholen mit deinem kleinen Kindersarg. Mein Geigenkasten sieht nämlich wie ein kleiner Kindersarg aus. Ich dachte, laß ihn doch reden und ich gab ihm keine Antwort. Als ich beim Musiklehrer war, fragte mich ein Junge der auch mit mir zum Unterricht geht: „In welche Schule gehst Du“ In die weltliche erwiderte ich. Na da lernt man ja nichts sagte der Junge. Eben so viel so wie in der christlichen lernen wir da, nur keine Religion erwiderte ich. Na wer hat dich denn geschaffen? fragte der Junge. Die Auskunft kann ich dir nicht geben, sagte ich, vielleicht weißt Du's? Der Junge ging weg ohne zu antworten.

*

Der Klapperstorch.

„Als ich gestern zu meiner Tante kam, sagte meine Tante: Anna, bei uns hat der Klapperstorch ein kleines Mädgel gebracht! Ich sagte: „Auch noch der Schmerz.“ Meine Tante sagte „Du hast es ja noch gar nicht gesehen. Ich ließ es mir zeigen. Das war aber winzig. Die Nase war ein cm lang und ihre Körperlänge war ein Dreiviertelbrot, größer war sie nicht. Die kleinen Hände waren ganz blau und kalt in dem gut geheizten Zimmer und ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß ich einmal so klein gewesen war. Meine Kusine freute sich sehr, denn der hatte

der Klapperstorch noch eine Puppe und eine Tafel Schokolade mitgebracht.“ —

*

Der Traum einer Berlinerin.

„Kommst du mit, sagte meine Freundin zu mir, „Ja, wohin denn?“ „Wir machen eine Wolkenpartie mit unserem Verein. Ich sagte ja! Am nächsten Morgen machte ich mich früh auf, um zu dem Wolkenbahnhof zu gelangen. Ein Schreck! Ich hatte ja ganz vergessen, wo sich eigentlich der Wolkenbahnhof befindet. Doch nach langem Suchen fand ich ihn in der Nähe des Bahnhofs Frankfurter Allee. Eben fuhr eine Wolke mit dem ganzen Verein fort. Ich sprang auf eine andere Wolke und fuhr ihm nach. Endlich holte ich sie ein. Wir fuhren eine ganze Weile. Plötzlich zerfloß sie in kleine Wölkchen. Alle Mitfahrer fielen ins Meer, und ich aus dem Bett.“

*

Dies ist ein Aufsatz, den eine kleine Siebenjährige schrieb:

Die Hexe in London.

Mutterle ich möcht ein Butterbrot geh in Keller. Mutterle, da ist eine Hexe die macht Huh. Geht alle Kinder in Keller. Die Hexe macht Huh. Mutterle das ist eine Hexe. Jetzt gehe ich einmal hinunter, ach, das ist ja blos so ein Mehlsack. Die Mutter fragt die Hexe: was essen sie, Menschenfleisch, was trinken sie menschenblut, was ist ihre Arbeit, Augen ausstechen. Mehlsack.“

Eine unnötige Backpfeife.

„Eines Abends ging ich in den Milchladen, ein Brot holen. Als ich im Milchladen war, bekam ich eine mächtige Backpfeife. Ich drehte mich um und sah, daß es ein bekannter Junge von der Frau des Milchladens war. Er behauptete, ich hätte einen Tag zuvor den Ladentisch mit Kreide beschmiert. Dabei war es ein Mädchen, die unter uns wohnt. Ich nahm mein Brot, bezahlte, weinte und ging dann raus. Als ich oben war, erzählte ich es meinen Eltern. Gleich danach klingelte es und es war der Junge, der mir die Backpfeife gegeben hatte. Er kam abbitten. Meine Mutter schimpfte ihn aus und sagte: „Du gehst in die hohe Schule und Erwin geht in die weltliche, du müßtest doch mehr Schliff haben wie Erwin!“ Da fing er an zu weinen und ging dann auch runter.“

Mein Erlebnis.

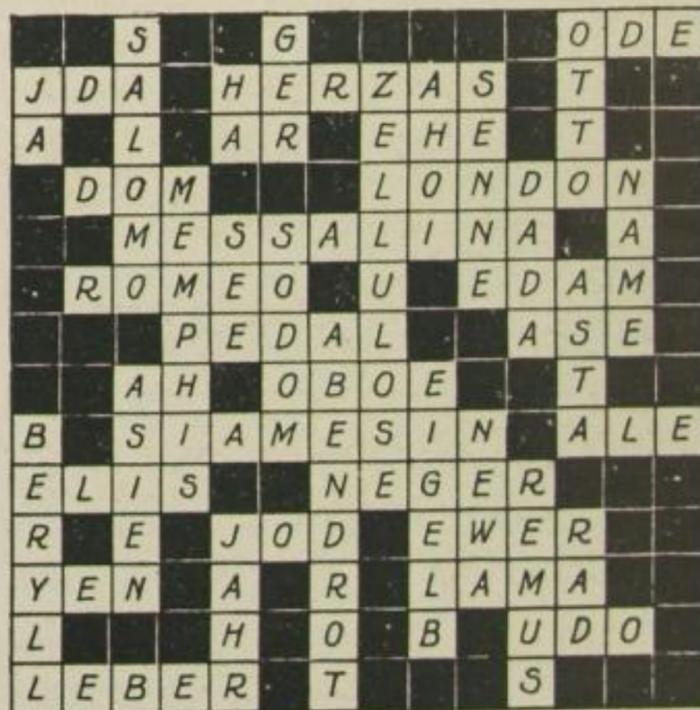
Gestern früh saß ich auf unserem Stuhl und wollte Schularbeiten machen. Als ich die Feder eintauchen wollte, da machte ich eine falsche Bewegung und der Stuhl flog um. Da schrie ich: „Au, das tat aber weh! Friedel, heb mich mal auf. Mein Bein tut so weh!“ Da kam sie angerannt und sagt: „Mensch was hast du gemacht!“ „Nischt weiter, ich bin nur umgekippt!“ „Aber was kommt denn da vom Schreibtisch runtergelaufen?“ „Ach du meine Güte, das ist ja die Tinte und das Schreibpapier ist auch alles versaut!“ „Na, warte du kriegst ja!“ Als wir den Stuhl hochhoben, da war der auch noch zerbrochen. „Na, Erich det gibt ja was!“ Nach einer Weile kam mein Papa, aber Keile kriegte ich nicht. Da fiel mir das Erlebnis ein und ich sagte det Erlebnis kam mir wie gerufen!

Lösung unseres Kreuzworträtsels in Uhu Nr. 5.

Anweisung zum Raten.

Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das soviel Buchstaben hat, wie weiße Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind.

Die Bedeutung des Wortes und seinen Verlauf — wagerecht oder senkrecht — geben die unter jedem Rätsel befindlichen Wortbezeichnungen an.



DAS GEHEIMNIS VON BENIN

Fortsetzung von Seite 13

geleistet hätte, und die, die dazu zu arm waren, hatten wenigstens Tiere geopfert. Die Reste von ihnen lagen in Haufen vor dem Hause und verwandelten die Stadt in ein Pesthaus.

Und dann erst die Leichenschächte. Aus einem von ihnen wurde ein Jakri-Junge mit Stricken herausgezogen, der erzählte, daß er fünf Tage unter den Leichen gelegen habe. Aber es schien ganz unglaublich, daß er es solange ausgehalten hatte. Ein oder zwei Tage in solcher Lage hätten selbst einen Neger töten müssen.

Alles war voll Blut. Die Bronzen, das Elfenbein, selbst die Mauern waren mit Blut bedeckt und erzählten so die Geschichte der schrecklichen Stadt klarer, als es je durch Worte geschehen könnte. Durch Jahrhunderte hatten hier der Irrsinn und das Verbrechen gewütet. Nicht die Grausamkeit eines einzelnen Königs, nicht eine einzelne blutige Regierung, sondern die Religion des Volkes, wenn man das Wort Religion hier gebrauchen darf, war dafür verantwortlich. Das Juju-System der Menschenopfer herrschte in einem Umkreis von Hunderten von Kilometern, und es war wahrscheinlich, daß es in der früheren Blütezeit der Stadt noch viel grausamer geherrscht hatte. Auch in den benachbarten Negerstaaten pflegten Häuptlinge einen Sklaven zu töten, wenn sie ihrem Vater oder sonst einer verehrten Person eine Botschaft ins Schattenreich senden wollten. Auch die Frauen und Sklaven eines vornehmen Mannes wurden an seinem Grabe getötet, um ihm den Aufenthalt im Jenseits zu verschönern. In Benin aber hatten die Greuel des Menschenopfers, zum Teil aus bloßer Mordlust und um die Nachbarstaaten einzuschüchtern, ganz besonders entsetzliche Formen angenommen.

Im Innersten erschüttert, gab der Kommandant der englischen Strafexpedition den Befehl, die Stadt niederzubrennen. Nie wurde ein Kommando freudiger erfüllt. Eine Stunde später flammte es an einem Dutzend Stellen zu gleicher Zeit auf, und ehe die Sonne sank, war Benin ein wüster Haufen von Schutt und Asche. Ein unvorstellbarer Tiefstand

von Kultur, Gesittung und Empfinden hatte sich den schauernden Europäern enthüllt, die sich entsetzt von diesem Pfuhl des Mordes und des Schreckens abgewandt hätten, wenn nicht die ganz seltsamen, ganz unerklärlichen Funde, die in der eroberten Negerstadt gemacht wurden, die Blicke der Anthropologen und Kunstliebhaber immer wieder auf das dunkle barbarische Land hingezogen hätten.

In der eroberten Stadt wurden in verdeckten Schächten und scheunenartigen Gebäuden Bronzeplatten, Elfenbeinschnitzereien und Korallenarbeiten gefunden, von denen ein kleiner Teil einige Monate später in London versteigert wurde, wo Felix von Luschan als einer der ersten ihren großen Kunstwert erkannte und den Hauptteil der Funde für sein Museum erwarb.

Das Rätsel von Benin — es sind Altertümer, große Bronzeußstücke mannigfaltigster Art, die beweisen, daß das wilde Negervolk nicht nur über eine auch von der europäischen Technik kaum überbotene Fertigkeit in der Kunst, Metalle zu legieren und zu gießen, verfügte, sondern daß es in Benin auch ganz große bildende Künstler gab, die durch eine barocke Verschmelzung von Malerischem, Plastischem und Architektonischem eine hohe Stufe sehr eigentümlicher, aber auch sehr fesselnder bildnerischer Darstellung erreichten. Benvenuto Cellini hätte die Bronzen nicht besser gießen können und niemand weder vor ihm noch nach ihm bis auf den heutigen Tag. Die Neger von Benin haben das schwierige Verfahren des Gusses „nach der verlorenen Form“ virtuos beherrscht. Sie verstanden es, einen Kern aus Ton zu formen, um diesen herum eine dünne Wachsschicht des Modells zu legen, dann die äußere Umhüllung aus einer feinkörnigen geschlemmten Masse zu bilden, die nach dem Erstarren die völlig nahtlose Hohlform bildete. In diese Form gossen sie das flüssige Metall, das nach dem Zerschlagen der Hülle in der gewollten Gestalt zutage trat. So schufen die barbarischen Neger wunderbare Rundfiguren von Hähnen, Leoparden und Schlangen, die in riesigen acht bis zehn Meter langen Exemplaren auf den steilen Dächern der Tortürme der Residenz

angebracht wurden. So gossen sie die wunderbaren Reliefs mit den eigenartigen Darstellungen aus dem Hof- und Volksleben, mit den Gestalten der Könige und Fürsten, so schufen sie im dunkelsten Afrika eine merkwürdige plastische Kunst, deren Entstehen und Werden auch heute für uns noch völlig ungeklärt ist. Wie dieses hohe künstlerische und technische Können in dem grausamen Negerreich am Niger sich entwickelte, das ist das Geheimnis von Benin.

Die Wissenschaft hat bisher keine befriedigende Lösung dafür gefunden. Sowohl die große Zahl der erhaltenen Kunstwerke als auch ihr ungleicher Wert lassen es durchaus ausgeschlossen erscheinen, daß die Arbeit eines einzelnen Mannes, etwa gar eines einzelnen Europäers, der zufällig an den Hof des Königs von Benin gekommen wäre, vorliegt. Es ist vielmehr offenbar, daß es sich um die Arbeit einer ganzen Schule handelt, die vielleicht mehrere Menschenalter tätig war. Ganz ungewiß ist es aber, ob sich die Gußtechnik von Benin, die wir jetzt anstaunen, aus eigenen unscheinbaren Anfängen zu ihrer großartigen Höhe erhoben hat, oder ob eine portugiesische, italienische oder vielleicht deutsche Anregung den Anstoß zu ihrer Entwicklung gab. Felix von Luschan, der diese Fragen in seinem monumentalen Werk „Die Altertümer von Benin“ behandelt, spricht auf Grund seiner Forschungen die Ansicht aus, daß die Kunst von Benin allen alten und neuen Einwirkungen zum Trotz bodenständig im besten Sinne des Wortes, daß sie „rein afrikanisch, durchaus und ausschließlich afrikanisch“ ist. Doch vielleicht ist dies nur eine vorläufige Antwort, vielleicht findet ein späterer Forscher eine andere Lösung für das Rätsel von Benin, das der Wissenschaft und der Phantasie so viele dunkle Fragen stellt und dessen Geheimnis bisher noch nicht enthüllt werden konnte.

(Die Abbildungen sind dem Werke „Altertümer von Benin“ von F. von Luschan entnommen, erschienen im Verlage Walter de Gruyter & Co.)

Redaktionelle Notiz: „Willy“, der Verfasser des im Januarheft des „Uhu“ veröffentlichten Aufsatzes „Was man sich von Lloyd erzählt“, legt Wert auf die Feststellung, daß der Artikel ausschließlich von ihm herrührt und nur die Einleitung von Karel Capek stammt.

DER GESTREIFTE ELEFANT

Fortsetzung von Seite 53

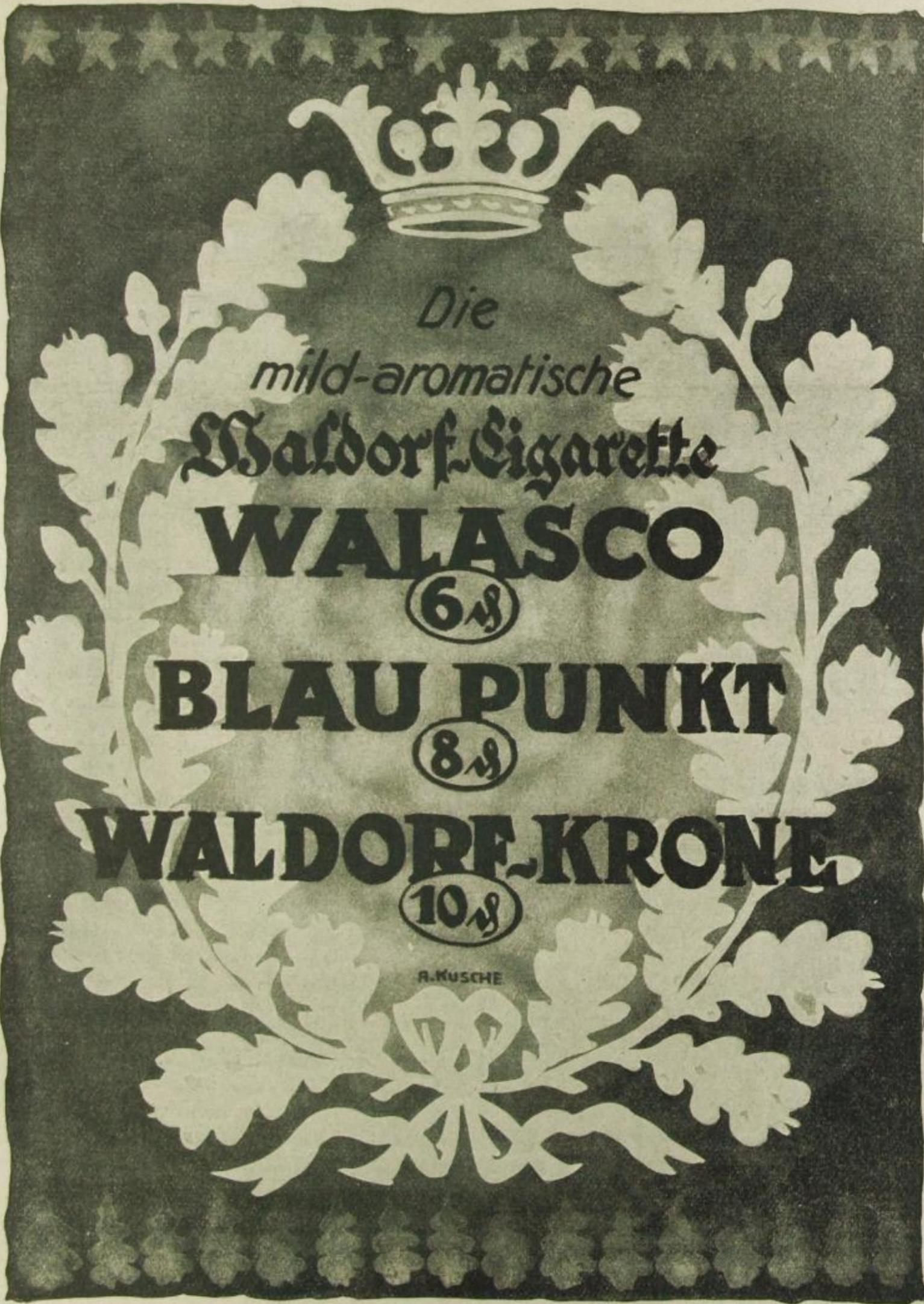
Übrigens hatte auch der Direktor, in richtiger Voraussicht meiner bolivianischen Erfolge, bei Hagenbeck für Bolivien zehn Elefanten bestellt. Unglücklicherweise auf eigene Rechnung und via Buenos Aires. Warum verläßt sich ein Direktor nicht auf seinen Manager? Hagenbeck schickte entgegen meiner Ordre vier Bullen und eine Kuh. Ich erfuhr das später erst, als wir schon wieder in den U. S. A. waren. Aber doch noch rechtzeitig genug: ich machte Schadenersatz für entgangenen Gewinn geltend, weil der Raritätswert des von mir an einen Hotelier am Titicacasee — gegen prozentuale Gewinnbeteiligung — zu Ausstellungszwecken verkauften Elefanten gemindert war durch die Möglichkeit einer Züchtung. Hagenbeck, der in dieser Beziehung äußerst nobel ist, zahlte mir sofort 100 engl. Pfund. Leider legte ich das Geld in den unseligen Krokodilen an, mit denen ich in Abessinien arbeiten wollte. Ich blieb auf meinen 128 Zoll garantiert fünfhundertjähriger Krokodile sitzen, weil inzwischen mein Konkurrent Month vom Century-Trust mit seinen nur achtzigjährigen, mikrigen Biestern Abessinien abgegrast hatte.

*

III. Der Kampf um den Vollbart.

Mit den Abnormitäten unserer Sideshow hatten wir in der letzten Zeit kein rechtes Glück gehabt. Der Mann mit der blauen Haut war zum einfachen Neger nachgedunkelt, die Liliputaner fingen im fünften Jahre ihres Engagements plötzlich an zu wachsen, Lotte, die dickste Dame der Welt, magerte ab, so viel sie auch Tag und Nacht fraß. Wenn sie auf dem Podium saß und ihrer verpfuschten Karriere nachtrauerte, war sie das Symbol unserer ganzen Sideshow.

Mr. Kalbfleisch, Reisender in Abnormitäten, saß in meinem Büro und zeigte mir seine Muster, d. h. Photos seiner angeblich neuesten, noch nie dagewesenen Attraktionen. Ich war in schlechter Stimmung. „Sehen Sie



Die
mild-aromatische

Waldorf-Cigarette

WALASCO

6s

BLAU PUNKT

8s

WALDORF-KRONE

10s

R. KUSCHE



Uraltetes Lavendel-Wasser

DER ZARTE, KÖSTLICH ERFRISCHENDE WOHLGERUCH

PARFUMERIE
GUSTAV LOHSE
BERLIN

GEGR.  1831

Ike Rose an," hatte mir der Direktor vorwurfsvoll gesagt, „der hat die Siamesischen Zwillinge gehabt und die Saharet noch dazu geheiratet. Das sind Geschäfte —, mein Lieber.“ Wenn er „mein Lieber“ sagte, war meine Lage kritisch, dann hatte sich mein Konkurrent, der Month, dieser skrupellose Mensch, um meine Stellung beworben. Es hieß aufpassen! Aber, weiß der Teufel: was der Mr. Kalbfleisch da hatte, war alles Dreck. Mit diesen Tätowierten, die nachher von jedem Matrosen übertroffen wurden, diesen Riesen, die ohne ihre Einlagestiefel nicht größer waren als ich, diesen fünfbeinigen Schweinen, deren angeblich fünftes Bein sich nachher als ein bedeutungsloser Knubbel herausstellte, diesen Damen ohne Unterleib, die dann ein Kind nach dem anderen bekamen — mit diesen ganzen Attraktionen waren keine Bilder rauszustecken. Kalbfleisch bot mir Extraprozente an, aber ich konnte als ehrlicher Diener meines Herrn das Geschäft nicht abschließen. Nein, keinesfalls! Keinesfalls für lumpige 10 Prozent. Kalbfleisch packte ein und schwor, zur Konkurrenz zu gehen.

Man muß als Manager eines Zirkus seine Ohren überall haben. So hörte ich aus dem Gespräch zweier Stallburschen, daß Sarrasani eine Dame mit einem wundervollen Vollbart in seiner Sideshow hätte. Ich ging der Sache nach. Sie stimmte. Die Dame existierte, und der Vollbart existierte, und beides miteinander, was das Entscheidende für mich war; denn gewöhnlich ist die Sache so: ist es eine Dame, dann hat sie keinen Bart, oder der Bart ist da, dann ist es aber keine Dame. Sarrasani war in Südamerika. Ich mußte also, um die Bartdame zu bekommen, die Fahrt von New York nach Buenos Aires machen. Aber, was tut man nicht alles für die Firma! Ich nahm reichliche Reisespesen und gondelte ab.

In der Tat: das Publikum strömte in Sarrasanis Sideshow, der Bart war eine Attraktion ersten Ranges. Ein köstlicher Bart fürwahr. Kaum hatte ich die Show betreten, da hatten mich die Angestellten auch schon erkannt, und bald darauf kam Sarrasani selber angelaufen, um mich zu begrüßen. Von da ab konnte ich keinen Schritt

mehr allein unternehmen, denn der alte Fuchs wußte natürlich sofort, weswegen ich nach Buenos gekommen war. Ich versuchte zunächst die Sache in Güte, bot doppelte und dreifache Abstandssummen, bot als Tauschobjekte drei Elefanten, eine Indianershow, ein vollständiges Tent schließlich. Vergeblich — er wollte seine Bartdame nicht hergeben. Durch unterirdische Verbindungen verschaffte ich mir eine Abschrift des Kontraktes der Bartdame, die Sarrasani übrigens streng in ihrem Wagen bewachen ließ, und stellte fest, daß er diese wunderbare Abnormität drei Jahre verpflichtet hatte, mit allen Schikanen der Konventionalstrafen usw. Ich reiste ab.

Das heißt, ich reiste nicht ab, sondern blieb in Montevideo. Vertrauensleute hatte ich mir bei Sarrasani beschaffen können. Ihre Nachrichten wartete ich nun ab. Nach einer Woche bangen Wartens bekam ich einen Tip: der Mann der Bartdame — ein Gentleman, der von dem 60 Zentimeter langen Bart ausgezeichnet zu leben gewohnt war — hatte Krach bekommen mit der letzten Aztekenkönigin. Ich versuchte, die Unzufriedenheit dieses Bartgatten zu schüren, aber ohne Erfolg; doch behielt ich ihn im Auge. Bald darauf hörte ich, daß er in eine merkwürdige Verlegenheit gekommen sei: er hatte sein Gebiß — aus purem Golde übrigens, seinem Einkommen entsprechend — dem Ausrufer vor der Bude geliehen, und dieser Mann weigerte sich, es zur festgesetzten Frist zurückzugeben. Bei diesem Gebiß hakte ich ein. Ich ließ den Ausrufer nach Montevideo kommen und zahlte ihm eine hohe Gage. Dann sorgte ich dafür, daß im Umkreis von 5 Kilometern um den Zirkus Sarrasani kein Zahnarzt dem Bartherrn ein Gebiß anfertigte. Gesamtkosten: 5000 Pesos. Dann ließ ich bei Sarrasani durchsickern, wo sich das unentbehrliche Goldgebiß befinde. Die erste Folge war ein Auslieferungsantrag des Direktors gegen den entflohenen Ausrufer. Natürlich hatte das gar keinen Zweck, denn wir befanden uns auf uruguayischem Staatsgebiet, und als politisches Verbrechen konnte selbst Sarrasanis Advokat die Entwendung des Gebisses nicht definieren.

Prüft alles und behaltet das Beste!

*Ein alter Vers ist umzubauen:
Wer Sorgen hat, hat „Egon Braun“*

**EGON BRAUN
AUSLESE**
WEINBRENNEREIEN * HAMBURG

Es dauerte auch nicht lange, bis ich meinen Zweck erreicht sah: der Gatte der Bartdame schrieb mir — hinter Sarrasanis Rücken, wie er bemerkte —: welche Bedingungen ich für die Rückgabe des Gebisses stellte? Meine Antwort war: vier Jahre Engagement für seine Frau. Er telegraphierte ab. Ich ging mit einer höheren Gage heran. Ohne Erfolg. Ich wartete. Endlich wieder eine Anfrage. Ich legte noch die Hälfte zu. Gegen das Vierfache dessen, was er bei Sarrasani bekommen hatte, erhielt ich endlich seine Zusage. Er stellte aber die Bedingung: Vorauszahlung der Gage auf drei Jahre. Der Spaß kostete mich insgesamt schon 32 000 Pesos.

Als ich die Bartdame mit ihrem Mann an Bord hatte, dazu allerdings diesen Ausrufer, mit dem ich nichts anfangen konnte, war ich heilsfroh. Ein wunderbarer Vollbart, wirklich fest angewachsen und reichlich einen halben Meter lang! Ich konnte stolz sein auf diesen Erfolg.

Als ich, kurz vor der Landung in New York, eines Mittags in die Kabine der Bart herrschaften komme, sitzt da die ganze Gesellschaft fröhlich beim Kartenspiel zusammen. Nur die Bartdame fehlt. Statt dessen ist da ein Weib mit einer roten Nase, fettglänzendem Gesicht, die ich noch nie gesehen habe. Das Trio grinst mich an. Ich erkenne — Entsetzen —, meine Güte: die Bartdame, rasiert, ohne eine Spur von Bart! Sprachlos, gelähmt knicke ich zusammen wie ein Taschenmesser. „Sehen Sie, Mr. Cola,“ sagt der Gatte der ehemaligen Bartdame, „nun werden wir mal ein Jahr Pause machen. Bei Sarrasani haben wir genug verdient, und Sie haben uns auch noch anständig draufgezahlt. Da kann man sich das erlauben. Schönen Dank für die Reise!“

Und bei der Landung in New York wird mir ein Telegramm an den Dampfer gebracht: „Danke bestens für die 10 000 Pesos, die Sie mir durch die Bartdame überwiesen haben, deren Kontrakt übrigens nur noch einen Monat gedauert hätte. Viel Vergnügen in Amerika! — Sarrasani.“

(Autorisierte Übertragung aus dem Englischen von A. H. Kober. Zeichnungen von Godal.)

ERBPRINZ ODER BETRUGER?

Fortsetzung von Seite 74

indem sie 1875 die Urkunden über die Not- taufe, Sektion und Bestattung des am 16. Oktober 1812 verstorbenen Kindes veröffent- lichte. Aber die Anhänger der Prinzen- theorie konnten erwidern: man habe ja nicht bezweifelt, daß damals ein Kind gestorben und begraben sei, sondern daß dies Kind der Erbprinz gewesen sei; und das stand allerdings nicht ausdrücklich in den Ur- kunden. Angesichts dieses Mangels schlüssi- ger Dokumente pro oder kontra — dem auch schwerlich die jetzige Öffnung der Archive, von der man soviel erhofft, abhelfen wird — kann man also nur untersuchen, ob nach der ganzen Sachlage und nach dem Charakter der in Betracht kommenden Personen einige Wahrscheinlichkeit für die Annahme eines so furchtbaren Verbrechens besteht. Da muß nun zunächst darauf hingewiesen werden, daß mit der Beseitigung des 1812 geborenen Erbprinzen ja noch durchaus keine Gewähr für das Erlöschen der echten Zähringerlinie gegeben war, da damals sowohl Karl wie seine beiden Oheime noch Söhne zeugen konnten (wie es z. T. auch geschah). Und ferner: ist schon die oben angeführte Er- klärung des Rätsels, daß man den Prinzen nicht tötete, sondern einkerkerte, höchst un- wahrscheinlich (denn durch ein späteres Wie- derauflebenlassen des totgeglaubten Thron- erben hätten die Täter ja in erster Linie ihre eigenen Absichten vereitelt), so fehlt vollends dafür, daß man ihn im Mai 1828 auf so merkwürdige Art in Freiheit setzte und dann bald darauf umbrachte (was man doch vorher bequemer hätte haben können), jeder auch nur halbwegs plausible Grund. Was sodann die in Betracht kommenden Personen betrifft, so kann jedenfalls von Ludwig von Bayern mit aller Bestimmtheit behauptet werden, daß mit seinem zwar überspannten, aber lauterem und humanen Charakter ein derartiges Verbrechen, mag man es auch noch so sehr abzuschwächen suchen, unter keinen Umständen vereinbar ist. Nicht ganz so unbedingt läßt sich von dem badischen Ludwig das gleiche sagen. Er erfreute sich bei seinen Untertanen wie bei seinen Verwandten geringer Sympathie. Er

Tai Tai



**Ein Parfüm von überragender Stärke, köstlichster Duftfülle
und vornehmster Eigenart!**

*Kleine Originalflasche M. 5 - , mittlere Originalflasche M. 7.50, große Originalflasche M. 12.-
Probeflasche M. 1.- und M. 2.-*

<i>Tai Tai Seife</i>	<i>Tai Tai-Toilettewasser</i>	<i>Tai Tai-Zimmerparfüm</i>
<i>Tai Tai Fester Puder</i>	<i>Tai Tai-Kopfwasser</i>	<i>Tai Tai-Badesalz</i>
<i>Tai Tai Toilettepuder</i>	<i>Tai Tai-Brillantine</i>	<i>Tai Tai-Riechkissen</i>
<i>Tai Tai-Talkpuder</i>	<i>Tai Tai-Hautcreme</i>	<i>Tai Tai-Geschenkkasten.</i>

J. G. MOUSON & Co. / Gegründet 1798 in FRANKFURT a. M.



Lixator

Die
automatische
Leimglasröhre

Läßt den Leimtopf und die Klebstoff-
tube weit hinter sich! Stets sauber und
gebrauchsfertig! Kein verkrusteter
Pinsel! Kein vertrockneter Klebstoff!

Durch alle Papiergeschäfte zu beziehen!

Wo nicht:

PIKSATOR-VERTRIEB
ALBERT BRAUN
BRESLAU 5
GRÄBSCHENER STRASSE 90

106

war mißtrauisch, hinterhältig, sinnlich; „ganz ins Fleisch gebacken“ nannte ihn Goethe, der ihn 1779 in Karlsruhe sah. Noch als Großherzog hielt er sich eine Mätresse niederer Herkunft. Das Gerücht, daß er in sträflichen Beziehungen zu seiner Stiefmutter, der Gräfin Hochberg, gestanden habe, ist jedoch durchaus nicht erwiesen und auch sonst nichts, was dazu berechtigte, ihm eine solche Untat zuzutrauen. Über den Charakter der Gräfin Hochberg ist wenig Zuverlässiges bekannt. Auch sie war im Lande wenig beliebt; der Vergleich mit Karl Friedrichs erster Gemahlin, der ausgezeichneten Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, mußte zu ihren Ungunsten ausfallen. Sie war vierzig Jahre jünger als ihr Gemahl, was natürlich zu allerhand Klatschereien Anlaß bot. Nach dem Tode ihres Gatten mag sie sich auch wohl zurückgesetzt gefühlt haben. Feuerbachs Behauptung jedoch, sie sei von unbegrenztem Ehrgeiz gewesen und vor nichts zurückgeschreckt, entbehrt jeden festen Anhalts. Und selbst wenn sie den Willen gehabt hätte, ihren Söhnen über so viele Leichen hinweg den Weg zum Throne zu bahnen, so hätten ihr alle Machtmittel dazu gefehlt, da sie unter Karls Regierung eine ganz untergeordnete Stellung einnahm. Ein guter Zeuge in diesen Fragen ist Varnhagen von Ense, der von 1816 bis 1819 als preußischer Geschäftsträger in Karlsruhe lebte, also in der Zeit, in die der Tod des zweiten Prinzen, des Markgrafen Friedrich und des Großherzogs Karl, die Thronbesteigung Ludwigs fällt. Varnhagen war bekanntlich die größte Klatschbase seiner Zeit und allen Hintertreppengeschichten höchst zugänglich. Er gedenkt denn auch in seinen Denkwürdigkeiten der damals schon umschwirrenden Flüsterungen von Vergiftungen und schildert glaubhaft die am Hofe herrschende stickige Atmosphäre. Trotzdem hat er später, eben auf Grund seiner genauen Kenntnis der Verhältnisse und Persönlichkeiten, die Hauser-Geschichte aufs entschiedenste für ein sinnloses Märchen, eine Donquichotterie erklärt.

Wenn somit nach meiner Überzeugung die Theorie von Hausers badischem Prinzentum sich nicht halten läßt, so ist freilich damit noch nicht bewiesen, daß er ein Betrüger

war. Ich habe selbst früher auch an diese Auffassung nicht glauben wollen, die mir allzu rationalistisch und polizeimäßig-unpsychologisch vorkam, habe mich aber nach gründlicher Prüfung des Für und Wider schließlich zu ihr bekehrt. Jedoch halte ich Hauser nicht für einen gewöhnlichen Betrüger, sondern für eine pathologische Erscheinung, für einen mit sogenannter Pseudologia phantastica behafteten Hysteriker, der an seine phantastischen Erfindungen halb und halb selber glaubte. Es sind Fälle von solcher Pseudologia phantastica aus älterer und neuerer Zeit bekannt, die mit der Hauser-Affäre die schlagendsten Ähnlichkeiten aufweisen. Unerhörte Vergewaltigungen, unterirdische Einkerkelungen, geheime fürstliche Abkunft, anonyme Briefe, Mordversuche, das sind alles in den Erzählungen solcher Hysteriker oft wiederkehrende Motive. Auch ist bekannt, daß diese Kranken, um Glauben und Interesse für sich zu gewinnen, vor raffinierten Simulationen, ja vor ernsthaften Selbstverletzungen nicht zurückschrecken, und daß sie ihre Rolle meist mit solcher Geschicklichkeit und Konsequenz durchführen, daß selbst alte und durchaus erfahrene Ärzte nicht selten getäuscht werden. Merkwürdig bleibt es, das sei zugegeben, daß trotz des ungeheuren Aufsehens, das Hausers Erscheinung erregte, sich nie jemand gemeldet hat, der ihn von früher her kannte. Indessen lassen sich auch dafür Erklärungen angeben. Vielleicht waren seine Angehörigen froh, ihn los zu sein, oder hatten Ursache, sich nicht mit der Polizei einzulassen, oder waren bald gestorben. Auch für die Vermutung, daß er einer herumziehenden Zirkustruppe angehörte, spricht manches, namentlich sein lebhafter Wunsch, Reiter zu werden. Daß er ein gewöhnlicher Bauernbursche war, halte ich angesichts des Zustandes seiner Hände und Füße und der Schrift des mitgebrachten Briefes, die doch wohl seine eigene war, nicht für wahrscheinlich. Wer und was er gewesen, wird sich wohl niemals feststellen lassen und insofern das Rätsel allerdings ungelöst bleiben. Aber für die Annahme, er sei eine wichtige Persönlichkeit und das Opfer eines entsetzlichen Verbrechens gewesen, besteht durchaus keine Veranlassung.



MEINE
BEZEICHNUNG
FÜR EIN ERSTKLASSIGES
KÖLNISCHES
WASSER

IST

Deutscher
Kräutergeist



GUSTAV BOEHM
OFFENBACH-M

DER SPRUNG INS DUNKLE

Fortsetzung von Seite 78

„Ein volles Quart davon, Harris!“ sagte der andere gelassen und hielt ihm die Hand hin.

Langsam und widerwillig schlug er ein.

„Das ist der schlechteste Spaß, der je in Goldfield ausgeheckt ist, du Hund!“ knurrte er traurig und beschämt.

Schwankend, aber mit verbissener Energie setzte sich Harris Taylor in Bewegung. Die anderen folgten schweigend und in merklicher Verlegenheit. Nur der bärtige Partner flüsterte dann und wann seinen aufstachelnden Spruch vom Quart Whisky.

Vor dem kleinen, hölzernen Schulgebäude machte Harris Taylor halt. Das Gefolge versteckte sich ringsum in der Dunkelheit. Durch den Laden von Miß Lycetts Wohnzimmer drang noch Licht. Taylor zögerte lange. Endlich gab er sich einen Ruck und klopfte hart an.

Es dauerte ein kleines Weilchen. Dann öffnete sich die Haustür. Ein breiter, heller Schein fiel heraus und beleuchtete Taylors Gesicht und Gestalt. In dem Rahmen stand Emily Lycett. Zierlich hob sich ihr Umriß ab, und das Licht flimmerte von hinten her durch die Spitzen ihres rabenschwarzen Haares und wob etwas wie einen goldenen Heiligenschein um ihr junges Haupt.

„Guten Abend, Miß Lycett“, murmelte Taylor betreten. „Störe wohl?“

„Guten Abend, Mr. Taylor.“ Sie sah schärfer zu und stutzte. „Ist etwas geschehen? — Sie sehen so — —“ Sie brach ab.

„Geschehen? — Nein, geschehen ist eigentlich nichts“, antwortete er unsicher.

„Wollen Sie nicht einen Augenblick eintreten?“ fragte sie besorgt.

„Danke, Miß Lycett. Lohnt sich nicht. Ist nur eine Kleinigkeit. Ein Kinderspiel für einen Mann wie — — —“ Ihm fiel nichts weiter ein als die Worte seines Aufpeitschers. Dazu lachte er albern, um sein Unbehagen zu verbergen.

Emily Lycett wartete geduldig. Sie kannte die seltsame Art dieser großen Kinder.

„Ich wollte nämlich — —“ er räusperte sich. „Ich wollte nämlich nur eben fragen,

ob Sie mich nicht heiraten möchten, Miß Lycett.“ — Gott sei Dank, das war geschafft.

Emily Lycett runzelte einen Augenblick die Stirn. Dann huschte der Schatten eines Lächelns um ihren Mund. Aber auch der verschwand, wie er gekommen war. Ein tiefer Ernst trat auf ihr Gesicht. Ihr Blick bohrte sich so schmerzhaft eindringlich in Taylors Augen, daß er ihn fast nicht ertragen konnte und meinte, zwei Diamanten glitzern zu sehen, obgleich ihr Antlitz im Dunkeln war.

Es dauerte lange, ehe sie sprach.

„Harris Taylor, wissen Sie, was Sie gesagt haben?“ fragte Emily Lycett hart.

Taylor schlug die Augen nieder und stotterte kleinlaut: „Das schon, Miß Lycett, aber — —“

Da trat sie einen Schritt vor und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Harris Taylor, hören Sie, was ich spreche?“

Er nickte mit gerunzelter Stirn.

„Verstehen Sie meine Worte?“

Er ließ den Kopf sinken und nickte.

„Gut, Harris Taylor“, sagte sie laut, langsam und entschlossen: „Hören Sie: ich danke Ihnen für Ihren Antrag und willige hiermit ein, Ihre Frau zu werden.“

Ungläubig hob Taylor das Gesicht. Zweifelnd sah er sie an. Dann schnitt er eine Grimasse, wie wenn er einen verrückten Traum abschütteln wollte. Endlich rieb er sich mit dem Handrücken die Augen klar. Aber das Bild des feierlich ernstesten Mädchens vor ihm wich nicht.

„Verzeihen Sie, Miß Lycett, aber — aber ich bin nämlich höllisch betrunken“, brachte er endlich heraus.

„Das sehe ich, Harris Taylor“, antwortete sie ruhig. „Aber ich habe Sie auch schon nüchtern gesehen.“

„Selten, Miß Lycett, selten“, entgegnete er eifrig.

„Immerhin.“

„Immerhin?“ fiel er ärgerlich ein. „Zum Teufel auch, Sie wissen doch so gut wie ich selbst, daß ich der ärgste Säufer bin in ganz Goldfield.“

„Ich weiß, daß Sie der arbeitsamste Mann von Goldfield sind, wenn Sie nicht getrunken haben.“

Schönheit und Anmut
erhalten Dir



Dralle's
Lavendel
Crème Lavendel
Seife

Diese beiden nicht zu übertreffenden
Erzeugnisse ergänzen einander zur
vollkommenen Hautpflege. Eine
jugendfrische, weiche Sammethaut
des Antlitzes und zarte, elegante,
gepflegte Hände sind das Ergebnis.

Preis: Lavendel-Seife Stück M. 0.75, Karton 3 Stück M. 2.10, Lavendel-Creme M. 1.50

1864 — 1924



Vom Webstuhl zum Wäschefrank

liefert vorzügliche
Leinen- und Baum-
wollstoffe, Herren-
und Damenwäsche,
Tisch- u. Bettwäsche,
Brautausstattungen

Leinenweberei und Wäschefabrik

W. THIEL & SOHN

Wüstewaltersdorf
i. Eulengebirge, Schlesien

Begründet 1864

Preislisten m. Abbildungen u. Mustern postfrei

Die Klammern des Rausches lösten sich von Taylors Hirn. Völlig nüchtern stand er jetzt vor Emily Lycett, und sein Kopf arbeitete wach, scharf und angespannt.

„Ah, ich verstehe!“ rief er. „Sie halten mich für so eine Art gefallenen Engel, der sich nur den Saum seines weißen Kleides eben etwas beschmutzt hat. Und nun meinen Sie, es würde Ihnen im Himmel wer weiß wie groß angekreidet werden, wenn Sie diesen Engel wieder aufrichten und auf die Beine stellen würden.“ Er lachte höhnisch. „Daß Ihnen dies fromme Rettungswerk nur nicht schlecht bekommen möge, Miß Lycett. — Bisher ist noch jede an mir zugrunde gegangen, die meinen Pfad gekreuzt hat. Oder wissen Sie etwa nicht, daß ich geteert und gefedert würde, wenn ich mich in Tonopah blicken ließe, weil ich dort eine habe sitzen lassen — mitsamt ihrem Kinde?“

„Ich weiß aber auch, daß Sie trotzdem bei Nacht und Nebel durch die Wüste nach Tonopah reiten und dem Mädchen Geld bringen, obgleich die Sie betrogen hat und Sie nicht einmal wissen, ob Sie wirklich der Vater des Kindes sind.“

„So? — So? — — Sie wissen doch, daß ich Ben Stilton totgeschossen habe!“

„Der war ein Raufbold und hat Sie angegriffen.“

„Raufbold? Habe ich nicht um einen lumpigen Whisky eines Abends die ganze Gesellschaft aus Myers Salon hinausgeschlagen?“

„Das war eine Kinderei, sonst würden Sie jetzt nicht mehr leben, Harris Taylor.“

Er schnappte nach Luft. „Seien Sie doch vernünftig, Miß Emily“, bat er eindringlich. „Ich bin ja nicht leichtsinnig. Ich bin ja von Grund aus verkommen. — Erinnern Sie sich nicht, wie Sie mich vor Merchands Kneipe gesehen haben, wie ich mich um einer Schnapswette willen zum Tier erniedrigt habe — Sie wissen doch, Miß Emily, was ich meine, diese schmutzige Geschichte damals — —“

„Ich weiß, daß ich Sie einmal vor Ihrem Zelt getroffen habe, als Sie in Platons Gastmahl lasen, Harris Taylor. Und ich weiß noch, was wir darüber gesprochen haben.“

Er schüttelte ratlos den Kopf. Ohnmächtig stand er diesem Glauben mit all seinem unschuldsvollen Liebreiz gegenüber, und seine Angst wuchs ins Riesenhafte. „Aber ich liebe Sie ja gar nicht!“ rief er grob.

„Sie lügen“, gab sie sanft zurück.

„Was, ich lüge?!“ schrie er heiser, und der Schweiß trat ihm vor Verzweiflung aus allen Poren. „Ich lüge, sagen Sie? — Nun, damit Sie's nur wissen, was ich für ein Unschuldslamm bin — um ein Quart Schnaps bin ich hergekommen und habe Ihnen einen Heiratsantrag gemacht. Vielleicht nennen Sie das immer noch Liebe, Miß Emily Lycett!“

Da senkte sie zum ersten Male den Blick vor ihm: „Das ist hart“, flüsterte sie unsicher.

Aber dann fuhr sie sich mit der kleinen, lichten Hand über die Stirn und sah ihn wieder an: „Sie sind ein Aufschneider, Harris Taylor“, sagte sie leise, fast bittend.

„Herrgott“, tobte der und griff sich an den Kopf. „Dann werde ich es Ihnen beweisen, Miß Lycett. — He, Jungens; tretet mal vor und sagt der Lady, daß ich ein Lump bin!“ rief er in die Dunkelheit.

Nichts rührte sich.

„Hallo, ihr Schufte, ihr habt wohl Angst?“

Keine Antwort.

„Wartet, ihr feigen Geier, ich breche euch das Genick, wenn ihr mich im Stich laßt!“ schrie er weinerlich.

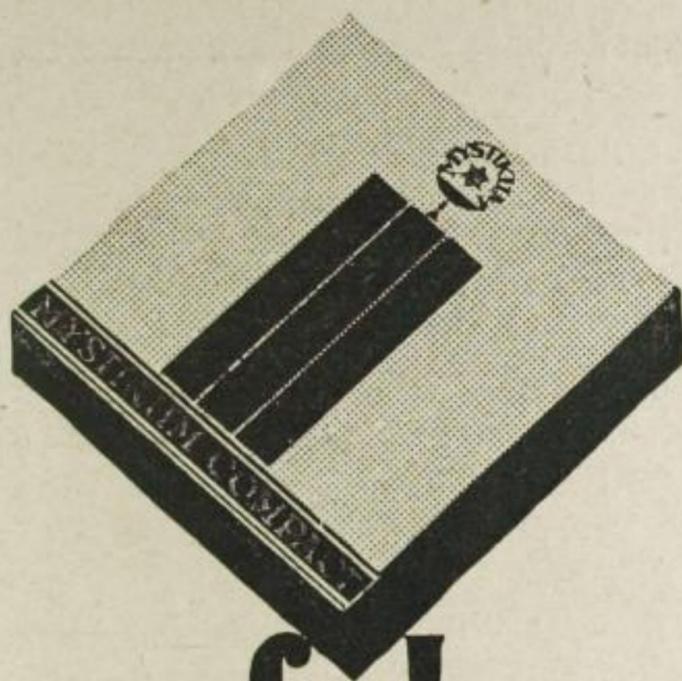
Totenstille.

Da wandte er sich zu Emily Lycett zurück und starrte sie mit großen, entsetzten Augen an.

„Ich wußte ja, daß Sie lügen“, sagte sie sanft. „Warum haben Sie solche Angst vor den einfachsten Dingen?“ Dann reichte sie ihm rasch die Hand. Zum ersten Male lächelte sie. „Gute Nacht, Harris Taylor.“

„Gute Nacht, Emily Lycett“, antwortete er verdutzt und ging. —

Als er an der nächsten Hausecke vorüberkam, trat der Wettpartner aus der Dunkelheit hervor und legte ihm still die Hand auf die Schulter. Auch die anderen fanden sich ein. Keiner sprach ein Wort. Verlegen brachte der Partner die Flasche Whisky zum Vorschein. Der Ordnung wegen.



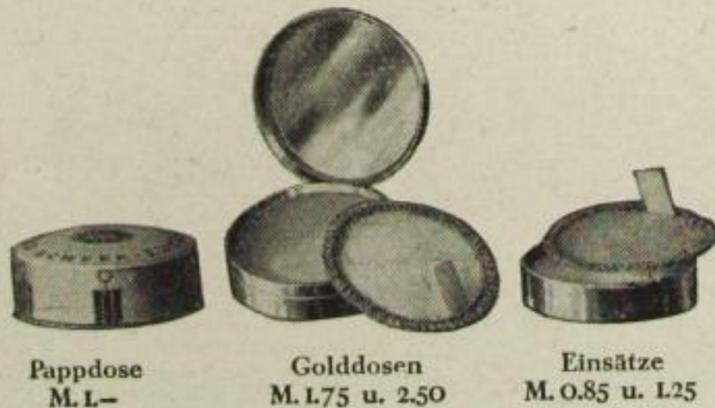
Mystikum Compact

der praktische Puder für die Damentasche

Nicht nur praktisch,
auch billig!

Die kleine Golddose kostet M 1.75, die große M 2.50. Wenn Sie den Inhalt verbraucht haben, so können Sie für 85 Pfennig oder M 1.25 einen Einsatz mit Puder und Quaste nachkaufen. Diesen Einsatz wechseln Sie gegen den leeren Einsatz aus und haben so für den halben Preis wieder eine komplette Dose. Pappdose mit Einsatz und Quaste M 1.—

S C H E R K
BERLIN — NEW YORK — WIEN XIII



Pappdose
M. 1.—

Gold Dosen
M. 1.75 u. 2.50

Einsätze
M. 0.85 u. 1.25

Taylor griff danach. Er riß den Pfropfen ab und ließ sie in einem Zuge durch die Gurgel rinnen. Dann warf er die Flasche fort und stürzte um wie ein Klotz.

Die anderen hoben ihn lautlos auf, trugen ihn in sein Zelt und betteten ihn. Und einer blieb bei ihm als Wache. — —

Das ist nun viele Jahre her. — Emily Lycett hat Harris Taylor wirklich geheiratet. Tags darauf sind sie aus Goldfield spurlos verschwunden. —

Dieser Tage traf ich das Paar im Foyer eines der hiesigen großen Hotels. Dadurch wurde die ganze Geschichte in mir wieder lebendig. Er war hier in seiner Eigenschaft als einer der führenden Bankiers anlässlich der wiederaufzunehmenden Handelsbeziehungen. Seine Frau begleitet ihn überallhin.

Sie erinnerten sich meiner in liebenswürdigster Weise, und wir sprachen viel von der guten alten Zeit.

Mr. Taylor wurde ans Telephon gerufen.

„Würden Sie mich auch geheiratet haben, wenn ich damals den Mut gehabt hätte, Mrs. Emily?“ fragte ich.

„Nein,“ sagte sie, „weder Sie noch sonst einen von den Männern von Goldfield. Denn keiner von Ihnen allen hatte die Gaben, die mein Mann hat. Und Sie sind obendrein noch — frech.“ Sie lächelte das gleiche Lächeln, mit dem sie vor Jahren uns die Köpfe verwirrt hatte. Dann fuhr sie fort: „Denn mein Mann hatte nur einen einzigen Fehler, aus dem alles Unheil entsprang. Einen Fehler, der ihn daran hinderte, seine großen und klaren Pläne auszuführen und ihn aus lauter Verzagtheit und nur um sich Mut zu machen immer wieder ans Trinken brachte. Einen ebenso unheimlichen wie kindischen Fehler: und das war seine unbezwingbare Schüchternheit.“

*

AUS DEN LEBENSERINNERUNGEN EINES ARMLOSEN

Fortsetzung von Seite 82

Mangels einer „zweiten Garnitur“ mußte ich ins Bett. Statt der gefürchteten Prügel — es wären die ersten gewesen — bekam ich nach Rückkehr der Eltern von Vater einen, von Mutter ungezählte Küsse; ich wurde sehr belobt. Nach dem Grund der Belobung zu fragen wagte ich nicht; ich fand mich damit ab, trotzdem mir jede Unklarheit zuwider war.

Fünf Jahre war ich alt, als nebenan ein neues Haus gebaut wurde. Ich übte mich im Leitersteigen, wenn die Arbeiter zum Essen gingen, um das obere Stockwerk besichtigen zu können. Endlich gelang es. Ich setzte mich auf die Leiter, hob die Füße auf die unterste Sprosse, schob den Oberkörper mit einem kleinen Ruck auf die nächsthöhere, zog die Füße nach und setzte das fort, bis ich oben war. Wie ein Herrscher sein Heer, so stolz besichtigte ich den Bau. Um irgend etwas genauer zu sehen, trat ich auf ein überhängendes Brett, das sofort mit mir in die Tiefe fiel. Während des Fallens verließ mich das Bewußtsein.

Die zurückkehrenden Arbeiter fanden mich mit dem Gesicht auf dem Schutt der Kellerwölbung liegend. Sie trugen mich heim, wo mich die Stimmen wieder zur Besinnung brachten. Schmerzen hatte ich nicht; aber eine Gefühllosigkeit im und um den Kopf war viel unangenehmer, als ein erträglicher Schmerz gewesen wäre. Eine Woche lang konnte ich nichts essen; mir war, als seien alle Zähne lose. Der erste Blick in den Spiegel zeigte mir einen gedunsenen Regenbogen. Ermahnungen blieben zu meiner Freude gänzlich aus. —

Wenn Mutter meiner endlosen Fragen müde wurde, schickte sie mich in die Schule, und nach Ostern 1854 begann für mich der regelmäßige Schulbesuch. Ich bekam meinen Platz quer vor der ersten Bank, und ein Schreibtischchen von 35 cm Höhe hat mich von einer Klasse in die andere begleitet. Die Eltern staunten, was ich alles schon aufgeschnappt und behalten hatte. Sogar Lesen und Schreiben hatte ich in der Schule, unter



B, SPRENGEL & CO, HANNOVER * GEGR, 1851



B, SPRENGEL & CO, HANNOVER * GEGR, 1851



LISISTRA

EAU DE

COLOGNE

RUSSE

Duftreich und erfrischend



KOSMETISCHE WERKE DER
RÜCKFORTH AG. STETTIN

Vertreter überall gesucht

einem Tisch verkrochen, heimlich gelernt. Die Gesangstunde war meine größte Freude. Was die Oberklasse nach den auf die Wandtafel geschriebenen Zahlen nicht errechnen konnte, das traf ich spielend. Frommen Herzens lauschte ich der Geige und hörte genau, wo der Hilfslehrer zu hoch oder zu tief griff. Wenn ich doch hätte die Geige halten können! Ich hätt's sicherlich besser gemacht!

Im zweiten Schuljahr wurde ich herangezogen, den Jüngsten das A b c beizubringen und das Geheimnis zu lüften, warum eins und eins zwei sei. Das gelang, wenn alle anderen Mittel versagten, am besten mit Hilfe der Frühstücksbrötchen.

Seit meinem unfreiwilligen Bad lauerte ich darauf, mit Vater baden zu gehen. „Vater, wann gehen wir?“ — „Jung', wenn du quälst, darfst du überhaupt nicht mitgehen.“ Endlich gingen wir, und zwar in unseren eigenen Teich. Ich zog Luft ein, soviel die Lunge halten wollte, legte den Kopf zurück, senkte mich in die Kniebeuge und begann kurz zu zappeln, wenn sich die Zehen vom Boden hoben. „Vater, ich kann schwimmen.“ — „Jung', du bist verrückt.“ Wenn er „Jung'" sagte, war er guter Laune. „Sieh her, Vater.“ „Wahrhaftig! Die Arme müssen einen doch stark hinunterziehen. Nimm dich nur recht in acht, daß dir nichts passiert.“ Ende des Sommers konnte ich flach auf dem Wasser liegen und kräftig mit meinen langen Beinen austreichen. —

Wir Jungen hatten etwas angestellt; ich war der Berater, zwei andere die Ausführenden gewesen. Vater nahm mich ins Gebet; ich antwortete frischweg ins Blaue hinein, kam aber bald recht in die Enge. Als ich gänzlich festsaß, sagte mein Vater in aller Ruhe, aber mit schneidender Verachtung: „Ich hab' dir's schon öfter gesagt, du sollst das Lügen Leuten mit Händen überlassen, die sich nicht ehrlich ernähren wollen. Du kannst dir nur ein menschenwürdiges Dasein mit der rücksichtslosesten Ehrlichkeit schaffen. Willst du das nicht, so hänge dich lieber heute auf als morgen.“

Ich wich Vater aus, denn ich konnte ihm nicht frei ins Gesicht sehen und schämte mich, daß ich ihm auswich. Eine Tracht Prügel, die alles ausgeglichen hätte, wäre

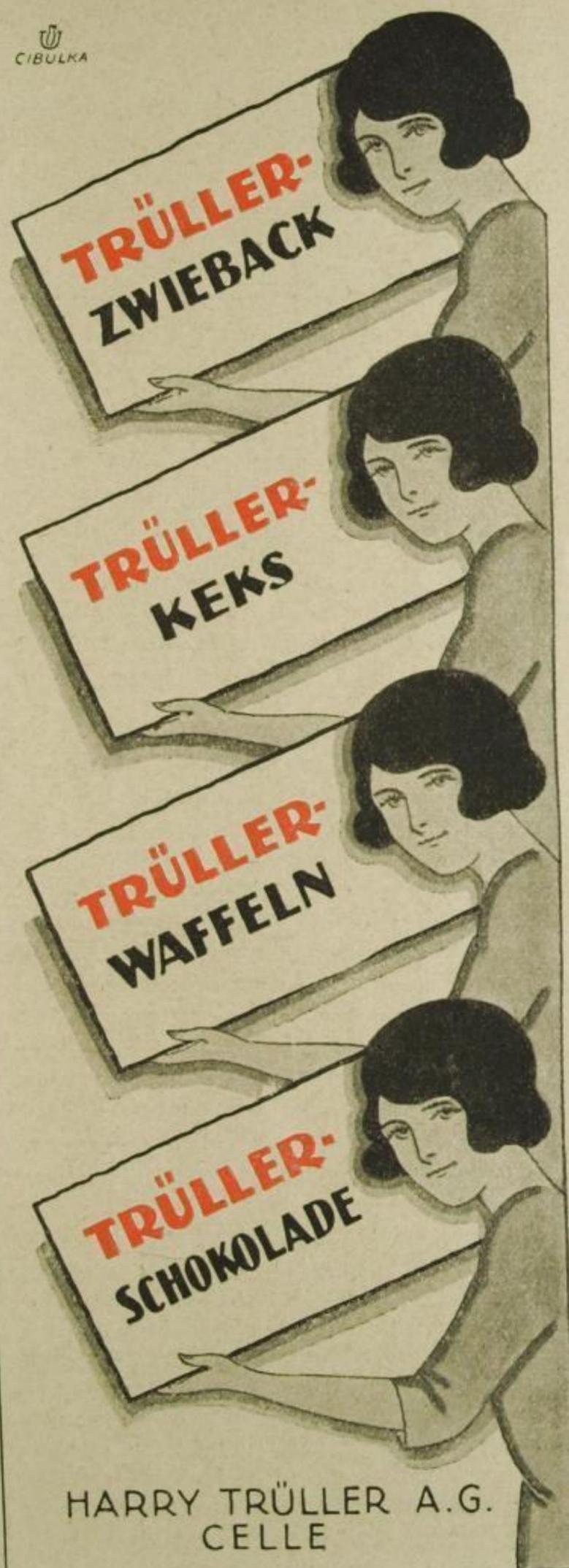
mir eine Erlösung gewesen. Zweier Wochen bedurfte es, um aus diesem Zustand wieder ins alte Geleise zu kommen.

Die Prügel sollten indes auch nicht lange auf sich warten lassen, wurden mir aber aus anderem Grunde zuteil und verliefen weit peinlicher als der letzte Unfug.

In einer Meinungsverschiedenheit mit Mutter ließ ich mich im Eifer zu der Bemerkung hinreißen: „Das ist gelogen!“ Mutter wurde bleich und schwieg. Ich hätte vergehen mögen vor Schmerz über meine Übereilung, konnte aber kein Wort hervorbringen. Nach schwüler Stille sagte Vater: „Theoretisch kennst du das vierte Gebot; jetzt sollst du es auch praktisch kennen lernen“, holte den geschmeidigen Haselstock aus der Schule, legte mich über den Stuhl und schlug zu mit voller Kraft. Ich hatte keinen Laut von mir gegeben, stand auf, als er innehielt, und ging, einem vorher erhaltenen Auftrag entsprechend, aufs Feld. Außer Hörweite, schrie ich laut auf und schrie, bis ich ganz ermattet war. Nicht die Schläge erpreßten mir diesen Erguß; willig hätte ich noch eine gleiche Auflage entgegengenommen, wenn dadurch Mutters Herzweh beseitigt worden wäre. Wie hatte ich meinem Muttchen das antun können! Wie sollte ich jetzt weiterleben? Ich konnte ihr nicht mehr unter die Augen treten. Ich wand mich in meiner Qual, bis mir der Auftrag wieder einfiel. Ich lief, so schnell ich konnte, und kam mit dem Auftrag im letzten Augenblick eben noch zurecht.

Nun versuchte ich, ungesehen ins Bett zu kommen. Es mißlang; Muttchen erwischte mich. Vergebens zwang ich mich, das Schluchzen zu unterdrücken. Sie strich mit der Hand über mein Haar und sagte: „Mein armes Kind; es wird ja alles wieder gut werden.“ Ein Schrei entrang sich mir. Alle waren gut und liebevoll, nur ich nicht. Um keinen Preis hätte ich ihr sagen können, daß mir nicht der körperliche Schmerz den Ausbruch abgerungen habe; ich glaube aber, daß sie es wußte. Vater konnte ich ansehen und tun, als sei nichts vorgefallen. Nie hatte er gegen seine Kinder eine Ungerechtigkeit begangen, ich mußte also annehmen, er habe auch diesmal das Rechte getan.


CIBULKA



Mutter gegenüber hatte ich lange ein drückendes Schuldgefühl, das wuchs, wenn sie gütig gegen mich war. Eine volle Woche konnte ich mich nicht setzen und durfte darum der Schule fernbleiben. —

Neugierde trieb mich bald zu allen möglichen Versuchen. Im heimlichen Winkel putzte ich Schuhe, als Vater plötzlich sagte: „Das geht ja gut; kannst von nun an alle Schuhe wischen.“ An Wochentagen trug nur Vater Stiefel, wir andern hatten Klotzkorken; dennoch fand ich genug Arbeit mit dem Schuhzeug. Erst nach dreieinhalb Jahren wurde ich abgelöst. Ich hatte arbeiten gelernt.

Auch bei Feldarbeiten versuchte ich mich nützlich zu machen, schob in der Ernte Heu und Grummet mit den Füßen in Haufen zusammen, las, auf dem rechten Bein stehend, eine Furche Kartoffeln mit dem linken Fuße so schnell, wie andere kniend mit den zwei Händen lasen, scharrte hinter dem Pflug mit dem Fuß Dung in die Furche wie andere mit dem Rechen und führte Pferd und Kühe zur Tränke. Wie kam es nur, daß andere an diesen Arbeiten nicht soviel Freude empfanden wie ich? Fast taten sie mir leid.

An seinem 38. Geburtstage (ich hatte meinen zehnten gefeiert) fing Vater während eines Tanzes mit den Kindern an, mitzusingen. Alles verstummte. Kein Kind hatte je seine Stimme gehört. Ich mußte noch lange immer auf seine Lippen sehen, um zu glauben, daß wirklich er es sei. Neun lange Jahre hatte er kein lautes Wort gesprochen. Es währte lange, bis mir Vater wieder so vertraut wurde, wie er's früher gewesen war.

„Wo ist Hermann?“ fragte die Mutter eines Abends am Kaminfeuer. Ich war im Bett; die gefalteten Kleider hingen über der Stuhllehne. „Kind, wer hat dich ausgezogen?“ fragte die Mutter. „Ich.“ Ich wurde angekleidet und zeigte, wie ich mich auszog. Sitzend faßte ich mit den Zehen des rechten Fußes die Jacke oberhalb des obersten Knopfloches und zog sie über den Kopf weg. Als sie aufgeknöpft war, stand ich auf und ließ sie, mich bückend, auf das Bett fallen. Ich setzte mich, legte das rechte Bein auf den linken Oberschenkel, zog den Bauch ein, drehte den Oberkörper nach links,

drückte mit der Ferse von unten gegen den Hosenschlitz, daß ein Knopf nach dem andern aufsprang. Dann stand ich auf, schüttelte die Hose hinunter, setzte mich aufs Bett, zog über Kreuz ein Bein nach dem andern aus, ohne den Boden zu berühren, legte die Hose zusammen, hing sie über den Stuhl und ließ die Jacke folgen. Großes Staunen. Mutter sagte ihr gewohntes: „Nein, Kinder, wie ist das nur möglich!“ Vater hatte sein Lächeln mit dem Mundzucken und sagte: „Das ist einzig.“ — „Ja, und ich werd' mich auch anziehen, und dann kann ich baden gehen, wann ich will“, platzte ich heraus. „Also deshalb!“ hieß es unter Gelächter. —

An einem sonnigen Wintertag verbot uns Vater, das Eis zu betreten. Größere Kameraden liefen jedoch Schlittschuh; warum sollte es mich nicht auch tragen! Drauf los! Krach, lagen wir drei Mann im Wasser. Wir halfen uns selbst heraus, aber was nun? Mein schwarzer Wollanzug, von Mutter gesponnen, gewebt, zugeschnitten und genäht, verriet nach dem Abtropfen keine Nässe. Bei 12 Grad Kälte spazierte ich im Sonnenschein auf und ab, um ihn zu „trocknen“. Als es dunkelte, ging ich heim, trank Kaffee und stellte mich an den Ofen. Die Lampe wurde gebracht. „Jung, woher dampfst du so?“ Vater trat auf mich zu, faßte meinen Rock an und fragte stirnrunzelnd: „Wann war das?“ — „Um zwei.“ — „Und dann bist du herumgelaufen, bis du dich für trocken hieltest?“ — „Ja, Vaterchen; ich bin nämlich eingebrochen.“ — „Es scheint so. Legt den Bengel ins Bett, kocht schnell Kamillentee und gießt ihm davon ein, bis er schwitzt.“ Ich fror bis in die Knochen. Aber ich flüsterte dennoch: „Muttmchen, ich werde nicht krank, es ist ja nur Spaß.“ Mit dreitägiger Heiserkeit und einer von Vaters ernstesten Ermahnungen kam ich davon; gegen seine handgreiflichen Auseinandersetzungen hatte ich eine tiefe Abneigung gefaßt. —

... „Vater, ich möchte geigen lernen.“ Alle lachten, bis ihnen die Augen tränkten; ich war wütend. Nach den Schulstunden holte ich einen Schemel aus der Küche, schob den Riegel vor die Tür, band die Geige auf den Schemel und geigte drauflos. Die Töne glichen dem Knarren der Kirchentür in

Erscheint nur einmal!

Daher ausschneiden!

Lesen Sie dieses

PREISAUSSCHREIBEN!

Wir haben unter dem Namen

EDITION REBNER & WERGO

vor einiger Zeit einen Musikverlag ins Leben gerufen und mit unseren beiden ersten Verlagserscheinungen

a) Das Eine, um das sich alles dreht b) Wer keine Tante hat
(mit der Musik v. Hugo Hirsch) anlässlich der Silvester-Premiere im Berliner Staatstheater einen außergewöhnlichen Erfolg erzielt. Das Begonnene wollen wir fortsetzen auf neuartigem Wege.

Dazu brauchen wir Sie, Ihr Talent, Ihre Ideen!

WIR SUCHEN für unseren neuen

Finde den Text – ? – Foxtrot

Musik von Artur Rebner

a) einen passenden, wirklich populären Text, oder b) eine besonders originelle Refrainzeile, aus der sich ohne weiteres ein prägnanter Titel ergibt.

WIR WENDEN UNS AN SIE, nicht an die berufsmäßigen Schriftsteller.
VERSUCHEN SIE ES mit der Textierung der 8 Anfangstakte des Refrains, wenn Ihnen der ganze Text zu schwer erscheint.

SIE VERLIEREN NICHTS, denn für beide Fälle sind gleiche Preise ausgesetzt.
SIE RISKIEREN NICHTS, denn die Noten kosten auch nur M 1.50 wie alle anderen Schlager und sind durch jede Musikalienhandlung oder direkt von untenstehendem Verlage zu beziehen. Überdies haben Sie noch die Chance,

folgende **Preise**, und zwar

im Gesamtbetrage von 8000 Mark

(Achttausend Reichs-Mark) zu gewinnen:

a) für den ganzen Text:	b) für die Refrainzeile:
1. Preis 2000 Mark	1. Preis 2000 Mark
2. Preis 1000 Mark	2. Preis 1000 Mark
3. Preis 500 Mark	3. Preis 500 Mark

Außerdem setzen wir weitere 1000 Mark für Trostpreise aus, über deren Verteilung das Preisrichterkollegium entscheidet. Die Beteiligung steht jedem frei, mit Ausnahme der Angestellten des Verlages, der Preisrichter und deren Angehörigen. Sämtliche Einsendungen müssen auf dem Kuvert den Vermerk »Preisausschreiben« tragen.

Versendungen durch uns erfolgen nur per Nachnahme

Die Einsendung des Textes oder der Refrainzeile muß auf dem Blatt erfolgen, das den Noten beiliegt und mit Nummer und Geheimzeichen versehen ist. Auf jedem dieser Blätter darf nur eine Einsendung stehen.

Die preisgekrönten Texte gehen mit allen Rechten zu den verlagsüblichen Bedingungen in unseren Besitz über. Den Erwerb nicht prämiierter Texte behalten wir uns vor. Das Preisrichterkollegium entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges mit einfacher Stimmenmehrheit. Es setzt sich zusammen aus den Herren Fritz Grünbaum, Dr. Fritz Beda, Curt Heinz Wergo, Will Steinberg, Karl Rössler, Justizrat Josef Wunsch, Rechtsanwalt und Notar
Letzter Einsendungstermin: 15. Mai 1925.

Edition REBNER & WERGO, Berlin W 50, Tauentzienstr. 13a

*Auch in
gesunden Tagen*
allabendlich einige

Hausflavin- Pastillen

schützen gegen Grippe.

**Halsentzündung,
Erkältungskrankheiten**

bewirken Festigung loser
Zähne, Kräftigung
des Zahnfleisches.

beheben chronischen
Schleimauswurf.

**Bei akuter
Ansteckungsgefahr
stündlich 1 Pastille**

*Bei bereits eingetretener Erkrankung
nach ärztlicher Verordnung.*

★

*Gut verträglich auch für Kinder.
Wohlschmeckend.*

★

*Erhältlich in allen
Apotheken und Drogerien*

ihren Angeln. Nur vorwärts; es wird schon besser werden! Die Noten kannte ich vom Singen her; die Griffe sah ich Fritz, dem Präparanden, ab. Brachte ich einen klaren Ton heraus, so schwebte ich im siebenten Himmel. —

Bei einem Besuch bei einem Onkel sagte der Vater: „Fritz, warst du wieder jagen?“, auf vier im Zimmer stehende Gewehre zeigend. „Was fällt dir ein! Sie gehören den Jägerburschen, die sie morgen abholen.“ — „Sind sie geladen?“ — „Ich werde doch kein geladenes Gewehr im Hause behalten!“ Ich kaute noch, als alle hinausgingen. Nachdem ich ausgetrunken hatte, nahm ich eine Stutzflinte zum Ansehen, stützte sie gegen die Schulter und zog den Hahn mit dem linken Schuh auf. Ich hörte die Uhr zu neun ausholen, dann einen dumpfen Schlag...

Die Tante hob mich auf; ich wollte gehen, sie stützte mich. Stimmengewirr wie aus weiter Ferne. „Du mußt gleich sterben“, sagte Vater. „Ach nein, Vater; das Herz ist nicht getroffen“, erwiderte ich matt. „Ich hol’ Dr. Beeck“, sagte Großvater. Es war nachmittags halb drei, als er ihn endlich brachte; er war auf dem Lande gewesen. Das Blut sickerte immer noch; alle Stillungsmittel hatten versagt. „Hast du Schmerzen?“ — „Nein.“ Der Arzt stillte das Blut. Ich wurde jetzt auf einen zum Teil mit Erbsstroh beladenen Wagen gebettet; Vater saß auf der einen, Mutter auf der anderen Seite. Es mußte langsam gefahren werden. Nachdem ich im Krankenhaus zu Pr. Holland, unserer Kreisstadt, gewaschen, gebettet und verbunden war, küßten mich die Eltern auf die Stirn, versprachen häufigen Besuch und gingen. Ich war zum erstenmal allein. So endete der Sonntag.

„Scht, er schläft eben hinüber“, hauchte Schwester Marie am folgenden Morgen Beeck entgegen. „Dummes Zeug“, lallte ich. — „Wer bin ich?“ — „Noch immer der Doktor Beeck.“

Vier Wochen lag ich, ohne mich drehen oder wenden zu können. Schmerzen hatte ich nur beim Ausspritzen der Wunde, dann jedoch starke. Die Meinen kamen oft. Vater brachte mir bald das lateinische Lehrbuch

mit. Schwester Marie verwöhnte mich sehr. Zur Weihnachtsfeier holten mich die Eltern heim.

Ich hatte einen neuen Anzug und den ersten Überzieher bekommen, worüber ich mich, im Bette liegend, herzlich freute. Von der Fahrt und der Aufregung angegriffen, mußte ich noch längere Zeit liegen. —

Einmal machte ich wieder bei verschlossener Tür Geigversuche, als es klopfte. Ich legte den Bogen hin und öffnete. Vater trat herein, setzte sich und sagte: „Spiel' mal.“ Ich geigte mit Lust. „Ich werde mit Freitag sprechen, daß er dir Unterricht gibt.“ Oh, meine Wonne!

Vater kaufte mir eine eigene Geige für drei Taler; Mutter machte mir aus Fell einen Sack dazu. Zweimal die Woche ging ich zu Freitag und kam mir mit der Geige über der Schulter wie ein Minnesänger vor. Außer dem „Oberländer“ von Gungl lernte ich nur Tänze; Freitag verfügte über nichts anderes.

„Du sollst nach Königsberg“, sagte einmal mit nassen Augen Mutter zu mir. In mir kämpften zwei Gefühle: das Glück über die Musik mit der Angst davor, meine Mutter zu verlassen. „Mutchen, geht denn das?“ — „Ja, Kind, es ist zu deinem Besten, und wenn du gut bleibst, kann dir nichts geschehen.“

Wir fuhren nach Königsberg, um erst einmal einen Lehrer und eine Pension zu suchen. Der Müller Patschke kam mit, um seinen Stiefsohn Heinz bei einem Uhrmacher als Lehrling unterzubringen. Im Gasthof „mit Ausspann“ wurde uns Schuster als der beste Geigenlehrer empfohlen. Dann wurde von einem Dr. Lohmeyer gesprochen, einem Privatdozenten, der auch armlos geboren sei.

Nachdem ich Schuster vorgespielt hatte, erklärte er sich bereit, mir unentgeltlich jede Woche zwei Stunden zu geben. „Lohmeyer könnte dich in Französisch und Latein unterrichten“, hieß es. Lohmeyer war ein arg kurzsichtiger Herr mit Goldbrille und blondem, langem Bart, sehr verdrießlich. Meine Absicht, geigen zu wollen, fertigte er mit Hohnlächeln ab. Auf mich sah er mitteilidig herunter, erklärte sich aber, wie Schuster, zu zwei Unterrichtsstunden die Woche bereit. Ich konnte mich nicht darüber freuen.

KAFFEE HAG

ist jederzeit, auch
spät abends
bekömmlich

KAFFEE HAG

reiner Bohnenkaffee
feinster Qualität

KAFFEE HAG

wird von Feinschmeckern
bevorzugt. Warum?

EF

KAFFEE HAG

Draußen sagte Vater zu mir: „Er ist schwer verbittert.“

Pension wurde uns bei einer Witwe empfohlen. Für mich wurden mit Bedienung acht Taler abgemacht. Vater besuchte noch einige Kollegen am Altstädter Gymnasium, die ihm versprachen, mir Unterricht in den Hauptfächern zu geben. Abends sahen wir „Narziß“ im Theater. Ouvertüre und Zwischenaktmusik brachten mich ganz aus Rand und Band. Solche Musik gab es in der Welt! Wie verloren ging ich mit zum Gasthaus.

Entsetzt sprang ich am anderen Morgen aus dem Bett und lief zum Fenster; der Tag graute kaum. Etwa zwanzig Esel brachten uns ein Ständchen. Ich hatte noch nie einen Esel gesehen, stand da und lachte; Vater und Patschke halfen mit. Patschke ließ unser Frühstück heraufbringen, um den Eseltreibern auszuweichen. Wir hatten noch einige Stunden Zeit, sahen uns die Stadt an und fuhren dann wieder heim. In Schloßbitten erwartete uns Patschkes Wagen.

„Muttchen, wie ist es dir inzwischen ergangen?“ Mir war, als wäre ich Monate fortgewesen. Ich erzählte und fand kein Ende. —

Einige Tage später werden dann meine Kleider und Wäschestücke für Königsberg geordnet. Früh um 5 Uhr mußten wir abfahren. Das Frühstück würgte ich mit Mühe hinunter. Mutter gab vor, sie habe schon in der Küche gegessen. Bei 18 Grad Kälte und Nordost fuhren wir los; ich saß warm zwischen den Eltern. Wir bemühten uns, gleichgültig zu erscheinen. Mutter hielt ihren Arm um mich gelegt. In der Nähe des Bahnhofs sagte Vater: „Es wäre traurig, wenn wir jetzt anfangen müßten, dir gute Lehren zu geben. Halte dich gut.“ Ich konnte nicht antworten. Vater trug die Kiste nach vorn, wo die vierte Klasse hält, und kaufte meine Karte. Der Zug kam; ich küßte erst den Vater, dann die Mutter, die mich lange in den Armen hielt. „Bleib' wie du bist!“ hauchte sie leise. Ich sprang in den Wagen; Vater schob Kiste und Geige nach; die Tür flog zu. Ich sah nichts, stellte mich mit dem Gesicht zum Fenster, ließ die Tränen rinnen und unterdrückte gewaltsam das Schluchzen.

DER ANDERE

Fortsetzung von Seite 19

„Nein,“ sagte er langsam, „ich kann das nicht glauben, außer — Sie waren im Augenblick unzurechnungsfähig, was möglicherweise jedem von uns passieren kann.“

„Das ist meine Rechtfertigung,“ antwortete Gerald, „eine andere gibt es nicht. Die andern haben mich gesehen. Er muß mich mit dem Zigarettenkasten geschlagen haben, so daß ich bewußtlos war, bis das Mädchen kam.“ Seine Züge verzerrten sich plötzlich, und ein fast wimmernder Ton kam in seine Stimme, als er fortfuhr: „Ich weiß nichts, ich sage Ihnen, ich weiß von nichts. Ich kann mich weder auf den Schlag noch auf irgend etwas anderes besinnen, außer — daß ich mit einer furchtbaren Übelkeit erwachte und auf jenes weiße Gesicht vor mir sah. Vielleicht hab' ich ihn getötet. Vielleicht war ich wahnsinnig. Es ist ein beständiges Summen in meinem Kopf, ich kann nicht nachdenken.“ Er stand wieder und starrte in das trüb einfallende Licht. „Wahnsinn!“ sagte er.

Als sie den zugigen Korridor des Gefängnisses hinuntergingen, wandte sich Tufnell erschöpft an seinen Begleiter: „Er schauspielert,“ sagte er, „ich kann ihn nicht verdammen, Mr. Glenn, aber es ist schrecklich, furchtbar. Ich sehe ihn vor mir als kleinen Burschen mit Ringellocken und einem kurzen Kittelchen. Schauspielert er wirklich? Glauben Sie?“

„Unmöglich zu sagen, Mr. Tufnell“, antwortete Glenn. „Er schien wirklich ehrlich, nicht übertrieben und nicht zu niedergeschlagen. Vielleicht hat der Schlag sein Gedächtnis getrübt; vielleicht war er vorübergehend geistesgestört.“ Sie schritten in Gedanken versunken weiter.

*

Für Hilton Glenn war wenig anderes zu tun, als das Verhör abzuwarten. Gemäß seinem stets gleichbleibenden Verfahren in solchen Dingen notierte er alle Details so, wie er sie wußte, und brachte sie dann nach sorgfältiger Prüfung jeder einzelnen Tatsache in methodischen Zusammenhang, worauf er sich — eine seiner besten Fähigkeiten — die Handlungsweise jedes einzelnen der



LEIBNIZ-KEKS

DER BUTTER KEKS



H. BAHLESENS
KEKS-FABRIK A.G.
HANNOVER

TET-PACKUNG

ERHÄLT DIE WARE
FRISCH U. KNUSPERIG

Beteiligten innerlich greifbar vor Augen führte.

Jede Tatsache lag offen zutage, die Geschichte war lückenlos; Gerald war irgendwann in der Nacht in seines Onkels Zimmer gedrungen und hatte ihn getötet. Es hatte ein kurzer Kampf stattgefunden, bei dem Gerald so geschlagen wurde, daß er das Bewußtsein verlor. Als Motiv war die Erbschaft von Whiteley Rollands bedeutendem Besitz anzusehen, oder es mochte auch ein böser Streit ausgebrochen sein.

Ein rohes Verbrechen, wahrhaftig, dachte Glenn; aber Gerald war ein Mann, der unkompliziert dachte, ein Mensch mit schwerfälligem Körper und schwerfälligem Geist, ehrlich und geradezu, wie dieser Typ meistens ist. Der Letzte, der sich an einem Menschen vergriffe. Tat er das aber, so geschah es sicher brutal, ohne Umwege, nicht so heimlich im Dunkeln. Glenn grübelte über diesen Gedanken, kam aber zu dem Ergebnis, daß man keinen seiner Mitmenschen auskennen kann; man kann sich stets irren. Denn die Tatsachen standen unleugbar fest.

Am Tage des Verhörs war er im Gerichtssaal, lange bevor die unvermeidliche Menschenansammlung begonnen hatte.

Ein aufgeregtes Murmeln wurde unter den Zuschauern hörbar, als Gerald Waring hereingeführt wurde, totenblaß, mit verzweifelterm Gesichtsausdruck, den Kopf noch verbunden. Er achtete auf niemanden, setzte sich dumpf hin und erhob während der Verhandlungen den Blick kaum vom Boden. Glenn hoffte, daß die Aussage des Arztes vielleicht einen Anhaltspunkt für eine momentane geistige Störung ergeben könnte, und das war für ihn am wichtigsten; aber bevor noch Whiteley Rollands Chauffeur, der nach dem Hausmädchen auf der Zeugenbank Platz genommen hatte, seine kurze Aussage beendet hatte, sah er plötzlich ganz neue, erschreckende Möglichkeiten vor sich. Nichts fiel übrigens sonst irgendwem in dem vollgepfropften Saale auf; es war eine bloße Aufzählung von Tatsachen: wie der Chauffeur in das verdunkelte Zimmer gekommen war, wie er die Leselampe ange dreht und Whiteley Rolland

tot auf dem Bett hatte liegen sehen, worauf eine Beschreibung des letzteren, seines Äußern und seiner Lage folgte. Glenns trainierte Phantasie sah — über die bloßen gesprochenen Worte hinweg — die beschriebene Situation deutlich vor sich, und eine Frage tauchte in ihm auf. Die Aussage ergab ja keinen lückenlosen Gang der Geschehnisse mehr, da fehlte ein Glied in der Kette.

Er hatte keine Zeit, diesem neuen Gedankengang nachzuhängen, denn andere Zeugenaussagen folgten rasch aufeinander. Der Hausmeister wußte wenig mehr auszusagen, als daß er in jener Nacht noch spät aufgewesen sei und Rolland und Gerald Whisky serviert habe, bis ungefähr zwölf Uhr; zehn Minuten später hatten sie sich dann zurückgezogen.

Der Vorsitzende fragte ihn eingehend, ob sie viel getrunken hätten, entlockte ihm aber nur das Geständnis, er habe irrtümlich die Karaffe nur viertel gefüllt, was wohl auf seine Schlaftrunkenheit zu so später Stunde zurückzuführen sei.

*

Des Arztes Aussage machte dem Gericht den Gang der Ereignisse deutlicher. Glenn, der vorher vereinzelte Notizen gemacht hatte, schrieb jetzt alles sorgfältig mit, was gesagt wurde.

Nach den üblichen Fragen und des Doktors Aussage, daß der Tod durch einen Stich ins Herz mit einem Taschenmesser erfolgt sei, und daß der Ermordete schon vier Stunden tot gewesen wäre, als er ihn sah, wandte sich die Aufmerksamkeit des Gerichts dem Kopf des Gefangenen zu.

„Von was für einem Werkzeug rührt Ihrer Meinung nach die Wunde her?“ fragte der Vorsitzende. Der Arzt erwiderte, ohne zu zögern: „Die Wunde rührt von einem kantigen Gegenstand her, der nicht nur einen zackigen Schnitt verursachte, sondern auch das Fleisch ringsumher quetschte. Das Werkzeug war zweifellos der auf dem Bett neben dem Toten gefundene Zigarettkasten. Er ist sehr schwer für seinen Umfang, da er aus Elfenbein und Silber besteht, und nicht zu groß, als daß ihn ein Mann nicht in der Hand halten könnte. Ich fand an einer Ecke Blutspuren, auch drei kurze



Derby

*das vorbildliche
Herrenhemd*

Die Derby-Fabrikate sind kenntlich an
der gesetzlich geschützten Hufeisenkrone

Auf Wunsch weist Bezugsquelle nach: Die Crefelder Zentrale der Derby A. G.
Crefeld-Düsseldorf



Goldina Pralinen

Sind Leckerbissen ohne gleichen, vollendet in der Zusammenstellung und von erlesenem Geschmack

Goldina - A.O. Bremen

In allen guten Geschäften erhältlich

Haare und einen kleinen Hautfetzen, die meiner Ansicht nach vom Kopf des Angeklagten herrühren.“

„Genügt ein Schlag mit diesem Behälter, um einen Mann bewußtlos zu machen?“
„Offensichtlich.“ Keinerlei Fragen über Unzurechnungsfähigkeit wurden gestellt. Hubert Tufnell, der etwas hinter Glenn saß, bedeckte die Augen mit der Hand und schüttelte traurig den Kopf, womit er andeutete, daß er alle Hoffnung verloren habe. Der alte Mann schien verzweifelt und mochte nur widerwillig Gerald für den verhärteten Mörder ansehen, als welchen ihn die Aussage hinstellte, und als sein Neffe sich erhob, um vor Gericht auszusagen, sank sein Kopf willenlos in seine Hände und blieb so lange Zeit.

*

Große Bewegung entstand unter den Zuhörern, als Gerald Waring langsam zum Richtertisch schritt und gequälten Blicks die Gesichter musterte. Er schien in seinem Elend lethargisch, dem unentrinnbaren Schicksal gegenüber stumpf geworden zu sein; er schien sich zu dem endlosen Verhör und zu der Verhandlung selbst nur zu schleppen, weil das eben zu der gesetzlich vorgeschriebenen Tortur gehörte.

Hilton Glenn musterte ihn scharf, als die ersten Fragen gestellt wurden, und jeder, der den Detektiv beobachtet hätte, hätte von Zeit zu Zeit ein flüchtiges kleines Lächeln über sein Gesicht huschen sehen können, ein Lächeln, das vielleicht nur verriet, wie er sich heimlich über die hilflosen Antworten des Angeklagten amüsierte. Wer ihn kannte, hätte jedoch gewußt, daß das Lächeln nichts als das äußere Zeichen dafür war, daß er etwas mehr Klarheit in der Affäre gewonnen hatte, und hätte sich gewundert, was an der Erscheinung des Angeklagten oder den ungeschickten Antworten wohl dazu angetan war, mehr Licht in die ohnehin sonnenklare Geschichte zu bringen. Aber Hilton Glenn, so aufmerksam er der Aussage lauschte, versank doch dabei in tiefes Sinnen, setzte die undeutlichen, vagen Vermutungen, die ihm aufgestiegen waren, Stück für Stück zusammen und suchte noch immer nach dem letzten fehlenden und endgültigen Zusammenhang.

„Hatte der Verstorbene die Gewohnheit, spät schlafen zu gehen?“

„Ja,“ sagte Gerald, „oft um 2 Uhr und später.“

„Wann gingen Sie in der Nacht schlafen, in der er starb?“

„Ungefähr um 1/2 12.“

„Warum so früh?“

„Wir waren sehr müde.“

Ein Raunen lief durch die Zuschauer, und eine laute Stimme gebot Ruhe.

Glenn lächelte.

„Er schwindelt“, sagte der Mann neben ihm.

„Und wann haben Sie Ihr Zimmer verlassen und das des Verstorbenen betreten?“

Eine Totenstille entstand, und aller Augen waren gespannt auf Waring gerichtet. Was würde er antworten? Würde er überhaupt leugnen, sein Zimmer verlassen zu haben? Nein, das würde auch ein ganz Verrückter nicht tun, wenn man ihn eine Weile später leibhaftig in dem andern Zimmer gefunden hatte.

Grenzenlose Erschöpfung beschattete Gerald's Gesicht.

„Ich weiß nicht mehr“, antwortete er.

„Schlau“, murmelte der Mann neben Hilton Glenn. „Er spielt sich auf den zeitweilig Unzurechnungsfähigen heraus, was?“

„Ich weiß nicht mehr“ und „Ich kann mich nicht besinnen“, so lauteten Gerald's Antworten auf alle Fragen, die sich auf die dunklen Stunden vor und nach dem Verbrechen bezogen. Dann antwortete er mit „Ja“, als ihn der Vorsitzende fragte, ob er bewußtlos gewesen sei, als das Hausmädchen das Zimmer betrat.

„Was taten Sie dann?“

„Ich — ich weiß nicht mehr genau — ich sah meines Onkels Gesicht dicht vor meinem eigenen, aber ich war wie benommen, kaum bei Bewußtsein. Ich — o Gott — ich weiß nicht!“

„Sie wußten, Sie hatten den Verstorbenen getötet?“

„Ich — ich sah, daß er tot war.“

Ein angestrenzter Ausdruck des Nachdenkens trat auf Gerald's hageres Gesicht. „Nein, nein,“ brach er los, „ich dachte — ich weiß kaum, was ich dachte, ich war

Kakao Schokoladen Pralinen



Lohmann

gegr 1852

NEUGEBAUR & LOHMANN

A. G.

IN EMMERICH / RHEIN

126

bestürzt, betäubt. Einen klaren Gedanken hatte ich nicht.“

Plötzlich schien er sich gewaltsam zusammenzureißen und platzte heraus: „Ich dachte, ich müßte ihn getötet haben, aber ich konnte mich nicht darauf besinnen.“ Er brach mit einem konvulsivischen Schluchzen zusammen und wurde fortgeführt.

Als sich die Geschworenen zurückgezogen hatten und nach kurzer Zeit wieder erschienen, lautete ihr Spruch: Vorsätzlicher Mord.

Hilton Glenn lächelte wieder in sich hinein.

„Uninteressanter Fall“, sagte der Mann neben ihm, als sie den Saal verließen. „Alles liegt klar auf der Hand, keinerlei Überraschungen zu gewärtigen.“

*

Zwei Abende später erschien Hilton Glenn in Highstead Hall. Er fand Mr. Tufnell in der Bibliothek, wo er las und einen Haufen Papiere, die seinem verstorbenen Vetter gehörten, ordnete. Doch als Glenn eintrat, unterbrach der alte Mann, scheinbar erfreut über die Störung, sofort die Arbeit.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Mr. Glenn“, sagte er und schüttelte ihm die Hand. „Dies Haus hier geht mir auf die Nerven.“ Er lächelte wie zur Entschuldigung seiner Schwäche und zog zwei Sessel ans Feuer. „Bringen Sie Neuigkeiten? Hat die Untersuchung noch Neues zutage gefördert? Ich für mein Teil verurteile nur Gerald's Haltung. Hätte er kühn und offensichtlich gelogen —“ Er vollendete den Satz nicht. „— so aber — ist er verloren, er stotterte, er zögerte...“

„Und sagte so die ganze verfluchte Wahrheit“, warf Glenn dazwischen.

„Die Wahrheit?“ Tufnell schien etwas ungläubig. Dann leuchteten seine Augen auf. „Sie glauben wirklich, er kann sich auf nichts besinnen?“

„Sicher“, antwortete Glenn. „Für jeden unvoreingenommenen Beobachter war es offenbar, daß er die Wahrheit sprach. Das kann natürlich nicht das Gericht beeinflussen, wohl aber Sie und mich.“

Tufnell schwieg. Dann begann er feierlich: „Mr. Glenn, seit Beginn dieser Tragödie habe ich in Ihnen — wie soll ich sagen? —

noch etwas wie eine letzte Hoffnung, einen ganz Unparteiischen gesehen. Mir schien, als seien Sie von dem, was alle andern für erwiesen halten, nicht ganz so überzeugt. Glauben Sie, daß er möglicherweise doch unschuldig ist?" Er fragte in einem fast ermutigenden Ton, weniger in der Hoffnung auf eine bejahende Antwort, als vielmehr in der Absicht, Glenn zum Sprechen zu ermuntern.

Er brachte sein lahmes Bein in eine bequemere Lage, und seine Kneifergläser funkelten wißbegierig im Feuerschein.

Hilton Glenn zog nachdenklich an seiner Zigarre.

*

„Vielleicht arbeiten wir lieber mal meine Kombinationen durch, Mr. Tufnell. Es ist eine komplizierte Sache, ein Fall, bei dem man sich Ereignisse, denen man nicht beigewohnt hat, genau vor Augen führen muß, wodurch man aber der Wahrheit näher kommt als durch die zusammenhanglosen Beobachtungen der Zeugen.

„Etwas brachte gleich zu Anfang des Verhörs meine Ansicht über die Sache ins Wanken. Sie werden sich erinnern, daß der Chauffeur, als er ins Zimmer trat, als erstes die elektrische Leselampe angedreht hatte. Kombinieren Sie damit die Aussage des Arztes, daß Ihr Vetter schon 4—5 Stunden tot war, als er ihn untersuchte, und daß die Vorhänge des Schlafzimmers fest zugezogen waren, wie das ganze Hauspersonal bestätigt. Damit klärt sich ein sehr wichtiger Punkt von selbst. Das Drama, das in den frühen Morgenstunden sich abgespielt hat, muß ganz im Dunkeln vor sich gegangen sein.“

„Ja, und?“ sagte Mr. Tufnell gespannt.

„Rekonstruieren wir die Tragödie“, fuhr Glenn fort. „Ihr Vetter mag eine Weile wach gelegen haben; doch zieht man den leeren Aschbecher zum Beweis heran — Sie wissen, er rauchte stets im Bett — scheint es wahrscheinlicher, daß Gerald's Eintritt ihn erst aufgeweckt hat. Was tat er? Anscheinend nichts, was man hätte erwarten müssen. Er machte kein Licht, er verließ das Bett nicht, ja, er setzte sich nicht einmal im Bett auf. Ich habe diese wichtigen Tatsachen sehr genau durchdacht. Als man ihn fand, war er noch sorgfältig zugedeckt,



URADIA

Erhält Gesicht und Nacken jung und lebensfrisch

„Der gesunde Menschenverstand in der Physiologie“, so nennt ein hervorragender weiblicher Sachverständiger die neue Uradia, die wissenschaftliche Behandlung zur Verjüngung des Gesichts und Nackens. Uradia hebt, stärkt und belebt die Muskeln, macht sie fest und elastisch. Doppelkinn, die häßlichen Tränensäcke, Ecken, scharfe Linien um Mund und Augen, Röte, unreiner Teint werden beseitigt. Eine halbe Stunde tägliche Uradia-Behandlung im eigenen Heim erzielt sichtbare Erfolge. Ihr Gesicht fühlt sich sofort belebt, jugendliche Linien sind wieder hergestellt. Prospekte kostenfrei. Karton für sechs Behandlungen Mark 6.—

Schlänke Knöchel und Schwefels. Es entfernt die Wadenerlangen Sie in kurzer Haare nicht nur an der Zeit mit meiner neuen radioaktiven Spezialbinde aus Oberfläche, sondern zerstört Kautschuk. Prosp. frei. M. 8.— den Haarwuchs. . . M. 15.—

Pasta Divina, Haut-Nähr-Creme; verhütet und beseitigt Falten, hebt die gesunkenen und erschlafften Muskeln, gilt reinen, schönen Teint. M. 1.25, 2.75, 6.—

Ab-Scent, farb- und geruchlos, das Neueste gegen penetrant. Schweißgeruch. M. 2.50

Out befreit Sie von lästigen Haaren mit dauerndem Erfolg! OUT ist frei von schädlichen Chemikalien und dem üblen Geruch des

Ebee - Schälpaste, gegen alle Hautunreinheiten, großporige Haut, Röte in veralteten Fällen. Erneuert die Haut ohne entzündliche Reizung M. 8.—

Nero, echte Färbung der Augenbrauen und Wimpern, Wochen hindurch anhaltend, durch Waschungen unbeeinflusst. Bl, br, schw. M. 4.—

Cedera-Paste. Natürliches Ebenmaß, elegante Figur schnell und sicher mit Cedera M. 1.70, 5.—, 6.50.

Alle Anwendungen finden Sie in meiner bekannten Broschüre: „Was jede Dame wissen muß“. Bei Bestellung von 3 Präparaten und Voreinsendung des Betrages erfolgt portofreie Zusendung. Teplitz-Schönau, Meissner Str. 26.



FRAU ELISE BOCK G. M. B. H.
Berlin - Charlottenburg 44, Kanistr. 158.

lag flach ausgestreckt im Bett, den Kopf auf dem Kissen, so, als sei er im Schlaf erstochen worden. Um sich im Bett aufzusetzen, muß man sich hochziehen; Whiteley Rollands Lage glich genau der eines schlafenden Menschen. Die Vermutung liegt daher nahe, daß er erst aufwachte, als Gerald dicht am Bett stand, und dann nur noch Zeit hatte, nach dem Zigarrenkasten zu greifen, der einzig erreichbaren Waffe, als er angegriffen wurde. Können Sie folgen? Gut. Nun scheint es unwahrscheinlich, daß er solch ein schweres Ding gerade vor sich auf dem Bett liegen hatte, um so mehr, als er ja nicht geraucht hatte und ja wohl auch kaum solchen Angriff erwartete, sonst hätte er sich mit einer besseren Waffe versehen. Er muß den Behälter vom Tisch mit der linken Hand ergriffen haben, und mit der rechten schlug er dann damit auf Gerald's linke Schläfe. Als er starb, fiel der Behälter rechts auf sein Bett."

„Ja,“ sagte Mr. Tufnell zweifelnd, „das sind alles sehr geringfügige Umstände, Mr. Glenn.“

„Geringfügig, gewiß,“ lächelte Glenn, „aber doch gewichtig durch die Tatsache, daß alles im Dunkeln vor sich ging. Stellen Sie sich die Szene vor: pechschwarze Nacht; Rolland wacht auf; merkt, daß jemand neben dem Bett steht; beugt sich über das Tischchen, ergreift mit unfehlbarer Sicherheit den schweren, unhandlichen Behälter; wendet sich zurück. Ein kurzer Kampf folgt. Dann, im gleichen Augenblick, trifft jeder den andern; einer tödlich, der andere macht mit seinem Schlag seinen Angreifer auf Stunden bewußtlos. Im Dunkeln. Sicher ein Zusammentreffen von Geistesgegenwart, Raschheit, Zufallsglück, das wunderbar anmutet, Mr. Tufnell?“

Der Ältere zögerte eine Weile. „Aber was hat das mit der Frage nach meines armen Neffen Schuld zu tun?“ fragte er endlich.

Hilton Glenn antwortete mit einer neuen Frage. „Haben Sie jemals jemanden geschlagen, während Sie auf dem Rücken lagen?“ fragte er lächelnd. „Nein, sicher nicht.“

„Leuchtet es Ihnen ein, daß das eine sehr schwierige und unbequeme Lage ist, um eine schwere, dicke Waffe zu handhaben?“

Daß Ihr Vetter ein alter Mann war? Daß der Schlag Gerald Waring bewußtlos machte, vier Stunden lang — mindestens vier Stunden? Ein Schlag, im Dunkeln ausgeführt und gerade in dem Augenblick, als der Tod nach einem harten Kampf mit einem um 40 Jahre Jüngeren eintrat? Ich kann gar nicht anders, es zwingt mich förmlich“ — er sprach langsam, jedes Wort betonend — „noch nach einem Dritten in dieser Tragödie zu forschen, einem Dritten, der auf Gerald losschlug, als dieser seinen Onkel tötete.“

„Einen Dritten!“ stieß Tufnell hervor, „einen Dritten...“

„Warum nicht?“ unterbrach Glenn. Es gibt dreieckige Beziehungen im Haß wie in der Liebe. Sie sind erstaunt? Sie werden noch erstaunter sein.“ Er warf seinen Zigarettenstummel fort und beugte sich lächelnd zum Feuer. „Ich glaube, ich bin etwas zu ausführlich geworden, Mr. Tufnell, aber es war nötig. Nun werden wir aber vorwärts kommen wie mit Siebenmeilenstiefeln, verzeihen Sie die Metapher. Ich will es kurz machen.“

„Ich vermute also einen Dritten. Wie es nur natürlich ist, tauchte sofort die Annahme bei mir auf, daß dieser Dritte den Mord begangen hat und nicht Gerald. Ich sprach mit dem Doktor, der Gerald's Wunde behandelt. Nach ein paar kurzen Erläuterungen gab er zu, daß der Schlag, obgleich heftig genug, um einen Mann zu betäuben, doch lange nicht ausreichte, um jemanden vier Stunden bewußtlos zu machen. Von hier ab wurde alles klar. Sie können von dem Vorhergesagten das meiste wieder vergessen — hier fängt's an. Der Schlag mit dem Behälter wurde von einer dritten Person ausgeführt, von dem wirklichen Mörder; aber nicht der Schlag machte Gerald vier Stunden oder länger bewußtlos. Kurz, er wurde betäubt und dann als Sündenbock benutzt, — die ganze Szene war von dem Mörder fingiert.“

Tufnells Gesicht wurde weiß vor Erregung, und er atmete einen Augenblick schwer mit funkelnden Augen.

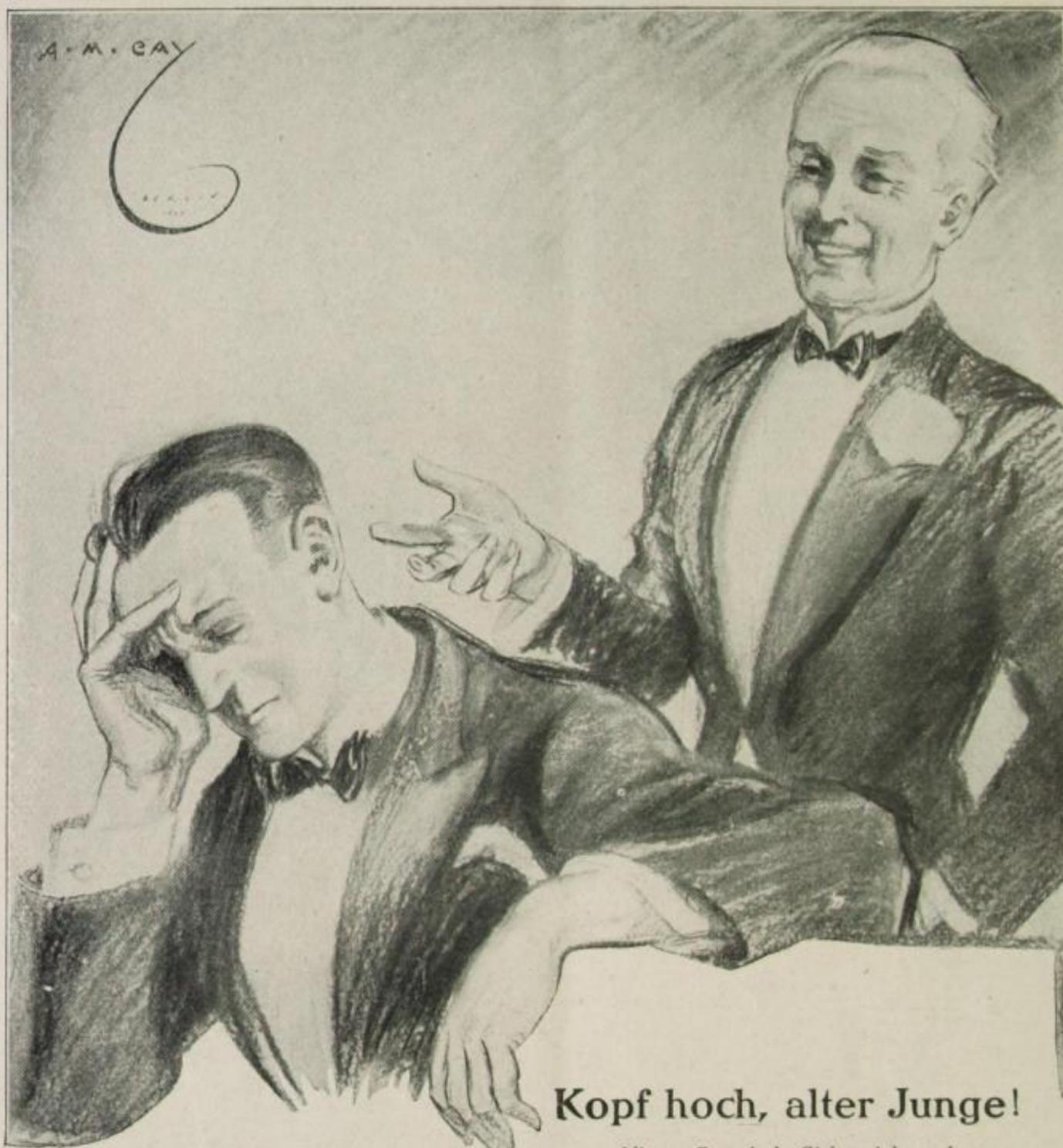
„Ich sehe es. Ich sehe es vor mir“, wiederholte er. „Das ist fabelhaft, Mr. Glenn. Haben Sie eine Ahnung, wer der Schuft ist,“

HALPAUS

CIGARETTEN



AVIDE · PRIVAT · MEDOC



Kopf hoch, alter Junge!

Nimm Satyrin! Sieh mich an!
Der Professor hat's mir verordnet.

*Der Arzt empfiehlt es
Der Apotheker führt es*



SATYRIN GOLD
für den **Herrn**
SATYRIN SILBER
für die **Dame**

SATYRIN

Das Hormonpräparat, der Sieg der Wissenschaft,
Lebenstreude, Jugendfrische kehren zurück.

SATYRIN GES.
GESCH.

AKT • GES • HORMONA DÜSSELDORF
FABRIK ORGANO-THERAPEUTISCHER PRÄPARATE

der meinen Vetter ermordete und dann —“ Seine Fäuste ballten sich, er hinkte ruhelos durch das Zimmer, unfähig, sich zu beherrschen.

„Bedenken Sie auch, Mr. Tufnell,“ fuhr Glenn gleichmütig fort, „wenn nicht Ihr Vetter gerade selbst mitgeholfen hat, seine eigene Ermordung zu inszenieren, muß er auch betäubt gewesen sein. Eine so schlaue eingefädelte und komplizierte Geschichte kann nicht ausgeführt werden, wenn ein Schlafender im Zimmer ist. Wann wurde er betäubt?“ Glenn erhob sich gleichfalls und stellte sich neben Tufnell, der stehen geblieben war. Dann fuhr er mit leiser Stimme fort:

„Beide sind durch den Whisky betäubt worden, den der Hausmeister Furlow ihnen am Abend zuvor brachte. Erinnern Sie sich der Begleitumstände: Furlow war ungewöhnlich lange auf. Warum? Er hatte ihnen zunächst zu wenig Whisky gereicht. Warum? Gewiß, damit er sie später beim Nachfüllen betäuben konnte. Hätte er das zu früh getan, so hätte das seinem Plan geschadet. Nachdem sie das zweitemal Whisky getrunken hatten, wurden sie schläfrig und gingen zu Bett. Da haben Sie die Erklärung dafür, daß der an Schlaflosigkeit leidende Rolland, der gewohnt war, im Bett zu rauchen, nicht in jener Nacht geraucht hat! Er schlief nämlich sofort fest ein — um nicht mehr aufzuwachen. Der arme Teufel!“

Es entstand ein Schweigen. Die Erregung, die sich einen Augenblick Glenns bemächtigt hatte, ebte wieder ab, und er nahm seinen alten Platz am Feuer ein.

„Setzen Sie sich, Mr. Tufnell“, sagte er. Doch der andere schüttelte ungeduldig den Kopf und nahm seine Wanderung wieder auf.

Glenn begann von neuem mit ruhiger Stimme: „Es ist unmöglich, die genauen Einzelheiten des Verbrechens zu rekonstruieren, anscheinend aber trug Furlow Gerald's bewußtlosen Körper in das andere Zimmer — keine kleine Last —, kein anderer im Haus könnte diesen schweren Mann tragen, und dann steckte er wahrscheinlich das Messer in Gerald's Hand und sorgte dafür, als er ihn über Whitely Rolland warf, daß es tödlich hineingestoßen wurde. Danach schlug

er auf Gerald mit dem Behälter los — um dem bewußtlosen Menschen den Kopf zu zerschmettern, und traf dann seine letzten Maßnahmen, warf das Bettzeug durcheinander, legte den Behälter zurecht... Unglücklicherweise drehte er das Licht ab. Solche Gedankenlosigkeit kann einen manchmal den Kopf kosten.“

Mr. Tufnell stand am Fenster und flüsterte vor sich hin:

„Nie hätt' ich das geglaubt, nicht einen Augenblick. Unmöglich! Gerald — unschuldig!“ Sein Gesicht war weiß vor Erregung. „Aber der letzte untrügliche Beweis, Mr. Glenn?“

„Wird in kurzem geliefert“, schloß der andere. „Heute abend fahre ich nach Haus. In ein oder zwei Tagen bin ich mit dem Beweismaterial zurück und hoffe dann auch das Motiv zur Tat zu kennen, das bisher ziemlich im Dunkeln liegt. Sie brauchen keine Angst zu haben, mit Furlow allein zu bleiben, doch lassen Sie ihn nicht im geringsten merken, daß ein Verdacht gegen ihn besteht. Wenn Sie mal nach ihm klingeln wollen, so will ich ihn bitten, meine Handtasche zu holen.“

„Furlow,“ sagte er, als der Hausmeister eintrat, „ich habe meine Handtasche im ‚Weißen Hirschen‘ stehen. Wollen Sie sie dort abholen und mir in ungefähr einer Stunde an den Bahnhof bringen? Das Gasthaus liegt mir ziemlich aus dem Wege, und ich hab' nur noch wenig Zeit. Bitte gehen Sie aber selbst, weil ziemlich wertvolle Dinge drin sind. Ich gebe Ihnen ein paar Zeilen an den Wirt mit, warten Sie, ich komme gleich wieder.“

Er verließ das Zimmer und kam nach ein paar Augenblicken mit einem Umschlag zurück, den er dem Hausmeister einhändigte. „Danke“, sagte er.

Furlow ging, und man hörte, wie er in die Küche hinunterstieg, um Hut und Rock zu holen.

„Kommen Sie,“ sagte Glenn zu Mr. Tufnell, „ich stelle ihn da auf eine kleine Probe, ehe ich abfare.“

Er öffnete die Gartentür und winkte dem andern, ihm zu folgen. Vor ihnen breitete sich im schwachen Mondlicht der matt

erhellte Rasen aus, über den hier und da die bewegungslos stehenden Bäume ihre schwarzen Schatten warfen.

Hinten verlor sich die breite Fläche zwischen den dunklen, raunenden Büschen.

„Kommen Sie“, sagte Glenn ruhig. „Sie gehen langsam, und wir müssen vor ihm eintreffen.“

„Was ist denn?“ fragte Mr. Tufnell zitternd. „Sie vergessen, daß ich ein alter Mann bin, und Abenteuer sind nicht mein Fall.“

Er folgte ihm hinkend, und sie schritten zusammen über den schwach erhellten Rasen, Tufnell, am Stock hinkend, so schnell er konnte.

„Was ist denn, was gibt es denn?“ wiederholte er immer. „Diese Geheimnistuerei, Mr. Glenn, regt mich auf. Ich sehe gern klar, sonst werde ich nervös. Nervensache! Bitte etwas langsamer!“

Hilton Glenn verlangsamte seine Schritte etwas, als sie einen schmalen Pfad zwischen den dunklen Bäumen einschlugen und dann weiter in den offenen Park schritten; er ergriff seines Gefährten Arm, um ihn zu stützen.

„In ein paar Minuten werden Sie alles wissen, Mr. Tufnell“, sagte er. „Erklärungen sind zu umständlich. Furlow wird bald hier diesen Fahrweg herunterkommen, und wenn wir hier den Weg abschneiden, kommen wir an einer Stelle heraus, von wo wir ihn sehen können. Ja, hier, dachte ich.“

Sie gingen nebeneinander langsam weiter, bis wieder dichte Baumgruppen neben ihnen auftauchten und Glenn wieder Mr. Tufnell stützen mußte, damit er nicht im Dunkeln über die Wurzeln stolpere. Als es wieder etwas heller um sie her wurde, waren sie nur wenige Meter von dem weißleuchtenden Fahrweg entfernt, doch von den Bäumen genügend gedeckt, um nicht gesehen werden zu können. Mr. Tufnell war von dem kurzen Weg außer Atem und erschöpft.

„Sie hätten mir wirklich sagen können, was los ist, Mr. Glenn“, sagte er unfreundlich, „anstatt mich hier in solcher Hast mitzuschleppen. Wenn Sie Furlow verhaften wollen, so würde ich für meine Person lieber nicht dabei sein. Er wird noch denken, ich sei schuld, und sich an mir vergreifen.“

Hilton Glenn beruhigte ihn mit ein paar freundlichen Worten, und „Erst mal Beweise, bevor wir verhaften“, lächelte er. „Nachher vielleicht — ah, hören Sie!“

Am oberen Ende des Weges klangen dumpfe Schritte, und bald darauf kam Furlows mächtige Gestalt in Sicht, die sich rasch auf sie zu bewegte.

„Lassen Sie mich gehen! Ich ängstige mich!“ flüsterte der alte Mann.

Doch Glenn ergriff ihn beim Arm und zog ihn tiefer in den Schatten.

„Still, Mr. Tufnell“, sagte er kurz, als Furlow näher kam.

Der Hausmeister schritt rasch und kräftig aus, mit militärischer Strammheit, und mit seinen geraden soliden Schultern und dem unbewegten Gesicht mußte er jedem zufälligen Beobachter als ein echter Typ seines Standes erscheinen. Sogar Glenn, der hinter den Bäumen hervorlugte, konnte in dem ruhigen, mondbeglänzten Gesicht keinerlei Nervosität oder Ahnung einer Gefahr entdecken.

Des Detektivs Finger griffen fester um den Arm seines Begleiters. „Passen Sie auf!“ flüsterte er. „Die Probe!“

Furlow schritt weiter. Glenns freie Hand fuhr in die Tasche, drei Schüsse krachten, und wie die Dunkelheit sich blitzartig erhellte, sah man, daß die drei Kugeln dicht an Furlow vorbeigegangen waren. Indem er die Waffe vor Tufnells Füße warf, sprang Glenn wortlos tiefer ins Gebüsch.

Ein halb erstickter Schrei entfuhr Furlows Lippen, aber er machte keinerlei Bewegung; Überraschung oder Furcht lähmten ihn. Eine Hand war erhoben, wie um einen Schlag abzuwehren; die Augen starrten entsetzt geradeaus. Mit einem erstickten Ausruf sprang er dann auf Mr. Tufnell zu ins Gebüsch.

„Du Teufel,“ knirschte er, „erschießen willst du mich?“

Der alte Mann bebte vor Schreck und wollte fliehen. Bevor er aber nur zehn Schritte in dem dichten Unterholz vorwärts kam, hatte der Hausmeister ihn heftig an den Schultern gepackt und ihn herumgedreht. Der ruhige Ausdruck von vorhin war verschwunden, seine robusten Züge waren scheußlich verzerrt.

Kölnisches Wasser von besonderer Feinheit



Lavendel-Orangen

Erfrischend und nervenstärkend

Lavendel Orangen Seife

*Mit dem erfrischenden Duft von
Kölnischem Wasser Lavendel Orangen*

Jünger & Gebhardt, Berlin

„Wolltest du mich loswerden? Ja? Um dich zu retten, ja?“ zischte er, und die Stimme zitterte in unverhohlenem Haß. „Du Lump! Erzählst mir, ich soll mich dünne machen, weil ich verdächtig sei, damit du dann eine Gelegenheit hast, mich um die Ecke zu bringen!“

„Glenn war es ja“, schrie der alte Mann zitternd. „Ich schwöre, ich habe nicht geschossen.“

Furlow lachte auf. „Lüge“, zischte er. „Aber Glenn wird sich freuen, wenn er erfährt, warum du auf mich geschossen hast. Und er wird's erfahren, ob ich frei komme oder nicht. Nein, ich mach' dich nicht kalt, du Wurm! Ich möchte erst alles schön in der Zeitung lesen. Guter Mr. Tufnell, — hat mich bestochen, um seinen Drecksmord auszuführen. Du —“

Da raschelte es lebhaft im Gehölz. Furlow wurde plötzlich von hinten ergriffen, und Handschellen klapperten an seinen Gelenken. Tufnells winselnder Protest klang irgendwoher aus dem Dickicht, und noch einmal wurde das Klappern von Handschellen hörbar. Hilton Glenn trat aus dem Dunkel, und eine Autohupe ließ sich auf dem Fahrweg hören...

*

„Es war natürlich ein ‚Sprung ins Dunkle‘, verzeihen Sie die Metapher“, sagte Glenn später zu Inspektor Jaffery, als sie ihre beiden Gefangenen abtransportierten. „Aber ich konnte Furlow nicht so viel Intelligenz zutrauen, solch ein Verbrechen sich auszudenken; er besitzt Verstand und Selbstbeherrschung, aber nicht viel Phantasie, während Tufnell... Warum gerade Tufnell? Er hatte einen Grund: nach Gerald ist er der nächste Erbe. Er spielte ein meisterliches Spiel, aber — schließlich — hier haben wir ihn. Der Mörder ist nicht immer der wahre Schuldige, Inspektor; er ist oft nur das Instrument, das Werkzeug. Aber der, der hinter dem Werkzeug steht, das ist der Kerl, der einem die größte Arbeit macht, nicht?“

*

(Autorisierte Übertragung von
Hedwig Hirschbach.)

DER NOMADE

Fortsetzung von Seite 57

Vertrauen zum Großvater in die Brüche ging. Er war erst vier Jahre alt gewesen, aber Matti hatte ihn doch zur Schwarzjagd mitgenommen. Er müsse sich an Blut gewöhnen, hatte er gesagt.

Etwas abseits von der fremden Renttierherde waren sie stehengeblieben, und einige Finnhunde preßten die Herde so gut zusammen, daß nicht ein einziges Renttier aus dem Ring brechen konnte, denn bei jedem Fluchtversuch eines Tieres biß sich unter dem hetzenden Zuruf der paar Lappen einer der kleinen struppigen Köter im Bauch fest. So eng war die Herde gepreßt, daß sich Fell an Fell rieb und ein Wald gezackter Hörner starnte. Ein junger Lappe mit einem Lasso bewegte sich vorsichtig näher, und als er sich das Tier erspäht hatte, das unters Messer sollte, schlingerte mit raschem Griff das Tau um das Horngest des Opfers. Der lange Strick verwickelte sich im Hornwald, und es entbrannte ein heißer Kampf zwischen dem Lappen und dem Rennbock, der sich verzweifelt stemmte, um in der schützenden Gemeinschaft der Seinen zu bleiben. Als dieses Mühen umsonst war, wollte der Bock mit einer hurtigen Wendung im Ausbrechen sein Leben retten, aber eine Hündin setzte sich einem Blutegel gleich im Bauchfleisch fest. Der Rennbock brach in die Knie, weißer Schaum blähte aus den Nüstern, todesmatt ließ er sich aus dem Kreis zerrren. Aber als der Lappe das Renttier ganz zu sich heranziehen wollte, gab es von neuem einen furchtbaren Kampf zwischen Tier und Mensch. Mit heftigem Seitenwurf wollte das Renttier über den Schnee fortflüchten, aber der Instinkt des Lappen wußte das. Die Wucht der Tierbewegung warf ihn zwar zu Boden, aber er ließ den fest um die rechte Hand gewickelten Lasso nicht los.

Der Rennbock schleppte den Jäger einige Meter weiter, dann verließen das Tier die Kräfte. Stöhnend brach es zusammen, in sich immer mehr verdichtenden Wolken stieß der weiße Nasendampf aus den Nüstern. Daumen für Daumen wickelte sich der Lappe



Vielen Menschen ist es vollständig unbekannt, daß gerade das Wohlbefinden der Füße die notwendigste Voraussetzung ist für das Wohlbefinden des Körpers und der Stimmung. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, einen Gesundheitsstiefel herauszubringen, welcher die Voraussetzung schafft, die für das Wohlbefinden Ihrer Füße und das Wohlbefinden des ganzen Menschen notwendig ist. Ein richtiger Gesundheitsstiefel muß alle hygienischen Vorzüge sowie ein angenehmes Äußere verbinden, so daß ein solcher Stiefel von jedermann, zu jeder Zeit und überall getragen werden kann. — Gesundheits-Stiefel — erst das Erzeugnis gibt dem Wort seine wirkliche Bedeutung. Die mit dem Namen **Dr. Lahmanns Gesundheitsstiefel** herausgebrachten Erzeugnisse geben Ihnen die unbedingte Gewähr für das, was man unter dem Namen Gesundheitsstiefel bezeichnet und verstehen sollte. — Das von uns unter dem Namen des in der ganzen Welt berühmten Dr. Lahmann herausgebrachte Erzeugnis ist einzig und vollendet auf dem Gebiete der Gesundheitsstiefel. Dr. Lahmanns Gesundheitsstiefel sind nicht nur für kranke Menschen, sondern Dr. Lahmanns Gesundheitsstiefel sind für jedermann, der sich seine Füße gesund erhalten will. Erhältlich in allen durch Plakate gekennzeichneten Geschäften, wo nicht, weist Bezugsquellen nach der alleinige Hersteller:

Eduard Lingel,
Schuhfabrik A.-G., Erfurt
Dr. Lahmanns Gesundheitsstiefel sind über die ganze Welt verbreitet

Dr. Lahmanns Gesundheits Stiefel



Alleinverkauf für Groß-Berlin:

Schuhwarenhaus Carl Stiller, Berlin C, Jerusalemer Straße 32/35 und sämtliche Filialen

heran, und einige Schritte vor dem Tier warf er sich im Gewaltsprung über dasselbe. Wirbelnd flockte der Schnee bei dem Atemauskeuchen des Tieres.

Der Lappe saß nun rittlings auf dem Rennbock. Der blanke Stahl des Dolches, dessen Schneide er erst in vorsichtigem Schärfeprüfen über seinen Pelzweater strich, blitzte und saß bald im Tiernacken. Ein Zucken durchgrauste das Opfer, der Rückenwirbel war gut getroffen, ein paarmal ging noch der Krampf durch den Tierkörper, dann wurde er starr und steif. Und der Schnee war so rot...

Vom Anblick dieser Blutszene war Juhani krank geworden. Und ganz dahin war es mit dem Zutrauen zum Großvater, als dieser ihn zum Geldstehlen anleiten wollte. Juhani hatte der Versuchung widerstanden. „Du darfst niemals stehlen“, hatte einmal ein Pfarramtskandidat zu ihm gesagt, und dieser Satz war festgeblieben in seinem jungen Gemüt.

Und jetzt war er auf dem Wege, ein flotter Grubenlummel zu werden, so einer mit Silberuhrkette auf dem Bauch und braunem Priem zwischen den Zähnen. Und wenn er einmal wieder nach Hause kam, sollte Matti auch seine Freude haben, und eine Flasche Branntwein und ein Riesepaket Blättertabak. Und eine Uhr wollte er Matti auch mitbringen. Nein, eine Uhr nicht.

Das rohe Geschimpf des Lappen gellte ihm noch in den Ohren. Er wußte, er war ein Hurenjunge. Sowohl Matti wie die Bengels von Salmijärvi hatten ihm dies Wort in die Ohren gepfeffert, wenn sie auf ihn loshacken wollten. Was es eigentlich bedeutete, verstand er nicht. Er wußte nur, daß sich sein Vater nicht um ihn kümmerte und daß er nicht einmal dessen Namen kannte. Nur daß sein Vater beim Landmessen in Salmijärvi gewesen war, hatte er einmal einen Handelsmann beim Rennlappen erzählen hören. Jedes Wort hatte er gehört, obwohl die beiden glaubten, er verstehe es nicht.

Würde er nicht im Sommer Heimweh haben nach Salmijärvi? Weißer Schierling

blühte dort längs des Wassers, und die Heide war überrieselt von blauen und gelben Blumen...

*

Jetzt war er am Gipfel, wo die Birken aus dem Schnee stachen. Kräftiger blies der Nordwind und wirbelte die Schneewolken höher. Weit unten am See sollte Kirkenes liegen, aber noch war nichts als Berggipfel und Wald sichtbar.

Bergabwärts gleitend fuhr Juhani direkt in eine Wirbelwolke von Schnee. Von allen Felszacken und aus allen Klüften rauchte weißer Brand, wie eine Welle schwankte das Schneetreiben über den Abhang. Zweige und Kronen knickten wie bröckelndes Stroh. Die schwersten Baumriesen schwangen hin und her wie Jungwald, alte Stämme brachen prasselnd. Schritt für Schritt brach Juhani sich durch das rieselnde Meer. Die Schneekörner stachen wie Nadelgeprickel, das furchtbare Blasen drohte das Leben in den Gliedern in kalten Tod zu verwandeln. Juhani stürzte, biß aber die Zähne zusammen und stand wieder auf. In den Ohren sauste es, und die Müdigkeit des Todes zog Kreise. Wie ein Nachtwandler taumelte er durchs Land des Schreckens.

Plötzlich blaffte unten im Wald ein Hund auf. Aber Juhanis Hilferufe erstickten in seiner vertrockneten Kehle.

Das Hundegekläff kam näher. Wo war die rettende Behausung? Auf wunden Knien schleppte er sich weiter durch den Schnee... ja, und da, da war die Hütte. Er hängte sich an die Türklinke; die Tür ging mit ihm auf. Dann plumpste er leblos um.

*

Juhani aus Salmijärvi war zäh. Eine Woche später schaufelte er oben am Bärensee Erz für die riesige Walzmaschine. Er hatte sich in der Hütte rasch erholt, und da deren Eigentümer selbst ein alter Grubenlummel war, machten sie sich beide auf den Weg nach Kirkenes und fanden gleich Arbeit.

Juhani Salmi hieß er offiziell auf der Lohnliste, er, der jetzt den großen Erzfresser mitstopfte. Die wuchtigen Stahl-

E M I L L U D W I G

GENIE
UND
CHARAKTER

ZWANZIG MÄNNLICHE BILDNISSE

Mit 20 Kupfertiefdrucktafeln

13. bis 18. Auflage

Geheftet M 6.—, Halblein. M 8.50, Halbled. M 10.—

INHALT: Über historische Gestaltung, König Friedrich, Stein, Bismarck, Stanley, Peters, Rhodes, Lenin, Wilson, Rathenau, Lionardo, Shakespeare, Rembrandt, Voltaire, Byron u. Lassalle, Goethe und Schiller, Dehmel, Bang, Bildnis eines Offiziers

Kölnische Zeitung: Ein Künstler von glänzender Formbegabung, von kräftiger Schaukraft und berückendem Gestaltungsvermögen. Es ist eine Freude, ihm zuzuhören, wie er sicher bezeichnende Einzelzüge zusammenrafft und mit leiser, schmiegsamer Dichterhand zu einem überzeugenden Menschengebilde formt

Tag (Wien): Dieses interessante Buch zeichnet seine Heroen mit Andacht, ohne die falschen Legenden der Göttlichkeit, und ist sicherlich auch für die Jugend eine anregende und erzieherische Lektüre

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, Das Verlagsverzeichnis verlange man direkt vom

ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN W 35

kiefern kauten das Erz wie ein Mensch Brot. Förmliche kleine Erzlawinen rasselten aus den umgekippten Dräsinen, aber das Erz-fressermaul wurde niemals voll, die starken Kiefer konnten immer noch fressen.

Tag für Tag mästete Juhani die Walzmaschine. Er begann das Stahluntier zu lieben, das mit so fürchterlicher Gefräßigkeit ganze Erzberge schlang. Das monotone „kä, kä, kä“ der Kiefern seines Freundes wurde ihm ein vertrauter Laut; ihm war dabei, als spreche das Ungetüm zu ihm.

Heilfroh war er, daß er Mattis Hütte im Ödland verlassen hatte. Hier in der Baracke war das Essen gut und reichlich, niemals ging man mit knurrendem Magen zu Bett, und keiner der Kameraden schimpfte ihn Hurenjunge. Es war den starken jungen Männern ganz gleich, wer sein Vater war. Er hielt es mit diesen jungen, lebensfrohen Arbeitern, die den ganzen Tag in den schwarzen Grubengängen die Hacke schwingen und des Nachts, statt auszuruhen bis zum frühen Morgen, mit Frauenzimmern tanzten und liebelten. Nichts konnte sie zerknicken, und selbst nach den wildesten Orgien waren sie am Morgen pünktlich im Werk zur Stelle. Ihr Rückgrat war elastisch wie geschmeidige Stahlfedern, und etwas von der Härte des Erzes war in ihrem Wesen. Wenn's Weiber und Branntwein galt, scheuten sie nicht Gott und den Teufel. Hier galt das Recht des Stärksten — sie hatten ihre eigene gesunde Moral, und nichts von verweichlichter Humanität war bei den Grubelümmeln zu finden. — —

Ein Jahr darauf besaß Juhani den richtigen Schwung eines ordentlichen Grubelümmels. Er stieg flott durch die Straße in seinen groben Beinkleidern von englischem Pelz, und unter dem breitverbrämten Filzhut sah eine Zacke des schwarzen Rauhhaarschopfes hervor. Und Branntwein saufen und fluchen verstand er ausgezeichnet.

Zum Teufel! Er war ein Kerl von Erz und Eisen, der selbst dem Grubendirektor nicht aus dem Wege ging. Keiner wagte mit Juhani Handel anzufangen, denn man wußte, mit ihm war nicht gut Kirschen essen. Er schlug hart zu und war biegsam wie das Gebäum im Jungwald. Ein Rauhbein und ein

Teufelskerl erster Klasse unter seinesgleichen war Juhani Salmi geworden.

*

Ein kurzer Streik brach im Werk aus, die Arbeiter trumpften ihre Forderungen durch. Sobald der Streik abgeblasen war, entfernte die Verwaltung den alten gemütlichen Direktor, er war zu schwach aufgetreten. Ein jüngerer und robusterer Mann sollte als Werkleiter kommen, ein Kerl, der vor dem Härtesten vom Harten nicht zurückschreckte, wenn es darauf ankam.

Jetzt würde ein verdammtes Tempo in die Gruben kommen, sagten die Arbeiter, die den neuen Direktor noch als Oberingenieur von Sulis her kannten. Schlimmer als ein Höllenhund wäre er, erzählte eines Abends in Juhanis Baracke ein von Sulis gekommener Arbeiter. Der Oberingenieur hatte ihm dort auf der Stelle die schwarze Katze gegeben, weil er fünf Minuten zu spät gekommen war. Ein Teufel aller Teufel ist er, beteuerte der Arbeiter. Wie Zitronen preßt er uns den Saft aus. Wartet, Jungens, ihr werdet noch bei ihm die Knute schmecken!

„Zu Pluckfisch werden wir das Schwein pflücken!“ fiel Juhani ein. Er war längst nicht mehr der Lappenjunge, sondern pflegte mit den schwersten Kraftausdrücken zu balancieren, seit er Vizevormann im Anarchistenklub „Revolte“ war, und seine roten Sätze standen in Heidenrespekt bei den Kameraden.

Der Arbeiter kannte Juhani nicht und lachte grob: „Du Grünhorn willst den Direktor kirre machen? Du bist der erste, dem er eins aufs Genick gibt. Er kennt solches Lappengesindel gut! Er ist früher einmal als Landmesser da oben gewesen, da hat er ein halbes Dutzend Kvänen krumm geschlagen und mit allen Frauenzimmern zusammengelegt. Vielleicht bist du gar einer seiner Lausejungen“, höhnte der Arbeiter.

Juhani antwortete nichts. Ein innerer Brand flammte. Frischer, wilder Schmerz riß Altes und Vergessenes auf.

„Ist das wahr?“ schrie er.

„Und ob's wahr ist! Du siehst sogar ganz so aus wie das Teufelsaas in Sulis!“

★ ZIMMERLI ★ UNTERKLEIDER



*Gestrickt,
bürge durch
Elastizität
für
tadellosen Sitz*

CIBULKA
Ü

SÜDDEUTSCHE TEXTILWERKE (ZIMMERLI & CO.) G.M.B.H.
HERBOLZHEIM I./BR.

Mehr sagte der Arbeiter nicht, denn Juhani schlug ihn zu Boden. „Lügenmaul!“ schrie er, seine Stirnadern schwellen zu dicken, blauen Streifen an, und die anderen warfen sich dazwischen, damit der Arbeiter nicht zuschanden geschlagen wurde. Totschlag wollten sie in der Baracke nicht haben. Aber als der verprügelte Arbeiter sie gegen Juhani aufzuhetzen versuchte, wurde er in Ruhe an die Luft gesetzt. Alle nahmen sie Partei für Juhani, denn die ganze Bande hielt zusammen durch dick und dünn.

*

Der neue Direktor war gekommen. So ein Eisenkopf! Ja, jetzt war von früh bis spät Zug in der Sache. Niemals konnten die Arbeiter sicher vor Überraschung sein, und wenn einer dabei betroffen wurde, daß er über der Hacke döste, so bekam er die schwarze Katze auf der Stelle und mußte die Grubensiedlung innerhalb 24 Stunden verlassen. Die Arbeiter knurrten und murrten, aber keiner wagte, offen zu rebellieren. Den Klub „Revolte“ hatte er sofort aufgelöst, der Direktor. Solches Affentheater gab's nicht in seinen Gruben. Punktum.

Juhani hatte den neuen Direktor ein paar-mal getroffen. Es war förmlich, als seziiere dieser Mann die Arbeiter mit seinem Blick, und doch fühlte Juhani sich auf eine Weise merkwürdig zu ihm hingezogen. Das war doch ein Mann von Respekt! Manchmal fühlte er einen fast krankhaften Drang, zu dem Direktor zu gehen und zu fragen, ob er sein Sohn sei. Was der Direktor dann wohl sagen würde? Tatsächlich hatte er schon ein paar-mal im Direktorhaus vor der Kontortür gestanden, aber immer war ihm der Mut ent-schlüpft. Das fremde Blut war schuld an seiner Weichheit, war schuld daran, daß er trotz seiner Stärke niemals richtig einen Entschluß fassen konnte; er schwankte immer so lange, bis die Chance weg war. Seiner Mutter trauriges Erbe war das, Matti Siro-las verdammtes Blut! Ein Glück, daß er wenigstens keine Säbelbeine hatte, das Kains-zeichen der verkrüppelten Rasse. Nein, Gott sei Dank war er kein O-beiniger Nomade, der von gestohlenem Renntierfleisch vegetierte und das Frauenzimmerpack um Branntwein

anbettelte. Er, Juhani Salmi, war ein echter norwegischer Bursche, der sein Brot mit starken Armen verdiente.

Eines Tages während der Mittagspause tauchte plötzlich der Direktor an der Walz-maschine auf, wo Juhani Vormann war. Er und seine Kameraden saßen priemkauend da.

„Na, ihr nehmt's ja mit der Ruhe, Jun-gens“, fing der Direktor an.

„Ja, wir haben Mittagspause“, antwortete Juhani, während er sich erhob und die Mütze zog. Er wollte zeigen, daß er Schick hatte.

„So — aber die paar Vormittagsstunden habt ihr nichts getan“, fuhr der Direktor hochschnauzig fort. Die Arbeiter sahen ein Unwetter aufziehen und griffen nach den Schaufeln. Aber Juhani wollte zeigen, daß er vor keinem Direktor kroch. Er bebte förmlich vor Trotz.

„Weg mit den Schaufeln, Jungens“, stieß er hervor. „Wir haben noch fünf Minuten Zeit.“ Er spuckte einen braunen Strahl auf den Schnee.

Dem Direktor war etwas schwül zumute. Dieser junge Mann war von einem ganz an-deren Typ als die Leute, mit denen er bis-her umgesprungen war. Aber er war Vize-vormann in „Revolte“ gewesen, und deshalb sollte er sein Fett bekommen.

„Deine Zwiebel geht eine Viertelstunde zu spät. Einen Vormann mit ungenauer Zeit kann ich nicht gebrauchen. Du kannst gehen.“

Das war für Juhani schlimmer als ein Fausthieb. Er wankte, dann aber schwoll ihm in wildem Zorn die Blutader an der Stirn.

„Das ist gelogen, Direktor!“

„Ich diskutiere nicht mit herausgewor-fenen Arbeitern. In 24 Stunden bist du aus Kirkenes draußen.“ Der Direktor ging.

„Streik!“ riefen die sich um Juhani scha-renden Arbeiter, die Fäuste in den Pelzhosen-taschen geballt.

„Nein, das sollt ihr nicht“, beherrschte sie Juhani. „Das da ist eine persönliche Sache zwischen dem Direktor und mir. Ihr hört noch von mir.“

Mit ein paar Sätzen war er fort über die Schneehalde, den Fußspuren des Direktors nach.



**Die Hausfrau schafft den Ihren
eine behagliche Ecke, ein poesievolles Ruheplätzchen
durch Paul Nave A.-G.-Korbmöbel**

Um unsere Kundschaft von der Leistungsfähigkeit unserer Fabrik zu überzeugen, liefern wir obige Garnitur, bestehend aus:

1 sechseckigen Tisch mit doppelter Holzplatte, 1 Bank,
2 Sesseln, 1 Gondel und 1 Hocker, zu einem
Reklamepreis von Rentenmark **82.—**

oder

2 Sessel u. 1 runder Tisch mit einer Platte Rm. **32.50**
franko jeder deutschen Bahnstation. Auf Wunsch Teilzahlung
bei angemessener Anzahlung und 10⁰/₀ Aufschlag. Lieferung
erfolgt in jedem Falle sofort. Schreiben Sie noch heute an uns.

PAUL NAVE, AKT.-GES., KORBMÖBELFABRIK

Das Fachhaus für erlesene Korbmöbel
LERCHENBERG — GLOGAU

*Über 3000 qm
Fabrikationsräume*

*Eigene Weidenkulturen
und Treibhäuser*

Der neueste Radio Bericht



★
*Wie Radio den ganzen Erdball umspannt,
In jedem Hause schnell Eingang fand,
So hat sich auch überall Geltung verschafft
Das Kölnische Wasser „Deutsche Kraft.“*



Jetzt würde er ihn umbringen!

Alles kochte. Alles flimmerte rot. Die Bäume waren rote Striche. Der Schnee für ihn voll Blutgesicker. Wie damals beim Renttierschlachten. Deutlich erstand wieder das rasende Gebaren jenes Lappen vor seinen Augen.

Im Wald holte er ihn ein.

„Direktor!“

Der wandte sich um. „Was willst du Lämmel noch?“

„Du bist mein Vater“, sagte Juhani.

Der Direktor lachte roh. „Ich habe Lausejungen genug. Dich kenn ich nicht. Wo bist du her?“

Bei den letzten Worten war die Stimme nicht mehr so hart.

„Aus Salmijärvi. Kennst du Zandra Sirola?“

Er sah dem jungen Mann ins Gesicht. „Das wäre zuviel verlangt, wenn ich mich noch an jedes Weibsbild in Salmijärvi erinnern sollte. Aber ich glaube, du siehst mir ähnlich, Junge.“

Es war, als wick der Böse von Juhani. Er stürzte in ein schwindelndes Glück.

„Jag' mich nicht vom Werk!“ sagte er leise.

Aber des Direktors Antwort fuhr wie kalte Dusche über ihn.

„Selbstverständlich sollst du dich packen. Das fehlte grade noch, daß ich jeden Tag einen von meiner Brut vor mir sehe.“

Wieder wurde es rot vor Juhanis Augen. Er stürzte über den Direktor, schleuderte ihn in den Schnee. Der versuchte ihn abzuschütteln, aber die Last auf seiner Brust war zu schwer...

Als der große Körper regungslos im Schnee lag, sprang Juhani in den Wald.

So, jetzt ging er nach Salmijärvi, schrie es in ihm, und brächte auch den Großvater um. Alle die, die seine Jugend vergiftet hatten!

Schattengleich glitt er durch den Wald, der im Tauwetter blauschwarz über den Abhängen stand. Der Schnee gab bisweilen unter seinen Füßen nach. Ein wundes Gestöhn hallte beim Bersten der Schneemassen durch die Waldweiten.

In Juhanis Kehle wallte etwas auf, aber er drückte es gurgelnd nieder.

Eine wässrige Sprühwolke ging nieder. Der schwarze Himmel schien im hereingebrochenen Dunkel auf die Baumkronen zu fallen, und blaue Blitze blinkten gleich Axtstößen zwischen den Stämmen. So hell wurde es mit einemmal, daß er das Zittern seiner eigenen Hände sah.

In Todesangst kroch Juhani unter ein Birkengestrüpp. Jeden Augenblick würde es auch da wohl einschlagen und die blinkblaue Axt von oben ihm den Schädel spalten.

Denn er war ein Mörder!

Aber das Schreckblinken hörte auf. Der Wald umflorte sich zu schwarzem Tüll.

Juhani lehnte sich gegen einen Stamm. Er war bald am Ende.

Doch — was war das, dieser von fern singende, dumpfbrummende Ton? Das Donnern wälzte sich näher, und die Erde unter ihm schwankte in Wellen.

Eine Lawine!

Er wußte, in wenigen Augenblicken war er begraben, und doch konnte er keine Zehe zur rettenden Flucht rühren.

Erst als der kalte Luftpresser ihm ins Gesicht stieß, regte er seine Glieder und rollte. Den Abhang hinab. Bäume knackten mit hölzernem Schmerzknirschen hinter ihm und splitterten in den Schnee, der unter seinen Füßen wellte. Er wollte nach etwas greifen, fand aber nur einen trockenen Zweig, der unter seinen Fingern zerschmolz.

Dann brannte es zum letztenmal rot. Juhani sank in den ewigen Abgrund.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Hermann Rößler.)

*Kommen
sogleich!*

Wir liefern
überallhin unsere
Photoapparate
in allen Formaten
Fahrräder
für Damen und Herren
Prächtige, trichterlose
Musikapparate
Schallplatten
Prismengläser
usw. gegen bequeme
Teilzahlungen von
5 Mark

an / Verlangen Sie
unsere Preisliste gratis

Zagelow & Co.
Stettin 136

*Zahlen
sogleich!*

ERLEBNIS EINES LUFTSCHIFFERS

Fortsetzung von Seite 5

die Tiefe zu stürzen, ich konnte es nicht mehr aushalten vor Schmerzen, mir war alles gleich, ob ich am Leben blieb oder nicht. Zum Glück gelang mir aber mein Vorhaben nicht, das Tau war zu fest. Ich bekam es trotz aller Versuche nicht los und begnügte mich mit dem Gedanken, auch an dem Tau hoch oben in den Lüften sterben zu können, wenn es sein sollte. Damit beruhigte ich mich.

Unterdessen hatten wir unsere höchste Höhe erreicht, also ziemlich 4000 Meter, wie uns die Besatzung erzählte. Wir fuhren immer weiter. Vom Landungsplatz aus hatte man uns schon lange aus dem Auge verloren. Bis jetzt hatte sich mein oberster Kamerad im Kletterschluß gehalten, aber jetzt wollte es nicht mehr gehen. Die Kräfte versagten fast. Er ließ sich langsam herunter und setzte sich auf mein Bein, das in der Schlinge war. Das war auch sein Glück, denn wenn ich nicht gewesen wäre, wäre er sicher weitergerutscht. Mit seiner Kraft zum Halten war es vorbei. Zur Sicherheit wollte auch er sich festbinden, wobei ich ihm auch behilflich war. Ich versuchte erst, ihm das Ende mit den Händen hinaufzugeben, aber er erreichte es nicht. So legte ich mir das Tau um mein rechtes Bein und gab es ihm so hinauf. Er band sich fest, und dann schlang ich mir das Ende auch noch ein paarmal um den Leib, damit ich ganz sicher hing. Das ging aber nicht so einfach, wie ich dachte. Ich zog also das Tau ein Stück mit den Händen herauf und legte es hinter den Kopf, mußte den Kopf aber stark am Genick andrücken, sonst rutschte es wieder heraus, weil ich doch mit dem Kopfe nach unten hing. Dann faßte ich wieder ein Stück darunter an, zog es noch ein Stück herauf, machte eine Schlinge, kroch erst mit dem linken, dann mit dem rechten Arm hindurch und wiederholte das ungefähr sechsmal. Nun war ich endlich mit meiner ganzen Arbeit fertig, an ein Abstürzen war nicht mehr zu denken. Das Atmen war ja etwas beschwerlich, wovon es war, weiß ich nicht, war es vom Tau, das

ich mir zu fest umschlungen hatte, oder kam es von der dünnen Luft. Da wir uns jetzt in Sicherheit befanden, war die Fahrt schon etwas angenehmer. Wir malten uns schon den Verlauf der Landung aus. Notgedrungen mußten wir uns in unser Schicksal fügen. Wo und in welcher Richtung wir uns befanden, wußten wir nicht einmal. Streckte ich meine Hand nach der einen Seite aus, so war es die reine Wetterfahne. Wie es uns schien, verschwand der schöne blaue Himmel allmählich. Wir gingen schon wieder tiefer, und so durchfuhren wir jetzt die Wolken-schicht. Ein Seufzer entrang sich meiner vom Tau umschlungenen Brust, als sich unter uns die große Erde ausbreitete. Ganz tief unten sahen wir jetzt wieder Dörfer, Felder, Wälder, Wiesen und Seen, durchbrochen von Eisenbahnen und Landstraßen. Dann wieder Forts, andere Befestigungen und einzelne Güter. Dieser Anblick war ein ganz anderer — als ob wir so etwas noch nie gesehen hätten. Es sah reizend aus, als sich ein Eisenbahnzug dahinschlängelte. Das Schiff hatte tüchtig gegen den Wind zu kämpfen. Wir beide sprachen noch miteinander, dabei zog sich mein Kamerad die Uhr auf, es war gerade $\frac{1}{2}$ 2 Uhr, also bis jetzt waren wir schon 2 Stunden in der Luft. Unter anderem fragte er mich, ob ich im Besitze eines Freifahrtscheines wäre. — Um mich zu orientieren, drehte ich den Kopf nach vorn. O welche Freude! Ich erblickte in der Ferne unsere Luftschiffhalle wieder. Ich machte sogleich meinen Kameraden darauf aufmerksam. Auch er sah mich erleichtert an. $2\frac{1}{2}$ Stunden waren verflossen, als wir unsere unfreiwillige Reise angetreten hatten. Wir kamen unserem lieben Posen immer näher, und dabei gingen wir immer tiefer, und die Luft wurde immer wärmer. Jetzt überfuhren wir schon die Warthe. Alles war klar zum Landen. Das Schiff schoß mit rasender Geschwindigkeit der Erde zu. Das Schlimmste für uns kam jetzt. Ich hing immer noch mit dem Kopfe nach unten. Durch verschiedene Umstände wurde das Schiff zu einer vorzeitigen Landung gezwungen. Der Betriebsstoff war verbraucht, und durch die Höhenfahrt war das Schiff zu schwer geworden. Also mußte bei der Landung sehr



BERLIN

STEGLITZERSTR. NR. 27

CÖLN

SCHILDERGASSE 111

BARMEN

NEUERWEG 38/42

DÜSSELDORF

SCHADOWSTR. NR. 52





Barmenia

*Versicherungsbank
für Mittelstand u. Beamte
D. u. G. zu Barmen*

**Die
Kranken-
versicherung**

**DES SELBSTÄNDIGEN MITTELSTANDES
DER BEAMTEN / LEHRER
UND FREIEN
BERUFE**

**Unübertroffen
IN DEN LEISTUNGEN**

*Mehr als 300
Verwaltungsstellen in
Deutschland*

**VERSICHERUNGSBEDINGUNGEN / AUFNAHME =
PAPIERE USW. KOSTENLOS DURCH DIE VERWALTUNGS-
STELLEN ODER DIE HAUPTGESCHÄFTSSTELLE IN BARMEN.**

gut aufgepaßt werden. Da wir Zwei am Tau ungefähr 100 Meter unter dem Schiff hingen, kamen wir als erste mit der Erde in Berührung. Diese war aber eine sehr traurige, eine sehr innige. Wie ein Fußball wurden wir herumgeschleudert. Zuerst wurden wir etwas fest auf ein Stoppelfeld gesetzt, blieben ein Weilchen liegen, wurden wieder in die Höhe gerissen, und zum zweiten Male wurden wir zu Boden geschleudert. Dieses wiederholte sich noch einige Male, bis wir endlich liegenblieben und mitgeschleift wurden. Mein Kamerad war inzwischen aus der Schlinge gefallen und, wie es seine Pflicht verlangte, nach der Gondel gelaufen. Mit mir ging es nun aber auf und ab, über Gräben und Felder. Sehen konnte ich nichts mehr. Augen, Ohren, Nase, Mund — alles war voll Sand. Die Hauptsache war, nur den Kopf hochhalten, um nicht aufzuschlagen. Ein Grenzstein stellte sich mir entgegen. Mein Kurs war genau die Mitte. Entweder ich oder der Stein hätten daran glauben müssen, wenn nicht zwei Mann vom Landungstrupp vorausgeeilt und das Tau kurz beiseitegerissen hätten. So entging ich glücklicherweise der Gefahr, wurde dann noch ein Stück geschleift und blieb endlich liegen. Infanteristen, die vom Wachkommando kamen und mithelfen sollten, wollten das Tau während der Fahrt mit dem Seitengewehr durchschlagen, aber ich glaube, nochmal würden sie es nicht versuchen.

Als wir landeten, stand schon alles bereit. Das Sanitätsauto kam bis zur Unfallstelle. Die Sanitäter schnitten den Knoten durch und legten mich auf die Trage. Jetzt war ich sämtlicher Sorgen enthoben, und erst jetzt konnten wir sagen, dem Tode entronnen zu sein. Ein siebenwöchentlicher Lazarettaufenthalt verschaffte mir meine alte Kraft wieder. An diesen schloß sich ein sechzehntägiger Heimaturlaub, den ich gut verlebte. Dieses Erlebnis wird ewig in meiner Erinnerung bleiben, und ich glaube, es wird auch kein zweites Mal auf diese Art passieren. Von diesem Unfall wissen nur wenige, denn während des Krieges erlaubte die Zensur nicht, daß es veröffentlicht wurde.

Mein erster Bühnenerfolg

Erlebtes von Arkady Awertschenko

Eines schönen Tages traf ich auf dem Boulevard eine junge, elegante, fesche dramatische Künstlerin.

„Weshalb machen Sie ein so böses Gesicht?“ fragte ich.

„Ach, Sie werden es mir kaum glauben, ich kann keinen zweiten Liebhaber finden!“

„Messalina“, dachte ich mit Abscheu. Dann fragte ich: „Haben Sie mit einem nicht genug?“

„Gewiß nicht. Man kann nicht mit einem Liebhaber auskommen. Hören Sie. Wollen Sie übermorgen die Rolle des zweiten Liebhabers spielen?“

„Danke, mein Herz ist schon vergeben!“

„Was hat das mit Ihrem Herzen zu tun?“

„Liebes Fräulein — ich muß Ihnen die Wahrheit sagen — ich liebe ein Mädchen und ...“

„Gestatten Sie — haben Sie schon Theater gespielt?“

„Ich?“ (Ich hatte nie die Bühne betreten.) „Unzählige Male. Die Bühne ist mein Leben!“

„Dann müßten Sie wissen, was ein ‚zweiter Liebhaber‘ ist.“

„Ich dachte, Sie sprechen über Ihr Privatleben ...“

Sie sah mich an und sagte im Tone einer beleidigten Königin:

„Mein Herr, wie können Sie es wagen zu denken, daß ich im Privatleben zwei Liebhaber habe?“

Später begriff ich ihre Empörung — sie hatte in Wirklichkeit vier Liebhaber ...

„Also morgen um 10 Uhr ist Probe ...“

Und dann war sie verschwunden.

Die Rolle war nicht groß, aber sie brachte mich in Verlegenheit. Ich las die Rolle einige Male durch, dann warf ich sie

MEYERS LEXIKON

in
12
Bänden



7. Auflage

völlig Neubearbeitet
150 Mitarbeiter von Ruf

Das unentbehrliche, nie versagende
Nachschlagewerk für jedermann

Über 160 000 Stichwörter
5000 Abbildungen
Karten und Pläne im Text
610 Bildertafeln (96 farbige)
140 Kartenbeilagen, 40 Stadtpläne
200 Text- u. statist. Übersichten
Dauerhafte, künstlerische
Halblederbände

Band 1 ist soeben erschienen
und kostet 30 Mark oder

nur 5 Mark

monatlich. Bei Monatszahlungen
10% Teilzahlungszuschlag.

Die weiteren Bände in Abständen von
vier bis fünf Monaten zum Tagespreis

„Bestellen Sie

jetzt:

das bandweise Erscheinen
erleichtert die Anschaffung
wesentlich!“

Buchhandlung Karl Block

Berlin SW 68, Kochstraße 9

Postscheckkonto 20749

Bestellschein:

Ich bestelle bei der Buchhandlung Karl Block, Berlin SW 68, laut Anzeige im „Uhu“: **Meyers Lexikon in 12 Bänden**, Band 1 zu 30 M sofort lieferbar, die weiteren Bände jeweils nach Erscheinen zum Tagespreis — gegen bar — gegen Monatszahlungen von 5 M mit 10% Teilzahlungszuschlag. Der ganze Betrag — die erste Rate — folgt gleichzeitig — ist nachzunehmen. (Nichtgewünschtes gefl. streichen!) Erfüllungsort Berlin.

Ort u. Datum:

Name u. Stand:

auf den Tisch und lief zu einem bekannten Schauspieler.

„Lieber Freund,“ sagte ich ihm, „erkläre mir, was braucht man, um auf der Bühne einen Erfolg zu haben?“

Seine Antwort war knapp und kurz:

„Frechheit!“

„Was??“

„Ja. Wenn du genügend Frechheit hast, so wirst du Erfolg haben, man wird dir applaudieren. Also vergiß nicht: Sich nicht verblüffen lassen und frech sein...“

Ich ging beruhigt fort.

*

Auf der Probe bemerkte ich, daß der Souffleur die Hauptperson war — alle blickten zu ihm voll Verehrung hinab. Ich hatte keinen Dunst von meiner Rolle, stellte aber mit Vergnügen fest, daß das ganze Ensemble konform mit mir ging.

Der Schauspieler, der die Rolle des alten Grafen spielte, spitzte seine Ohren, sah den Souffleur an und wiederholte jedes Wort, das der Souffleur sagte. Er sprach: „Ich habe mein ganzes Vermögen verspielt...“ Und ein paar Sekunden drauf fügte er hinzu: „Nein, ich kann Sie nicht heiraten!“

„Das sind nicht Ihre Worte!“ rief der Souffleur... „Das sagt Ihre Tochter!“

Und die Tochter wiederholte mechanisch die Worte:

„Nein, ich kann Sie nicht heiraten!“

In diesem Sinne ging die ganze Probe.

*

Im ersten Akt mußte ich in einem weißen Tennisanzug aus der Seitentüre auf die Bühne hinauslaufen. Vor dem Auftritt drückte man mir ein Rakett in die Hand. Ich warf das Rakett weg und lief auf die Bühne hinaus.

„Da bin ich!“ rief ich lustig.

„Grüß Gott!“ rief die Schauspielerin. „Hören Sie, da fliegt eine Biene herum;

ich fürchte mich, geben Sie mir Ihr Rakett, ich werde sie töten...“

Sie schaute mich an und fragte verlegen: „Wo ist Ihr Rakett?“

Rakett? Frechheit hilf mir... „Sei meinen, Fräulein, die Rakete, die ich früher in der Hand hielt? Wissen Sie, ich habe heute Geburtstag, da habe ich die Rakete abgebrannt... Es war sehr lustig... sie sauste in die Luft... Nun, wie fühlen Sie sich? Wie geht es Ihnen?“

„Danke, gut!“ antwortete die Schauspielerin schnippisch.

Ich zündete mir eine Zigarette an und verließ ruhig und kaltblütig die Bühne...

*

„Ihr Auftritt!“ sagte der Hilfsregisseur.

„Ich weiß!“ antwortete ich nervös und begann, meinen Schnurrbart zu drehen. Und plötzlich — mein Herz zuckte zusammen — blieb ein Teil des Schnurrbartes in meiner Hand...

„Ihr Auftritt!“ wiederholte der Regisseur.

Ich riß den Schnurrbart herunter, hielt ihn in der Hand und lief auf die Bühne.

Meine ersten Worte waren: „Mutter, der Graf hat mein Gesuch abgelehnt...“

Ich beschloß die Phrase zu ändern:

„Mutter, ich habe mir den Schnurrbart abrasiert. Nicht wahr, fesch?“

Da der Schnurrbart in der Hand mir hinderlich war, legte ich ihn auf den Tisch und sagte:

„Da haben Sie den Schnurrbart zum Andenken... Sie können ihn in ein Medaillon stecken. Ja, wissen Sie, Mutter, der Graf hat mein Gesuch abgelehnt...“

„Er hat es gewagt?“ sagte meine Mutter.

Auch diese Szene ging glatt vorüber... Meine Frechheit hatte gesiegt.

*

Im dritten Akt waren meine ersten Worte:



Die Cellufiber=Erzeugnisse

Deutsches Reichs=Patent

werden nach einer amerikanischen Erfindung hergestellt, die unter dem Patentschutz aller Kulturstaaten der Welt steht. Außer in Amerika sind auch in England die Erzeugnisse seit Jahren eingeführt. Sie haben ihre



großen Vorzüge gegenüber allen anderen Flechtmöbeln erwiesen und sind hochgeschätzt und beliebt. Das hat uns bestimmt, die Fabrikation dieser Neuheit in Deutschland aufzunehmen. Das zur Verwendung kommende nur einheimische Material ergibt ein feines, immer gleichmäßiges Geflecht, das nie sich auflöst und nie splittert, wie das bei gewachsenem Rohr oft schon nach kurzem Gebrauch der Fall ist. Die Wetterbeständigkeit der Cellufiber-Erzeugnisse, ihre Widerstandsfähigkeit und Dauerhaftigkeit sind bedeutend größer als bei allen



anderen Geflechtsarten. Sie vertragen Sonne und Regen gleich gut. Sie werden niemals brüchig oder wackelig. Sie sind genau so dauerhaft wie Möbel aus festem Holz. Die Cellufiber-Erzeugnisse werden nicht gebeizt, sondern hochglänzend lackiert. Ihr Lack springt nicht wie bei anderen Flechtmöbeln nach kurzem Gebrauch ab. Sie können in weiß, elfenbein, gelb, rot, blau, grün, braun, schwarz und in jeder anderen von Ihnen gewünschten Farbe geliefert werden. Den Stubenkinderwagen können Sie sogar, wenn Ihr Baby ein Mädchen ist, in rosa, wenn es ein Junge ist, in zart hellblau erhalten. Die Farben sind vollkommen lichtecht und giftfrei. Cellufiber können Sie abwaschen, im Freien mit dem Schlauch abspritzen. Form und Sta-



Wäschetruhen, Rauch- und Klubtische, Hocker und vieles mehr. Cellufiber-Möbel befriedigen jeden Geschmack. Sie wirken dekorativ in eleganten wie in einfachen Räumen, gleichgültig ob es sich um Wohnräume, Vorhallen, Wintergärten oder um Cafés, Dielen und Restaurants handelt. Cellufiber-Möbel sind trotz aller dieser Vorzüge billiger als Rohrmöbel. Auf Anfrage teilen wir Ihnen gern mit, in welchem Geschäft an Ihrem Platze Sie unsere Erzeugnisse erhalten.

ALLEINIGES CELLUFIBER-WERK IN DEUTSCHLAND:

LLOYD'S CELLUFIBER A.G.
WOLFGANG / POST GROSSAUHEIM AM MAIN

„Er kommt sofort her!“

Darauf mußte a tempo der Graf eintreten ... aber er kam nicht.

Später erfuhr ich, daß er in diesem Augenblick von seiner Frau windelweich geprügelt wurde — sie hatte ihn in flagranti mit der Friseurin erwischt.

„Er wird gleich kommen... Mutter, regen Sie sich nicht auf...“ sagte ich ruhig und ließ mich im Klubsessel nieder...

Wir warteten, Minuten verrannen, aber der Graf kam nicht...

„Mutter, Sie sind so aufgereg... Ich werde Ihnen ein Glas Wasser bringen!“

Ich sprang auf, lief hinter die Kulissen und rief wütend:

„Hol's der Teufel... Wo ist der Graf!“

„Um Gottes willen sagen Sie was“ — rief der Regisseur — „er wird gerade von seiner Frau geprügelt...“

Ich zuckte die Achseln und lief auf die Bühne zurück.

„Mutter,“ sprach ich, „ich muß Ihnen was Furchtbares mitteilen... Seien Sie auf alles gefaßt... Ich habe soeben eine furchtbare Neuigkeit erfahren: Das Auto des Grafen ist mit der Straßenbahn zusammengestoßen, der Graf wurde mit zerbrochenem Schädel und zerschmetterten Füßen nach Hause gebracht. Er liegt in den letzten Zügen... Fassen Sie sich...“

In diesem Moment erschien der Graf auf der Bühne.

„Sie haben nach mir geschickt, Anna Nikonorowna?“ fragte der Graf.

Die Schauspielerin schaute den Grafen wie geistesabwesend an.

„Herr Graf, Sie leben?“ sagte ich. „Dann ist das Gerücht also nicht wahr?“

Er schaute mich wie irrsinnig an, packte mich am Arm und sagte:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich muß Ihrem Sohne ein paar Worte sagen!“

Als wir hinter den Kulissen waren, sprach er voll Wut:

„Sie Trottel, was reden Sie für einen Unsinn zusammen... Sie extemporieren und bringen mich aus der Fassung!“

„Treten Sie zur rechten Zeit auf, küssen Sie im richtigen Moment die Friseurin und lassen Sie sich nicht von Ihrer Frau erwischen, Sie Casanova... Ich habe Sie schon begraben. Weshalb haben Sie nicht Ihren Kopf verbunden? Weshalb sind Sie nicht mit Prothesen erschienen...“

„Ihr Auftritt, meine Herren!“ rief der Regisseur...

Im vierten Akt mußte die Heldin sich vor meinen Augen erschießen. Sie griff hastig in die Lade des Schreibtisches und fand keinen Revolver... Sie ließ vor Schreck den Kopf auf den Schreibtisch sinken und jammerte leise vor sich hin:

„Es ist kein Revolver da. Was soll ich machen?“

„Es wird Sie ein Herzschlag treffen!“ rief ich ihr leise zu... „Ich werde Ihnen gleich was Furchtbares mitteilen...“

Ich ging zur Seite, packte mich am Kopf und sagte mit tränenumflorter Stimme: „Lyda, fassen Sie Mut... Ich habe lange geschwankt... aber jetzt muß ich es sagen: Die Bauern haben Ihr Gut niedergebrannt, Ihre Mutter, Ihre Brüder sind erschlagen worden...“

„Ach!“ rief Lyda und stürzte zu Boden.

Wir hatten einen Riesenerfolg. Der Vorhang ging zwanzigmal in die Höhe... Die liebe Frechheit hatte uns und dem Dichter den Erfolg gebracht.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Maurice Hirschmann.)

Der „Uhu“, das neue Ullstein-Magazin, erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Herausgeber: Peter Pfeffer. — Verantwortlicher Redakteur: Walter Zadek, Berlin. — Für die Anzeigen: Günther Leue, Berlin-Wilmersdorf. — In Oesterreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Ullstein, Berlin SW, Kochstraße 22—26.

Puder

KHASANA

der Duft tausend und einer Nacht

Mit Anmut, Gepflegtheit und Eleganz erreichen Frauen den Höhepunkt ihrer Anziehungskraft.

Khasanapuder macht es den Frauen leicht, schön zu sein, und den besten Eindruck zu erzielen. Das werden Tausende von Frauen bezeugen die ihn täglich benutzen.

Möchten Sie Khasanapuder nicht heute noch versuchen?

DR. M. ALBERSHEIM, Frankfurt am Main
Fabrik feiner Parfümerien

Khasana das unvergängliche!



- Parfum
- Taschenpuder
- Puderpapier
- Talkpuder
- Hautcrème
- Seife
- Kopfwasser
- Toilettewasser
- Eau de Cologne
- Brillantine
- Badesalz



Wer auf eine sorgsame
Pfleger seiner Fingernägel
bedacht ist, verwende
Dr. Albersheim's
Darupan-Nagel-
pflegemittel.



PHARES

Blendend
weiße
Zähne



2 8° 56 58



H. LAUF D'DORF